"DIE" WUNDERMAPPE DER DONAU ODER DAS SCHÖNSTE UND...




Gebunden
bei
ADOLPH TREBBIN
in
WIEN

Luzie
zum Andenken
an deinen Vater
G. D.
12 Mai 1956

Die

Wundermappe der Donau

oder das

Schönste und Merkwürdigste

an den

Ufern dieses Stromes in seinem Laufe durch die österreichischen Staaten.

Nach

36 Original-Zeichnungen

grossentheils von

THOMAS ENDER,

Professor an der K. K. Academie der bildenden Künste in Wien und Kammermaler des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Johann,

in Stahl gestochen

von den

vorzüglichsten englischen und deutschen Künstlern.

Pesth und Leipzig,
Verlag von C. A. Hartleben.

1841.


ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK
WIEN

Vorwort.

Die Federn der Touristen und die Griffel der landschaftlichen Kunst gehen unermüdlich auf neue Entdeckungsreisen aus, um alle Schönheitspunkte Europa's und fremder Welttheile auszubeuten, gleichwohl hat Deutschlands grösster Strom, die Donau, kein Stromgemälde in seinem schönsten Theil, nemlich im Laufe durch die österreichischen Staaten, nur mangelhafte oder theilweise Schilderungen mit Bildern, manche nur von veralteten Lithographien copirt, erfahren; es ist freilich nicht so leicht, passende Kenntnisse und Talente zu einer so schwierigen Aufgabe zu vereinigen. Und dennoch ist diese Aufgabe eine so würdige; ja, die Bedeutsamkeit des Gegenstandes weiset gebietend auf ihre Lösung hin.

Jeder Epoche hat der majestätische Strom der Donau, der „Sonnentrotzer", denkwürdige Zeugnisse abgewonnen. Er sah den Widerstand unserer Väter gegen den Andrang der römischen Legionen; er trug die Krieger Karls des Grossen und die frommen Schaaren der Kreuzfahrer; in seinem Thale befestigte das erhabene Haus Habsburg seine deutsche Monarchie; hier behauptete es sich siegreich gegen den Schwall der Osmanen, und in neueren Zeiten sollte Oesterreichs Kraft und Treue auch hier sich herrlich im Kampfe gegen einen mächtigen Gegner bewähren. — Und jetzt, nach beruhigten Stürmen, ist dieser Strom, wie einst der Verbündete des Krieges, der hilfreiche Diener des Friedens geworden; Handel und Industrie treiben ihre Wimpel auf seinen Wogen, und die Dampfschifffahrt, jene eilfertigste Tochter des Jahrhunderts, durchmisst geschäftig seinen Spiegel auf und nieder, Abend- und Morgenland mit einander verbindend. Aber wie das emsige Leben der Gegenwart ihn umwaltet, so hat sich an seinen Ufern auch die Vergangenheit manche ihrer Lieblingsplätze bewahrt; aus zahlreichen, ernstromantischen Ruinen blicken uns die

Bilder vergangener Tage an, ehrwürdige Denksteine des vergangenen Mittelalters, die zu dem wechselvollen Reize einer üppig-schönen Natur tiefergreifende und malerische Gegensätze bilden. So verschlingen sich in diesem wunderbaren Strome Natur und Leben in tausend schöpferischen Gruppen: Berge und Thäler mit frischem, jugendlichem Colorit; verdämmernde Fernen und Alpenspitzen, die geisterartig in die schöne Nähe herüberschauen; freundliche Städte und Dörfer mit bunten Häusern auf grünem und felsigem Hintergrunde; graue Rudera und schroffe Abhänge — ein unerschöpflicher Reichthum an Gestaltungen und Farben, ein reizend-wirres Gemenge von Schatten und Licht, von lieblicher und grotesker Laune der Natur!

Unsere Wundermappe des Donau-Stromes in seinem Laufe durch die österreichischen Staaten wird dem Bedürfnisse der pittoresken und romantischen Schilderungen alles Schönen und Merkwürdigen, das diese herrlichen Ufer schmückt, auf eine dem Kunstgeschmacke der Zeit genügende Weise zu entsprechen suchen. Nicht ohne begründetes Vertrauen treten wir mit diesem Unternehmen auf, da wir die meisterhaften Original-Zeichnungen, an Ort und Stelle grossentheils von der Hand des rühmlich bekannten Landschafter, Herrn Thomas Ender, ausgeführt besitzen, der im vorigen Jahre diese Stromlänge eigends zu diesem Zweck bereist hat und wovon wir mehrere, bereits für unser „Panorama der Oesterreichischen Monarchie", in Stahl trefflich ausgeführte Blätter in unserer Mappe verwenden. Insbesondere zeichnen sich unter denselben eine Reihe der interessantesten Ansichten von dem fast noch ganz unbekannten untern Gebiete der Donau aus, die mit der Festung Peterwardein beginnt, gleichsam die Eingangspforte, die Vorhalle zu der malerischen Scenerie, welche von Uj-Palanka an durch Engpässe, die die Donau durchrauscht, durch Stromfälle, durch Ruinen aus römischer und mittelalterlicher Zeit der obern Donau den Rang streitig macht.

Diese interressanten Gegenden werden sich hier wie im Spiegel gesehen darstellen, und ohne die Beschwerlichkeiten einer Reise bei ihrem Anblick erfreuen, dabei aber durch Treue und Wahrheit Alle mit Begeisterung erfüllen, denen es gestattet war, sie in der Natur zu sehen.

Inhalt.





I.

Dürrenstein.

Städtchen und Burgruine an der Donau. Oesterreich. Viertel ob dem Mannhartsberge.

Malerisch, wie kaum ein zweites auf der ganzen Stromfahrt von Ulm bis Wien, grüsst den Wanderer das Städtchen Dürrenstein. Es liegt dicht am nördlichen (linken) Ufer des Stromes, und prächtig erhebt sich hinter den Häusern des Städtchens der vielfach zerklüftete Fels, der die durch den Aufenthalt des gefangenen Heldenkönigs Richard Löwenherz welthistorisch berühmt gewordene Ruine der mächtigen Burgveste trägt. — Das Städtchen selbst ist uralt. Schon in Urkunden des eilften Jahrhunderts finden wir es erwähnt. Die Reste der alten Wälle, die Thore, die Ruinen des Klarisserinnenklosters, die alte massive Bauart der meisten Häuser, kundet dem Auge die mittelalterliche Entstehung dieser Bauwerke. Ueber ihre Schicksale ist indessen nur wenig bekannt, und sie knüpfen sich meist an jene der alten Veste, zu deren Füssen die Stadt liegt. Am 26. März 1645 ward sie von den Schweden eingenommen, und bei dieser Gelegenheit auch die alte Burg in Trümmer gelegt. In dem Erbfolgekriege war Dürrenstein ebenfalls von feindlicher Gewalt bedroht, aber eine glückliche Kriegslist der Bewohner wendete die Gefahr ab. Es setzten nämlich Franzosen und Baiern zu Pferde über die Donau, und gedachten das Städtchen zu überrumpeln. Die Bürger aber, davon benachrichtigt, verrammelten die Thore, legten geschwärzte Brun-

nenröhren statt der Kanonen an die Wälle, und marschirten unter Trommellärm im Innern hin und wieder. Die feindlichen Schaaren liessen sich täuschen, und zogen ab. Am 11. November 1805 wurden auf der kleinen Ebene unterhalb des Städtchens die Franzosen unter Marschall Mortier von den Austro-Russen, unter Kutusow und Schmidt, geschlagen. Fast die ganze Division Gazan wurde vernichtet, der Marschall selbst, verwundet, entrann, mit dem Rest der Truppen in Kähnen über den Strom setzend. Den Sieg entschied eine Umgehung der Franzosen. Ein der Gegend kundiger Jäger führte eine Abtheilung der Russen über die Berge in den Rücken der Feinde. Das Städtchen zählt 87 Häuser mit 424 Einwohnern. Es ist der Hauptort einer fürstlich Starhemberg'schen Herrschaft, insgemein die Schlossherrschaft genannt. Im Innern ist dieses Städtchen gänzlich unbedeutend, so schön sich auch dessen Anblick von der Donauseite darstellt, wo das neue Schloss, das ehemalige Stift und die Kirche als schöne Gebäude vortreten. Das hiesige Chorherrenstift wurde durch Otto von Meissau im Iahre 1410 errichtet. Chorherren des heiligen Augustin bezogen diese Residenz. Im Iahre 1718 liess der damalige Abt Hieronymus Uebelbach durch den St. Pöltner Bau- und Maurermeister Jakob Prandauer, welcher seinem Talent und seiner Kunst in dem Prachtbaue des Melkerstiftes ein unvergängliches Denkmal errichtete, einen neuen Bau führen, und so entstand das jetzige Prälaturgebäude und die schöne Kirche. Besonders herrlich ist der Standpunkt auf dem Kreuzgange, welcher sich in einem Halbkreise um die Chorwand zieht und eine imposante Aussicht auf den Strom und das nahe Gebäude bietet. Von Aussen führt auch überdiess eine offene Gallerie auf dem Rande der Klippe herum. In der Kirche ist der grosse Tabernakel merkwürdig. Dieses interessante Kunstwerk stellt sich als ein Globus von vier Fuss im Durchmesser dar. Er ist in Abtheilungen geschieden, in denen die Geschichte Jesu Christi zu sehen ist. Auf dem vordersten Felde ist die Allegorie der Religion dargestellt. Die Unterschrift lautet: *Sacerdotes Dei estote memores ad altare Dei Hieronymi Praelati peccatoris maximi* 1726. Als Aequator schlingt sich ein silberner Streifen um den Globus. Auf demselben ist in gravirter Arbeit eine Topographie der heiligen Orte in Palästina verzeichnet, und die Bild-

nisse der Apostel sind zwischen denselben angebracht. Auch die helle schöne Gruft und die sogenannte heilige Grabkapelle, so wie die Lorettokapelle, sind der Besichtigung werth. Von besonders schönem Bau ist der Thurm der Kirche. Im Jahre 1782 ward das Stift aufgehoben, und die Kirche ist jetzt Stadtpfarre. Die Besitzungen des Stiftes bilden die Stiftsherrschaft Dürrenstein, und gehören nun dem Stifte Herzogenburg. — Im Schlosse ist eine artige Bibliothek französischer und englischer Klassiker in Pracht-Editionen. Merkwürdig sind die ganz in den Fels gehauenen Kellergewölbe auf 4000 Eimer Wein. Die Einwohner des Städtchens leben meist vom Obst- und Weinbau, nur wenige von Gewerben. Unter allen Weinen der Wachau (so heisst hier die Ufergegend an der Donau) ist der sogenannte Pfaffenberger, bei Dürrenstein gebaut, der beste. Die Einwohner verkaufen viel Obst nach Wien. Oberhalb des Städtchens, am Waldstein, bearbeitet man einen Steinbruch. Als eines sehr pittoresken Gegenstandes müssen wir noch der Ruinen des schon 1769 aufgehobenen Klarisserinnenstiftes gedenken. Mitten in diesen malerischen Trümmern ist ein Gasthaus errichtet, welches den Reisenden recht gute Unterkunft gewährt. Wir kommen nun auf den merkwürdigsten Punkt dieser Gegend, die prächtige Ruine. Ihr Dasein ist urkundlich bis in das eilfte Jahrhundert zu verfolgen. Sie gehört zu den ältesten, schönsten und merkwürdigsten Burgen Oesterreichs, und ist selbst jetzt in ihren Trümmern herrlich und imposant. Bis in das zwölfte Jahrhundert sass hier ein eigenes Dynastengeschlecht, die Tyrnsteiner. Die Hunde von Kuenring, wie man die ritterlichen Herren dieses Namens nach damaliger Sitte hiess, erscheinen schon um das Ende des zwölften Jahrhunderts als Eigner der herrlichen Veste. Hadmar von Kuenring, dem auch Aggstein gehörte, herrschte in Dürrenstein. Herzog Leopold von Babenberg, genannt der Tugenhafte, zog im Jahre 1191 zum zweitenmale nach Palästina. Kaiser Friedrich I. führte die Schaaren in diesem grossen Kreuzzuge, dem dritten, welcher stattfand. Auch die ritterlichen Könige von Frankreich (Philipp II.) und von England (Richard Löwenherz), waren dem Rufe gefolgt, der so allmächtig durch alle europäischen Lande flog. In dem letzten Sturm auf Ptolomais (Akkon) war Herzog Leopold mit den Völkern der Ostmark der erste auf den Mauern. Nach

Siegesrecht pflanzte er Oesterreichs Panier auf den erstürmten Wall. Darob im gekränkten Ehrgeiz ergrimmt, vergass sich der Löwenherz so sehr, dass er das österreich'sche Panier herabreissen und in den Staub schleudern liess. Leopold, des Gesetzes eingedenk, welches den Kreuzfahrern jeden Streit in eigener Sache untersagte, beherrschte seinen gerechten Zorn, und liess für den Augenblick die Schmach ungerächt. Doch verliess er das Kreuzheer, und kehrte nach Europa zurück, wo er dem Kaiser Heinrich VI. (Kaiser Friedrich war in Palästina gestorben) den erlittenen Schimpf klagte, und von ihm das Versprechen erhielt, sobald die Gelegenheit es gestatten würde, Genugthuung zu erhalten. 1192 kehrte auch Richard nach Europa zurück. Er gedachte das Land, wo der von ihm so schwer beleidigte Herzog herrschte, zu vermeiden, aber ein Sturm fasste sein Schiff und warf es an die Küste von Aquileja. Mit Mühe rettete er das Leben. Doch verbreitete sich bald die Nachricht, der König irre flüchtig durch die Lande, um bald wieder befreundeten Boden zu gewinnen. Er ward verfolgt, und endlich in dem Dorfe Erdberg bei Wien erkannt und verhaftet. Leopold übergab den Gefangenen zu ritterlicher Haft an Hadmar von Kuenring, der ihn nach Dürrenstein bringen liess, und dort bewachte. Hier blieb er mehrere Monate, dann ward er dem Kaiser, welchem als Reichsoberhaupt der Herzog diese Sache zur Ausgleichung übergeben hatte, in Speyer überliefert, und auf dessen Befehl nach der Veste Trifels gebracht, bis im Jahre 1194 die Entscheidung erfolgte, dass der König gegen Stellung von Geiseln und ein Lösegeld von 100,000 Mark Silbers, dann gegen die Verpflichtung, in sieben Monaten nochmals 60,000 Mark zu bezahlen, frei gelassen werden solle. Richard zog heim, die Geiseln wurden gestellt, aber das Lösegeld nie bezahlt. Nur erhielt Leopold, wahrscheinlich als Entschädigung der ihm bei Ptolomais vorenthaltenen Beute, 4000 Mark Silber. Man ersieht aus dieser, ganz einfach, aus den besten gleichzeitigen Quellen geschöpften Darstellung der Begebenheit, wie absichtlich irrig und gehässig sie von vielen Geschichtschreibern entstellt ward. Selbst die Romanenschriftsteller sündigten hierin stark gegen die Wahrheit, und Walter Scott z. B. schildert das Ereigniss auf eine nicht zu entschuldigende Weise auf Kosten der Wahrheit.

Er stellt den zwar tapfern, aber auch in hohem Grade wilden und sittenlosen Richard als ein Ideal ritterlicher Tugend auf, und liefert eine arge Karrikatur des edlen Babenbergers, eines der grössten Fürsten seiner Zeit, den er als einen blöden Schwelger und Thoren darstellt. Hormayr hat darüber sowohl in seinem „Archive“ als in der „Geschichte Wiens“ eine eben so scharfe als freimüthige und urkundlich belegte Rüge mitgetheilt. Schultes in seinem sonst trefflichen Werke: „Donaufahrten“, berichtet ebenfalls gänzlich unwahr und gehässig über diese Geschichte. Wir müssen bei dieser Gelegenheit auch noch erwähnen, dass mit Bedauern gesehen wird, wie man noch immer den Besuchern des Schlosses Greifenstein bei Wien einen Holzkäfig zeigt (wahrscheinlich ein Kotter für leibeigene Verbrecher), und dabei erzählt, in solchem habe Richard Löwenherz gesessen. Ja man lässt reisende Engländer, welche man mit diesem unwürdigen Mährchen narrt, abgeschnittene Späne dieses Kotters mitnehmen. Richard sass aber nie in Greifenstein, und man schmäht das Andenken eines unserer edelsten Fürsten, wenn man erzählt, er habe seinem königlichen Feinde eine solche Haft gegeben! — Es wäre daher wohl an der Zeit, diesem Unfug ein Ende zu machen und den Holzkäfig wegzuschaffen. Vierzig Jahre nach Richards Haft auf Dürrenstein waren die Kuenringer die kühnsten Raubritter des Landes geworden. Von ihren Felsenburgen Aggstein und Dürrenstein aus durchzogen sie das Land, beraubten die Reisenden, gefährdeten die Donauschifffahrt, und trotzten im Bewusstsein ihrer Macht selbst dem Landesherrn. Doch der ritterliche Herzog Friedrich von Babenberg, genannt der Streitbare, der letzte dieses Heldenstammes, bezwang sie durch List und Gewalt; ihre Felsenburgen wurden gebrochen, sie mussten sich seiner Gnade unterwerfen, und wurden streng, doch nicht grausam bestraft. Im Jahre 1355 erloschen die Kuenringer von Dürrenstein mit Leuthold III. Die Burg kam an die Herren von Meissau, dann 1425 an die Ebersdorfer, später an die Enenkel, die Zinzendorfe und endlich 1663 an die Starhemberge, welche sie noch besitzen. Dass die Schweden 1645 das alte Schloss zerstörten, wurde oben erwähnt. Nahe an zweihundert Jahre liegt also die interessante Veste in Trümmern. Es ist leider nichts geschehen, dieses historisch so merkwürdige Denkmal der Vor-

zeit, diesen kühnen Bau unserer kräftigen Ahnen möglichst zu erhalten. Frei liess man die Zerstörung walten, und in wenigen Dezennien vielleicht ist die prächtige Ruine, gleich so mancher andern, an welche sich theure historische Erinnerungen knüpfen, spurlos verschwunden. Noch trotzen zwar mächtige Theile des Riesenbaues der Vernichtung, aber sie geht doch unaufhaltsam vorwärts. Noch ziehen sich von dem Städtchen die Befestigungen und Wälle den ganzen vielfach zerklüfteten Fels, dessen Zacken und Spalten die groteskesten Formen zeigen, bis an die Spitze des Berges hinan. Der Fels selbst ist wunderbar kahl und zerrissen. Doch findet der Botaniker hier mehrere Pflanzen, die sonst nur in dem südlicheren Europa zu Hause sind, und die schon die Aufmerksamkeit des alten Clusius, des Vaters unserer Botanik, anzogen. Die Mauern mit Schiessscharten, die Thürme sind grossentheils noch erkenntlich. Man sieht, dass das Ganze ein Dreieck bildete, und die Burg sammt dem Städtchen von allen Seiten abgeschlossen war und vertheidigt werden konnte. Durch geringe Nachhilfe liesse sich dem gänzlichen Verfalle vorbeugen. Innerhalb des ersten Thores war der Vorhof, aus diesem erhob sich in drei terrassenförmig über einander aufsteigenden Abtheilungen die eigentliche Veste. Der unterste Theil ist schon ganz zerstört, ein wirres Chaos von Trümmern. Vom Rittersaale steht nur noch ein Theil der Wand und eine Säule. Noch erkenntlich ist die Kapelle mit verbleichten Wandgemälden. Man erblickt noch einige gewölbte Balkone, zu denen stellenweise schon ganz zerfallende Treppen führen. Ein in den Felsen gehauenes Loch wird als das Gefängniss des Löwenherz gezeigt! Nach dem oben Gesagten bedarf dieser Unsinn keiner weitern Widerlegung. Leider dachte man nicht daran, jenes Gemach, wo der König wirklich in ritterlicher Haft sass, der Zerstörung zu entreissen; wer vermöchte es jetzt noch aufzufinden? Hinter dem Hauptgebäude dehnt sich noch ein Hof aus, in welchem, auf einem vorspringenden Felsblock, ein alter Wartthurm steht. Er ist noch zugängig, auf dem Plateau geebnet, und gewährt eine entzückende Uebersicht der Gegend. Mehrere Felsenkeller und Gewölbe sind ebenfalls erkenntlich, und noch vor zwanzig Jahren wies man einen unterirdischen Gang, welcher, wie man versicherte, bis hinab in das Städtchen geführt haben soll. Doch war er nur

noch etwa 50 Klaftern weit zu betreten; tiefer zeigt er sich gänzlich verschüttet. — Die Schönheit dieser merkwürdigen Ruine hat bereits mehrere Abbildungen derselben veranlasst, ohne dass indessen eine derselben von besonderem Kunstwerthe wäre. Zur Zeit der zweiten französischen Invasion liess der bekannte Denon die Gegend und die Burg zeichnen, und zwar zu dem Zwecke, die Decorationen zu der Oper: Richard Löwenherz nach diesen Zeichnungen malen zu lassen.

II.

Theben *(Dévén)*.

Markt und Schloss. Königreich Ungarn. Pressburger-Gespannschaft.

Unter den majestätischen Burgruinen an den Gestaden der Donau nimmt Theben einen der vorzüglichsten Plätze ein. Von überraschender malerischer Schönheit und wichtig in Beziehung auf geschichtliche Stellung, throut die prächtige Veste, auch als Ruine noch von imposanter Grösse, auf ihrem Fels. Ein ganz besonderes Interesse erhält dieselbe aber für den Beschauer dadurch, dass sie, hart an der Gränzmark des magyarischen Landes gelegen, gleichsam den Eingang in dasselbe auf würdige Weise bezeichnet. Von der Höhe jener zerklüfteten Felsen schweift unser Blick zum erstenmal über die gesegneten Fluren des schönen Ungarns, dem schimmernden Juwel in Habsburg's alter, angestammter Herrscherkrone. Obwohl mit seinen Gränzen von den Thoren der volkreichen Kaiserstadt nur wenig Meilen entfernt und das besondere Gepräge nationeller Gestaltungen in dieser Nähe weniger entfaltend, eröffnet jenes Land dem Fremden gleichwohl eine neue, ihm bisher fast gänzlich unbekannt gebliebene Welt, die seiner tiefern Forschung eine gewichtige Ausbeute der interessantesten Ergebnisse verspricht. Von der Natur in verschwenderischer Fülle mit allen Reichthümern der verschiedenartigsten Erzeugnisse hinlänglich ausgestattet, um dereinst die, zum Theil noch verborgenen oder wenig benutzten Schätze des ergiebigen Bodens an





halb Europa auszuspenden, dessen Bild es im Kleinen darstellt; von einem Volke bewohnt, das neben dem bunten Gemisch verschiedenartiger Stämme und Nationen, durch seine, in fernes Dunkel gehüllte, orientalische Abkunft und deren treu bewahrte Eigenthümlichkeit, durch frühere wechselreiche Schicksale und verhängnissvolle Kämpfe, so wie in neuerer Zeit durch die raschen Fortschritte seiner Cultur die theilnehmende Aufmerksamkeit aller gebildeten Völker in Anspruch nimmt: — liegt das herrliche Land im Schmucke wallender Saatenfelder, von goldnen Rebenhügeln umkränzt, vor uns ausgebreitet, gleichsam den fremden Wanderer freundlich zu sich einladend, dass er am Reichthum dieser Fluren sich erlabe. Die Pfade sind bereits geebnet: lustig bewimpelte Dampfboote lassen ihn auf dem, das Reich durchfluthenden, majestätischen Donaustrome im Flug dahingleiten und führen den Ueberraschten nach kurzer Rast hart unter unsern Füssen den entlegenen Ufern der jugendlich erblühenden magyarischen Hauptstadt zu, während wir auf senkrecht emporsteigendem Felsensitze den Blick für kurze Zeit von der lockenden Fernsicht abwenden, um ihn an den uns umgebenden romantischen Trümmern einstiger Grösse und den friedlich darunter gelagerten Wohnungen des betriebsamen Fleisses zu weiden. Hier, wo der länderscheidende Marchfluss sein träges Gewässer mit dem schnellwogenden Ister vereint, am linken Ufer des letztern liegt der Markt Theben, vom dunklen Grün des dichtbelaubten Bergabhangs überschattet. Der Ort wird von Deutschen bewohnt und zählt 208 Häuser mit 1042 Einwohnern, welche sich grösstentheils von Wein- und Obstbau nähren. Die Gurken, die hier gepflanzt werden, sind gesucht, so wie das Süssholz von Theben. Es befindet sich in dem Markte ein Königliches Haupt-Dreissigstamt für die Donauschiffe und eine katholische Pfarre. Im Westen des Marktes erhebt sich die Burgruine auf ihrem pittoresken Fels. Das Gestein ist Kalk, welcher hier auch über die Donau setzt; dicht neben ihm erscheint aber auch schon das Urgebirge, die sogenannten kleinen Karpathen bildend, auf deren Granitmassen auch das Pressburger-Schloss ruht. Zackig, zerrissen und zerklüftet ragt der Felsen empor, der Schloss Theben trägt, schroff im Süd, Ost und West, nur nördlich in sanfterer Abdachung sich niedersenkend. Man nahm bisher, durch die Nähe Carnunts, wo Marc

Aurel seinen grossen Geist anshauchte, verleitet, an, dass die Römer auf dem Thebner-Fels einen Observationsposten angelegt hätten, und dass derselbe so ziemlich gleichen Ursprunges mit Carnunt sein dürfte. Es ist indessen gar keine historische Bestimmung darüber vorhanden, dass die Römer jemals in dieser Gegend die alte Reichsgränze des Isters überschritten und am linken Donauufer Besitzungen gehabt hätten. Es spricht also vielmehr die Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Barbaren, vielleicht die Quaden, hier eine Gränzwehr gegen die Römer anlegten. Der, unstreitig slavischen Ursprung verrathende, Name ***Dévén*** (von ***Dewojna, Dowina,*** wie die alten heidnischen Slaven eine Jungfrau, oder auch eine der römischen Venus ähnliche Göttin nannten) lässt auch vermuthen, dass die Marahenser-Slaven, welche im 6. Jahrhundert diese Gegend in Besitz nahmen, jenes uralte quadische Castell benützten, erweiterten, und einer Königstochter, oder jener Göttin zu Ehren ihm diesen Namen ertheilten. — Der Gründer des grossmährischen Reiches, Swatopolk, und dessen Bruder Ratislaw, der wahrscheinliche Erbauer Pressburgs, sollen, Traditionen zufolge, im 9. Jahrhundert in Theben gehauset und der Letztere im Jahre 864 daselbst eine Belagerung von König Ludwig dem Deutschen ausgehalten haben. Als die Magyaren das grossmährische Reich bekriegten (893), war Theben schon eine der stärksten Vestungen desselben. Im Jahre 903 wurde sie den Ungarn übergeben, nebst dem Lande zwischen March und Waag, und blieb seitdem nebst Pressburg in ihrem Besitze, wahrscheinlich als Privateigenthum der Herrscher. Friedrich der Streitbare belagerte Theben fruchtlos 1233. Der grosse Böhmenkönig Ottokar eroberte es 1272. Später verliehen die Könige diese Burg dem Edelgeschlechte der Grafen von St. Georgen und Pösing, wie es Urkunden von Mathiàs Corvin bezeugen. — Nach dem Erlöschen dieser Familie kam Theben an die mächtigen Zapolya's, dann an die Bàthory, welche sich Castellane von ***Dévén*** schrieben, an die Keglevicz u. s. w. 1620 besetzten die Bethlen'schen Söldner diese wichtige Gränzveste; Graf Buquoy aber erstürmte sie 1621 wieder. 1650 verlieh Kaiser Ferdinand III. dem Palatin Grafen Paul Palfy das erbliche Eigenthumsrecht über diese Veste, und nach dieses Palatins letztem Willen, welcher von dem Könige förmlich bestätigt ward, gehört diese Herrschaft

zu dem im Jahre 1726 publicirten Majorat der Familie Palfy, welches, nachdem die Linie des Stifters schon 1706 erloschen war, auf die Primogeniturlinie überging und noch jetzt im Besitze der Erstgeburt dieses im Jahre 1807 in den Fürstenstand erhobenen Familienzweiges ist. 1683 versuchte das zur Belagerung Wiens heranwogende Türkenheer eine Ueberrumpelung Thebens; die Stürmer wurden aber von der tapfern Besatzung deutscher und ungarischer Söldner blutig zurückgewiesen. — Noch bis in unsere Zeit herab thront diese ehrwürdige Burg, welche durch ein volles Jahrtausend bereits der Zeit getrotzt, ziemlich erhalten, wenigstens in den Hauptheilen. Im Jahre 1809 erst sprengten die Franzosen die letzten Befestigungen der alten Veste, mit zwecklosem Vandalism. Wir besitzen noch eine Abbildung dieser Burg, wie sie vor jener letzten Zerstörung bestand. Baron Mednyansky lieferte sie in der magyarischen Zeitschrift: *Tudományos Gyüjtemeny*, im Jahrgang 1820.

Die Burg in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist nichts mehr als ein übereinander gethürmtes Chaos malerischer Ruinen. Aber grossartig ist sie selbst in diesem Verfalle noch, und giebt Zeugniss in ihren Trümmern von der Kraft und Macht des Zeitalters und Geschlechtes, welches solchen Riesenbau auf dem schroffen Fels erschaffen konnte. Eine der alten Warten, auf einem durch den Sturz des umgebenden Gemäuers jetzt unzugänglichen Felsenblocke thronend, steht noch erhalten. Theben bestand, wie viele ähnliche Vesten, eigentlich aus zwei Haupttheilen, dem unteren Schlosse und dem Hochschloss. Das letzte war der älteste Theil der Veste, begründet auf den gigantischen Fundamenten des alten quadisch-slavischen Castells. Auf dem Hochschlosse war die Zerstörung und der Verfall schon früher eingetreten. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte man die tausendjährigen Mauern verlassen und der Verödung übergeben. Doch der untere Bau war theilweise noch erhalten und bewohnt bis zur Zerstörungsperiode von 1809. Die Aussenwerke waren noch ziemlich fest und im Innern zeigten sich der schöne Erkerthurm, zwei Thore, einige Gemächer, der tiefe Brunnen, Souterrains, unterirdische Gänge u. s. w. als nicht uninteressante Bestandtheile des uralten colossalen Baues, welche der Freund der Vorzeit, der Wanderer mit Theilnahme beschaute. Alles dies ist jetzt zerstört,

und nur die über alle Beschreibung herrliche Fernsicht lohnt jetzt noch die Mühe des kühnen Ersteigers. Nicht ohne Anstrengung, zum Theil selbst nicht ohne Gefahr, da das morsche Gemäuer von Tag zu Tag mehr verwittert und in den höhern Theilen fast keinen sichern Tritt mehr gestattet, erklimmt man die oberste Zinne der majestätischen Trümmer. Dort aber schwelgt das Auge in einer Fülle von landschaftlichem Reize. Nach allen Richtungen berührt der Blick merkwürdige und interessante Gegenstände, und stundenlang kann man verweilen auf diesem erhabenen Standpunkte, ohne gesättigt zu sein von der Pracht der Fernsicht, welche sich hier erschliesst. — Wir kehren zuerst das Auge gegen Norden. Weithin überblicken wir hier eine fruchtbare, reiche Ebene, durch welche sich die March, schimmernd wie ein Silberfaden, herabwälzt von den Marken Mährens. Dort erblicken wir am rechten Ufer derselben Schlosshof, einst die Villa des grossen Eugen, wo der Held in ländlicher Einsamkeit auf seinen Lorbeern ruhte, und in den Schattengängen des Gartens die Entwürfe zu künftigen Siegen gebar. Weiter hinauf gegen Norden Marchek, mit dem Salmhofe, wo Niklas von Salm, der heldenmüthige Vertheidiger Wiens gegen Suleymans Heerschaaren, 1530 starb. Weiter im Westen dehnt sich die Fläche des Marchfeldes aus, jener welthistorische Boden, auf welchem vor einem halben Jahrtausend der stolze Ottokar, von dem grossen Habsburger geschlagen, seinen ritterlichen Geist verhauchte, und im Jahre 1809 zuerst Napoleons Gestirn vor dem Siegesglanze von Aspern erbleichte. Im Osten schliesst der nahe Thebnerkogel, und weiterhin der Granitzug der kleinen Karpathen die Fernsicht. Die Parthien, welche diese Gebirge bilden, gewähren indessen einen höchst malerischen Wechsel von Fels und Wald, und bieten einen frappanten Contrast gegen die unermessliche Fläche im Norden und Westen. Tief zu den Füssen des Beschauers ziehen sich von Nord nach Süd, und im Ost die zweihundert Häuser des Marktes, in dessen Gassen man hinabsieht. Wie Pygmäen wandeln, von dieser Höhe gesehen, die Bewohner dahin. Man würdigt erst die colossale Grösse und Kühnheit des Baues der Burg, wenn man die Gebäude des Marktes von dieser Zinne aus betrachtet. Kehren wir nun den Blick nach Süden, so begrüssen wir freudig den prächtigen Donaustrom mit den rauchenden Dampf-

booten, welche auf seinen Wogen dahingleiten. An diesem Felsengestade betritt der Strom zuerst Ungarns gesegnete Flur. Seine Auen und Inseln, die Dörfer und Märkte an seinen Ufern gewähren ein eben so grossartiges als reiches Bild. Als vorragende Punkte nennen wir hier das Schloss Hainburg, hoch trotzend auf seinem Hügel. (Das Städtchen ist verborgen durch die zahlreichen Auen.) Auch an dieses Schloss knüpfen sich grosse historische Erinnerungen. In diesen festen Mauern verbarg sich Peter der Grausame; hier lebte in stiller Zurückgezogenheit die Babenbergische Margaretha, bis die unheilvolle Brautwerbung Ottokars sie wieder in die Welt rief, die ihr keine Freuden mehr zu bringen hatte. Schon im Nibelungenliede ist diese Veste genannt, und zur Zeit, als Roma's Genius noch die Welt beherrschte, war diese Stelle schon berühmt. Hier war der Hafen Carnunts, hier der Standort der römischen Donauflottille, so wie in Deutsch-Altenburg das Quartier der XIV. Legion, der Palast der Cäsaren und die Thermen. Noch jetzt spendet der Boden, von Pflugschar und Haue durchwühlt, zahlreiche Ueberbleibsel jener Zeit. — Auf diesem classischen Boden schrieb Marc Aurel seine philosophischen Betrachtungen, und hier wurde Septimius Sever zum Imperator ausgerufen. — So glänzende, ehrfurchtgebietende Erinnerungen werden hier wach gerufen, und gewiss wird die Phantasie nicht leicht an einem andern Standpunkte so lebhaft und vielseitig angeregt werden. — Die ganze Umgegend von Theben ist in jeder Beziehung reich an Merkwürdigkeiten, und darf mit Recht zu den interessantesten Punkten des Landes gezählt werden. —

III.

Pressburg.

Königreich Ungarn. Pressburger-Gespannschaft.

Dicht an den Gränzmarken Oesterreichs, zwischen den Flüssen Donau, Waag und March, liegt die Pressburger-Gespannschaft, zwölf Meilen lang, acht Meilen breit. Magyaren, Deutsche, Slaven und Kroaten bewohnen diesen Theil des Königreiches. Im Westen der Gespannschaft, nahe an der Gränze Oesterreichs, an dem nördlichen Ufer der prächtig vorüberströmenden Donau liegt die königliche Frei- und Krönungsstadt Pressburg (***Posonium***, magyarisch: ***Posony***, slavisch: ***Presspurek***) in sehr malerischer Lage. Im Süden der majestätische Strom, im Norden die sogenannten kleinen Karpathen, deren Höhen weit nördlich hinausziehen und auf deren südlichsten Abdachungen noch die ernste Schlossruine Pressburgs thront, zeigt die Gegend hier ein sehr anziehendes Gemälde voll landschaftlichen Reizes. Ehe wir die einzelnen Theile dieser in vieler Beziehung so interessanten Stadt beschauen, wollen wir einen Blick auf die historische Stellung derselben werfen. Ueber den eigentlichen Ursprung Pressburgs lässt sich das Nähere mit historischer Gewissheit nicht bestimmen. Dass indessen diese Fluren schon zu den Zeiten der Römerherrschaft an dem südlichen Donauufer bewohnt waren, ist gewiss. Bekanntlich bildete der Ister die Gränze des römischen Reiches, und die Besitzungen der Imperatoren dehnten sich nicht an das

jenseitige Gestade, woselbst Pannonier und Jazygen wohnten, aus. Auch Quaden und Markomannen setzten sich hier fest, und es ward an diesen Gestaden oft und blutig mit den Legionen Roms gekämpft. Bei der Schilderung der Burg Theben haben wir uns über die Stellung dieses Theiles von Ungarn nach dem Sturze des römischen Reiches unter Karl dem Grossen und dem grossmährischen Reiche, so wie über die Verhältnisse, welche es zu jener Zeit gestalteten, ausgesprochen, und dürfen uns daher, um Wiederholungen zu vermeiden, auf jene Angaben berufen. In besonderer Beziehung auf Pressburg daher hier nur so viel, dass, obschon einzelne Befestigungen an der Stelle dieser Stadt wohl schon weit früher bestanden haben mochten, doch der eigentliche Ursprung der Stadt wahrscheinlich zwischen das achte und neunte Jahrhundert zu setzen sein dürfte. Sie erhob sich schnell zu einiger Bedeutsamkeit, denn schon im eilften Jahrhundert finden wir in den Annalen mehrerer Belagerungen derselben erwähnt. So ward Pressburg 1042, als König Peter von dem Usurpator Samuel Aba vertrieben, bei Kaiser Heinrich III. Schutz und Hilfe suchte und fand, von dem Heere des Kaisers eingenommen, geplündert und in Brand gesteckt. Pressburg war damals schon so wichtig, dass es schnell wieder hergestellt wurde, und König Salomon hielt daselbst Hof, flüchtete auch dahin, als er von Geysa und Ladislaus 1074 geschlagen ward. Pressburg ward in den damaligen Kämpfen hart mitgenommen. Dann folgte ein langer Zeitraum der Ruhe für die Stadt. Nach der unglücklichen Schlacht Bela's IV. gegen die Tartaren, als ein Verderben über Ungarn einbrach, wie es dasselbe weder früher je erfahren hatte, noch je wieder erfuhr, erlag auch Pressburg der Zerstörung, welche die siegreichen Barbaren überall verbreiteten, wo ihr Säbel blitzte. Kaum aus dem Schutte entstanden, drohte der Stadt schon wieder die Flamme der Vernichtung. Ottokar von Böhmen und Bela kriegten; der Böhmenkönig schlug die Ungarn bei Hainburg auf das Haupt, rückte vor Pressburg, erstürmte das Schloss und legte es nebst der Stadt in Asche. 1302 ward Pressburg von Kaiser Albrecht I. erobert, und unter Kaiser Sigmund brachten die wilden Schaaren der Hussiten Tod und Verderben in dieselbe. Als König Ludwig der Zweite in der blutigen Schlacht bei Mohàcs gefallen war, flüchtete seine Wittwe Maria nach Pressburg, und

traf alle Anstalt, sich daselbst gegen den gefürchteten Andrang des Padischah Suleyman zu vertheidigen. Damals zum erstenmale wurde Pressburg förmlich befestigt, ein Umstand, welcher der Stadt schon drei Jahre später, als der Sultan vor Wien zog, sehr gut zu statten kam.

Bis zur Zeit der Botskay'schen Unruhen blieb nun Pressburg vor feindlichem Anfalle gesichert. 1605 aber lagerte sich der kaiserliche General Basta mit 10,000 Mann bei Pressburg. Dort boten ihm die Botskay'schen Truppen eine Schlacht, und sie ward bei den sogenannten Ziegelöfen geschlagen. Das Gefecht währte von 4 Uhr Abends bis nach Mitternacht, und endete mit der Flucht der Botskay'schen Truppen, welche von den Siegern bis gegen Tyrnau verfolgt wurden. Im Laufe dieses Gefechtes ward die Viereimer- und Schöndorfergasse gänzlich abgebrannt. Vierhundert ungarische Reiter, welche von Ratschdorf herbeigeeilt waren, die Feinde zu unterstützen, wurden in diesen Gassen in Stücken gehauen. Auch in dem Bethlen'schen Aufstande litt Pressburg. 1619 eroberte Bethlen selbst Stadt und Schloss. Die kaiserlichen Truppen versammelten sich bei Hainburg, um diesen wichtigen Platz wieder zu nehmen. Bethlen zog ihnen mit 10,000 Mann entgegen, ward aber geschlagen und bis Güns zurückgeworfen. Sodann rückte Dampierre mit den kaiserlichen Truppen vor Pressburg, besetzte die Vorstädte und beschoss das Fischerthor. Auch das Schloss liess er bestürmen, allein die Bethlen'sche Besatzung leistete verzweifelten Widerstand; Dampierre selbst ward von einer Kugel getödtet. Nach siebenstündigem Sturme mussten die Kaiserlichen, entmuthigt durch den Tod ihres heldenmüthigen Feldherrn, weichen. Sie wurden lebhaft verfolgt, Dampierre's Kopf ward auf einer Stange auf dem Schlosse zur Schau ausgestellt. Hierauf besetzte Bethlen wieder die Stadt und blieb daselbst, bis er die Niederlage seiner böhmischen Bundesgenossen erfuhr. Da zog er ab, nahm die heilige Krone und die Reichskleinodien mit sich und liess eine starke Besatzung in Pressburg. Doch bald accordirte diese mit dem General Bucquoi, welcher den Obersten Schwendi als kaiserlichen Commandanten daselbst ernannt, welcher auch den Ort gegen alle weitere Anfälle siegreich behauptete. Während der Belagerung von Wien 1683 litt Pressburg auch allerlei Ungemach. Der Commandant,



General Strozzi, liess Stadt und Schloss auf Kosten der Bürger stärker befestigen. Die Türken streiften bis in die Vorstädte. Endlich erschien selbst Tökely vor der Stadt, ward aber von dem Herzoge von Lothringen angegriffen und vor dem dürren Mauththore geschlagen. Die Spital- und Schöndorfergasse wurden bei dieser Gelegenheit abermals eingeäschert.

Welthistorisch ward der Landtag von 1741, welcher in Pressburg gehalten wurde. Die unvergessliche Kaiserin Maria Theresia, von ihren Feinden bedrängt, erschien in der Mitte der Reichsversammlung, mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, umgürtet mit dem königlichen Schwerte; auf ihren Armen trug sie den Prinzen Joseph, zeigte ihn den versammelten Ständen und rief sie zur Vertheidigung ihrer Rechte auf. Wie ein zündender Strahl traf das Wort der hohen Frau die erregten Gemüther! Alle Säbel flammten aus den Scheiden, und mit dem einstimmigen Rufe: *Moriamur pro Rege nostro, Maria Theresia!* gelobten Alle Gut und Blut im Kampfe für sie einzusetzen, und das edle Volk lösete ritterlich den begeisterten Schwur! Im Jahre 1805 ward in Pressburg der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich durch Talleyrand, den Fürsten Liechtenstein und Grafen Giulay unterhandelt und am 26. Decbr. geschlossen. Im Jahre 1809 bestürmte Davoust vergeblich den befestigten Brückenkopf von Pressburg, und suchte endlich die Uebergabe dadurch zu erzwingen, dass er Pressburg bombardirte, wobei 123 Häuser abbrannten. Doch die Standhaftigkeit der Bewohner blieb unerschütterlich. Bis 1784 war diese Stadt der Sitz des königlichen Statthalters und der höchsten Reichsämter. Auf dem Pressburger-Schlosse wurden die Reichskleinodien, die heilige Krone u. s. w. aufbewahrt, und als Hauptgränzveste hatte Pressburg eine solche Wichtigkeit, dass der Schlosshauptmann und Graf von Pressburg (welche Würde seit Paul Palffy in dieser Familie erblich) den ersten Rang nach den Grosswürdenträgern des Reichs einnimmt. Seit 1790 werden aber die Reichskleinodien in Ofen in dem königlichen Schlosse aufbewahrt, woselbst auch der Palatin seit 1784 seinen Sitz hat.

In Pressburg werden seit 1563 (Ferdinand III. ausgenommen, der die Krone zu Oedenburg empfing) die Könige von Ungarn gekrönt. Die letzte Krönung, die Sr. Majestät des jetzt

regierenden Königs Ferdinand I., von Ungarn V., fand am 28. Septbr. 1830 noch bei Lebzeiten seines Vaters, des höchstseligen Kaisers Franz I., Statt. Eine gedrängte Uebersicht der altherkömmlichen Art und Weise dieses feierlichen Acts mag hier in kurzen Worten ihre Stelle finden. Drei Tage vor der Krönung wird die von Ofen zu diesem Zwecke herbeigeführte Truhe mit der königlichen Krone nebst den übrigen Kleinodien aus der Capelle neben der St. Martinskirche durch die beiden Kronhüter und zwei zu ernennende k. k. Commissaire im Beisein einiger hiezu bestimmten ständischen Abgeordneten ohne Gepränge in den Wohnpalast Sr. Majestät (das Primatialgebäude) überbracht und eröffnet, um die Krone und das Uebrige für den zu krönenden König passend zurichten zu lassen, worauf dieselbe am Tage vor der Krönung im feierlichen Zuge durch eine hiezu beauftragte Deputation des hohen Adels, der Geistlichkeit, der Stände und Bürgerschaft in die Sakristei der St. Martinskirche zurückgeführt und die Sakristei selbst durch den Reichspalatin und die beiden Kronhüter mit ihrem Petschafte versiegelt wird. Am Morgen des Krönungstages, nachdem die Truhe wieder eröffnet und deren Inhalt auf einem an der Seite des Hochaltars vorgerichteten Tische unter Aufsicht der Kronhüter zurecht gelegt worden, beginnt nach 7 Uhr früh unter dem Geläute aller Glocken durch die wogende Volksmenge der feierliche Krönungszug mit allem Glanze königlicher Pracht, welche durch den reichen Schimmer der dabei zur Schau gestellten, von Gold, Sammet und Edelsteinen prangenden ungarischen Nationalkleidung, so wie durch das alterthümliche Ceremoniell des Zuges noch erhöht wird. Der zu krönende König sitzt in ungarischer Tracht zu Pferde, von 12 adeligen Leibgarden zu Fusse und dem städtischen Magistrate mit entblössten Häuptern umgeben. In der Domkirche, woselbst in der Mitte des Sanctuariums, dem Hochaltar gegenüber, ein Thron errichtet ist, geht nun, nach dem vom Primas abgehaltenen Hochamte, die eigentliche Krönung vor sich. Es wird hiebei von dem zu krönenden König der Eid zur Erhaltung der Gerechtigkeit und des Friedens abgelegt und derselbe sodann vom Primas am rechten Arme und auf der Brust mit dem heiligen Oele gesalbt, mit den Reichsinsignien, nämlich dem königlichen Mantel, dem Schwerte, Scepter, Reichsapfel und der Krone des heil. Stephan bekleidet

und feierlich inthronisirt. Nach beendigtem Krönungsacte begiebt sich der neugekrönte König durch die grosse untere Pforte auf der Seite des ehemaligen Jesuitercollegiums unter dem Klange aller Kirchenglocken mit seinem Gefolge in feierlichem Zuge zu Fuss in die Franziskanerkirche. Der Weg ist mit Bretertreppen, und diese sind — als den ungarischen Nationalfarben — mit rothem, grünem und weissem Tuche belegt. Der ungarische Kammerpräsident zu Pferde wirft dabei unter Militärbedeckung auf dem Wege von der Krönungs- bis zur Franziskanerkirche für diese Feierlichkeit eigens geprägte goldene und silberne Schaumünzen unter das Volk aus. In der Franziskanerkirche zieht der ungekrönte König auf seinem Thronsessel das Schwert des heil. Stephan, und berührt damit dreimal die rechte Schulter eines jeden nun zu creirenden jungen *Eques auratus*, deren Namensverzeichniss dem Reichspalatin im Voraus durch den König überreicht worden. Hierauf verlässt der König die Kirche und reitet mit seinem Zuge durch das Michaelerthor, vor welchem eine emporragende, mit rothem, grünem und weissem Tuche überzogene Bühne errichtet ist. In der Mitte derselben; auf einem etwas erhöhten, mit Goldstoff überzogenem Platze, umgeben von den beiden Erzbischöfen zu Gran und Kalocsa, dem Reichspalatin, dem königl. ungarischen Reichsoberrichter, dem Ban von Croatien, dem königl. ungar. Hofkanzler, dem königl. ungar. Oberstkämmerer und Leibgardekapitän leistet der König stehend, drei Finger emporgerichtet, in der andern Hand aber das Cruzifix haltend, unter Vorlesung des Erzbischofs von Gran, den gewöhnlichen Eid: die Freiheit und Immunitäten des Reichs aufrecht zu halten, wobei Alle rings die Häupter entblössen. Nach abgelegtem Eide ruft der Reichspalatin dreimal aus: *Vivat rex!* welchen Ruf das Volk auf ein erhaltenes Zeichen erwiedert und bis zum Königsberge fortsetzt. Das Gerüst sammt den daran und auf dem bereits zurückgelegten Wege befindlichen Tüchern wird hierauf dem Volke preisgegeben. Der König verfügt sich nun von hier aus in der früheren Ordnung des Zuges, jedoch ohne die Geistlichkeit, den ihm vorreitenden Bischof mit dem Kreuze ausgenommen, zu dem sogenannten Königsberge, dessen steinernes Geländer ebenfalls mit farbigen Tüchern behängt ist. Der König reitet allein im vollen Galopp auf den Königsberg, zieht dort das Schwert

des heil. Stephan und schwingt es in Form eines Kreuzes gegen die vier Weltgegenden. Jede dieser an verschiedenen Orten vollzogenen feierlichen Handlungen ist von zahlreichen Militärsalven, dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und dem stürmischen Jubel des Volkes begleitet, wodurch das Ganze einen sehr lebhaften und erhebenden Anstrich erhält. — Nun kehrt der Zug durch das Fischerthor, neben der Hauptwache vorbei, in den Primatialpalast zurück, woselbst ein feierliches Mahl eingenommen wird, bei welchem die Speisen durch Magnaten und Edelleute, unter Vortritt des königl. ungarischen obersten Truchsess mit dem grössern Stabe aufgetragen und Se. Majestät im vollen Krönungsornate von dem Reichspalatin, dem Primas und den übrigen höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträgern bedient wird. Der königl. ungarische Oberst Truchsess bringt ein Stück von dem in einer eigens hiezu errichteten Hütte gebratenen Ochsen auf die königliche Tafel, welcher dann dem Volke anheimfällt. Unweit davon ist auch ein Gerüst aufgerichtet, aus welchem rother und weisser Wein fliesst; überdies wird Brot unter das Volk ausgeworfen und demselben zuletzt die Hütte und das Gerüst preisgegeben.

Nach diesem historischen Ueberblick, welcher am besten beweis't, wie wichtig und bedeutend die Stellung dieser Stadt ist, gehen wir nun zur nähern Schilderung derselben über. Pressburg liegt, wie ich bereits erwähnte, am Fusse der kleinen Karpathen, von denselben und ihren Ausläufern im Halbkreise umgeben, am nördlichen Donauufer, welcher hier, ohne durch Inseln getheilt zu sein, in der imposanten Breite von 780 Fuss vorüberströmt. Die Carolinen-Schiffbrücke, auf 27 Kähnen ruhend, 367 Schritte lang, verbindet die beiden Ufer. Im Westen der Stadt erhebt sich der Schlossberg 70 Klafter hoch über den Donauspiegel. Er trägt die majestätische Ruine der Burg. — Pressburg ist jetzt eine offene Stadt, und zählt mit den Vorstädten und dem Schlossgrunde 1691 Häuser, mit 36,200 Einwohnern (ohne Besatzung und Fremde), die an dem Fusse und den Abhängen des Schlossberges erbauten Häuser, welche den sogenannten Schlossgrund und Zuckermantel bilden (ungarisch *Posony Várullya*), gehören nicht eigentlich zur Stadt, sondern sind gräflich Palffysch, und sind auch durch ein Gitter von der

Stadt geschieden. Auch die Pfarre Blumenthal ist selbstständig, obschon sie gewöhnlich zur Stadt gezählt wird. Der Schlossgrund, welcher die linke Seite des Fahrweges von dem ehemaligen Wöderitzerthor bis zur Schlossruine bildet, hat eine dem heiligen Niklas geweihte Kirche, den Palffyschen Palast und mehrere adelige Freihöfe. Der Zuckermantel liegt an der Donauseite des Schlosses. — Die eigentliche Stadt ist mit einem, eben nicht sehr guten, Granitpflaster belegt. In den Vorstädten ist nur ein Trottoir, die Fahrstrasse ist ungepflastert. Die Strassen selbst sind im Allgemeinen enge, doch besitzt die Stadt schöne Paläste und Privathäuser. Pressburg besitzt eine königliche Ober-Studien-Direction, 5 Trivialschulen mit 600 Schülern, 2 evangelische Schulen mit 160 Schülern, eine jüdische mit 60 Schülern, eine katholische Hauptschule und königliche Musterschule, 2 evangelische Bürgerschulen, 1 Regimentsschule und 1 jüdische Hauptschule; ferner ein königliches Bildungsinstitut für Erzieherinnen, 2 Mädchen-Convicte, 2 evangelische Mädchenschulen, 1 katholisches Erzgymnasium der Benedictiner, 1 geistliches Seminar, eine königliche Akademie mit einer philosophischen und juridischen Facultät, mit einem botanischen Garten, ein evangelisches Lyceum mit Gymnasium, philosophischen und theologischen Studien; mit demselben sind vereinigt ein Convict für 80, zwei Alumneen für 150 Kostgänger, eine Stiftung für 12 Knaben, ein Institut für 12 Mädchen. Endlich eine Musterschule, Zeichnen- und Schwimmschule, nebst mehreren Wohlthätigkeitsanstalten. Es befinden sich zwei öffentliche Bibliotheken, nämlich jene des evangelischen Lyceums, mit etwa 10,000 Bänden, und des Grafen Appony mit 50,000 Bänden daselbst.

Nach diesen allgemeinen Uebersichten fügen wir nun das Detail der einzelnen Merkwürdigkeiten der Stadt an, um dem Leser auf diese Weise ein möglichst vollständiges Gemälde derselben zu liefern. — Unter den kirchlichen Gebäuden ist zuvörderst bemerkenswerth die Dom- oder Collegiatkirche. Sie ist Stadtpfarrkirche und dem heiligen Martin geweiht. In der Schlacht, welche Geysa und Ladislaus 1074 dem König Salomon lieferten, thaten Beide ein Gelübde, Kirchen zu erbauen. Ladislaus lös'te, als er später den Thron bestieg, dieses Gelübde durch Erbauung dieser St. Martinskirche. Es ist ein mächtiger, ernster Bau, der

noch in vielen Theilen Spuren seines hohen Alters zeigt, obschon im Laufe der Jahrhunderte Vieles daran umstaltet ward. — Eine doppelte Säulenreihe trägt das hohe Gewölbe dieses ehrwürdigen Domes. Auf dem prächtigen Hochaltar von weissem Marmor zeigt sich eine schöne Statue des heiligen Martin in ungarischer Tracht (weil er in Sabaria, Stein am Anger in Ungarn geboren war). Die Statue ist von Bleicomposition, eines der trefflichsten Werke Raphael Donners. Die Bildsäule wiegt über hundert Centner. Die Capelle des heiligen Johannes Elemosinarius ward 1734 von dem Primas Emmerich Esterhazy erbaut, und zeigt eine überraschende Pracht in Marmor und Gold. Auf dem Altare der Capelle ruht der Leichnam des Heiligen in einem kostbaren Schreine. Das Taufbecken aus dem 15. Jahrhundert ist auch ein sehenswerthes Kunstwerk. Die Palffyschen Grabmäler werden nicht minder den Blick des Beschauers anziehen. An den Pfeilern der Kirche wehen mehrere Siegesfahnen, erbeutete Trophäen. In dieser Kirche findet die Krönung der Könige Statt, und in der Johanniscapelle wird dann drei Tage vorher die heilige Krone, unter Bewachung der beiden Kronhüter und der Krongarde, ausgestellt. — Den Thurm der Domkirche, 35 Klafter hoch, aber grossentheils neuern Ursprunges, beschädigte 1760 ein Blitzstrahl dermassen, dass er 1765 fast neu erbaut werden musste. Er war mit Kupfer gedeckt, und auf der Kuppel ruhte die königliche Krone. Im Jahre 1835 schleuderte ein Blitzstrahl den obern Theil des Thurmes herab, so dass gegenwärtig nur ein Nothdach das Mauerwerk überkleidet. Die Franziskanerkirche ist, obschon nicht so alt, wie die Domkirche, doch besser erhalten in ihren ehrwürdigen Formen, und sehenswerth als schätzbares Denkmal altteutschen Baues. König Ladislaw IV. war der Stifter dieser Kirche. In der evangelisch-teutschen Kirche befindet sich ein schönes Altarblatt von Oeser. Unter den Palästen zeichnet sich das Landhaus, woselbst die Reichstagsversammlungen abgehalten werden, das Rathhaus mit einem schönen Thurme, der prächtige erzbischöfliche Palast, die ehemalige Statthalterei, das Comitatshaus, die Paläste der Fürsten Grassalkowitz, der Grafen Aspermant, Zichy u. s. w. aus. Das Batthyanische Palais ist von besonders schöner Architektur. Ferner ist noch bemerkenswerth das erzbischöfliche Sommerpalais.

Wir müssen noch des ehemaligen Mednyanskyschen Hauses erwähnen, weil eine Sage dasselbe als das älteste Gebäude der Stadt bezeichnet; früher ward es die Burg genannt. Das Theater mit dem Redoutensaale ist ein ziemlich ansehnliches Gebäude; mit demselben ist ein Casino verbunden. Vor dem Theater ist die sogenannte Promenade, eine Linden- und Akazienallee, Hauptvereinigungspunkt der eleganten Welt. Das grosse Kornmagazin zu 160,000 Metzen und die Caserne an der Donau sind ausgezeichnete Gebäude. Gegenüber der letzteren, nahe an der Donau, liegt der sogenannte Königshügel. Er stand früher dicht an dem ebenerwähnten königlichen Kornspeicher und ward 1563 errichtet. In diesem Jahre wurde nämlich Maximilian II., weil Ofen und Stuhlweissenburg in den Händen der Türken war, in Pressburg gekrönt. Nach der Krönung muss der König auf diesen Hügel reiten und das Reichsschwert nach allen Himmelsgegenden schwingen, symbolisch andeutend, dass er bereit sei, das Land auf allen Seiten zu beschirmen. Dieser ältere Königshügel ward aber 1773 abgetragen und 1776 an seiner jetzigen Stelle errichtet.

Etwa fünfhundert Schritte westlich der Stadt liegt auf den Granithügeln der hier auslaufenden kleinen Karpathen die prächtige Ruine des königlichen Schlosses. Hier ist ohne Zweifel der Ursprung Pressburgs zu suchen. Der ausgezeichnete Punkt konnte schon in den frühesten Zeiten nicht unbeachtet bleiben, und wahrscheinlich sahen schon die Römer von ihrem Castrum an den südlichen Ufern des Stromes diesen Hügel befestigt. Später wurde der Punkt immer bedeutender, und bald sammelten sich dann wohl die Ansiedler um das schirmende Castell. Wir haben oben in den geschichtlichen Ueberblicken bereits angedeutet, wie das Pressburger-Schloss oft der Sitz und Zufluchtsort der Könige in den so vielfach wechselnden kriegerischen Geschicken ward, welche das Reich berührten. Seine eigentliche Wichtigkeit aber erhielt es erst im 16. Jahrhundert. Die erst in Stuhlweissenburg, der uralten Krönungs- und Begräbnissstadt der frühern Könige Ungarns, dann auf der hohen Veste Wissehgrad aufbewahrten Reichskleinodien wurden 1552 nach dem Pressburger Schlosse gebracht, und blieben dort, bis Kaiser Joseph II. sie 1784 in die Schatzkammer nach Wien übersetzte, aus welcher sie, nach

dem allgemein und laut ausgesprochenen Wunsche der Nation, 1790 in das königliche Schloss nach Ofen gebracht wurden. Seit 1599 ist die Würde eines Schlosshauptmanns, nebst jener des Obergespanns der Pressburger-Gespannschaft, in der Familie Palffy erblich. Das Schloss erfuhr vielfache Umstaltungen. 1635 liess es der königliche Kammerpräfect Graf Paul Palffy vergrössern, und Maria Theresia erweiterte und verschönerte es 1762 so umfassend, dass von den ältern Gebäuden nur wenig übrig blieb. Damals residirten als königliche Statthalter die Erzherzogin Maria Christina und ihr Gemahl, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, daselbst, und die Einrichtung war prächtig und glanzvoll. In späterer Zeit, als der Sitz des Palatinates und der höchsten Behörden nach Ofen verlegt ward, erhielten die Räume des Schlosses die Bestimmung als Caserne, und 1811 zerstörte eine wüthende Feuersbrust das prächtige Schloss; seit dieser Zeit liegt es in Ruinen. Obschon der Verfall bereits bedeutend ist, so gehört doch die Ruine noch zu den grossartigsten ihrer Gattung. Die colossalen Mauern, die prächtigen Treppen, die weiten Hallen gewähren ein eben so imposantes als ernstes Bild. Die äussere Gestalt ist noch gänzlich erhalten. Das Schloss bildete ein grosses Viereck mit vier starken Thürmen und vier Stockwerken. In dem westlichen Thurme wurden die Reichskleinodien verwahrt. Bei den Krönungen wird in den zum Theil noch erhaltenen untern Hallen der Ruine der Ochse gebraten, welcher dann dem Volke preisgegeben wird. Das grosse Feuer, die zahlreich versammelten Gruppen u. s. w., geben einen höchst malerischen Anblick.

Die beiden, dem Stadtgrunde benachbarten Inseln Engerau, und Mühlau mit dem Dorfe Ober-Ufer (*Fö-Réo*) sind ebenfalls dem königlichen Schlosse unterthan. Sie werden von Deutschen bewohnt. Vor Zeiten, wenn die Könige in dem Schlosse verweilten, waren diese Inselbewohner verbunden, ihnen bei der Jagd zu dienen; die Strasse nach Ober-Ufer ist eine sehr besuchte Promenade der Pressburger. Ueberhaupt fehlt es der Umgebung Pressburgs nicht an angenehmen Spaziergängen. Wir nennen darunter zuvörderst die Brückenau am südlichen Donauufer; man möchte sie den Prater von Pressburg nennen. Es befindet sich in dieser Aue ein sehr schönes Kaffeehaus, mehrere Wirthshäuser, Ringelspiele, Schaukeln u. s. w. Auch steht daselbst



Ausgeführt v. Barth & Armstrong

PERSENBEUG.

das Tagestheater, die sogenannte Arena, woselbst von der Pressburger Theatergesellschaft im Freien anpassende grosse Spektakelstücke gegeben werden. Auch die Gärten des Erzbischofs, des Fürsten Palffy, und des Grafen Vitzay werden sehr stark besucht. Die erste Mühle an der Weidritz und die etwas weiter entlegene Apponische Mühle sind ebenfalls gerne beachtete Ausflugspunkte. Durch das Kastanienwäldchen kommt man auf den Calvarienberg im Nordwesten der Stadt, mit einer schönen Kirche und sehr reizender Aussicht. Ein herrliches Plätzchen ist auch die sogenannte friedliche Hütte auf einer heitern Anhöhe vor dem Gaisthore. Ferner dürfen hier der Sauerbrünnen, und das Eisenbrünnel auf dem Wege nach dem Gemsenberge genannt werden. Diess sind die eigentlich nächsten Umgebungen der Stadt. Die so nahe liegenden Karpathen gewähren aber auch ein reiches Feld zu fernern interessanten Ausflügen, z. B. nach Stampfen, zu den Palffyschen Höhlen, nach Ballenstein, Blasenstein, St. Georgen, und auf die Höhen des noch immer nur wenig näher bekannten Gebirgszuges.

IV.

Schloss Persenbeug.

Niederösterreich, Viertel ob dem Mannhartsberge.

Das Schloss **Persenbeug** liegt imposant und malerisch auf einem in die Donau tauchenden Fels, an dem nördlichen (linken) Ufer des Stromes. Dieser Fels ist der letzte Ausläufer jener Massen, welche die lange Klippenschlucht von Grein herab bilden. Hier öffnet sich sodann die Gegend, und im überraschenden Wechsel zeigt sich eine freundliche weite Landschaft. Ringsum gesegnete Fluren, besäet mit Ortschaften und Schlössern, gegenüber das uralte Städtchen Ips mit dem prächtigen Gebäude des dortigen Versorgungshauses. Im Süden die Ansicht der fernen Alpenkette, in welcher besonders der Oetscher kolossal emporragt, so gestaltet sich das lachende Gemälde, welches sich dem Wanderer erschliesst, wenn er sich durch die Gebirgsengen am **Strudel** und **Wirbel** durchgewunden hat. **Persenbeug**, oder, wie es eigentlich heissen sollte, Bösenbeug (denn der Name entstand sicher aus der grossen Krümmung, welche der Strom hier gegen Süden macht, und die besonders für die Gegentriebe [die Fahrten stromaufwärts] nicht ganz gefahrlos ist), ist genannt in den Geschichten des Vaterlandes seit Jahrhunderten. Es gehört zu den ältesten gekannten Schlössern in Oesterreich. Die glückliche Lage desselben in strategischer Hinsicht lässt kaum bezweifeln, dass es in den Zügen Karls des Grossen zuerst erbaut ward. Vielleicht legte

man damals nur ein Kastell, eine Warte an. Schon im neunten Jahrhundert finden wir in Urkunden das Schloss genannt. Nur Ranna und Aggsbach werden gleiches Alter aufweisen können. Persenbeug war damals im Besitze des Markgrafen Engelschalk, Im Jahre 888 strebte dieser als Selbstherr eine Dynastie in der Ostmark zu gründen, schlug aber den unglücklichen Weg ein, sich, um diesen Zweck zu erreichen, mit den Reichsfeinden, den barbarischen Horden der Czechen und Marahanen zu verbinden. Dieser Hochverrath ward entdeckt, und Engelschalk wurde in Regensburg zur Strafe geblendet. Seine Güter zog König Arnulf ein, und schenkte sie den Mönchen von Kremsmünster. Als im Jahre 905 die Avaren wieder Teutschland bedrohten, sandte König Ludwig den tapfern Grafen Sieghart von Sempta in die Ostmark, um dort die wehrhaften Plätze zu besichtigen, herzustellen und den Feind zu bekämpfen. Der ritterliche Held, dessen Ahnen schon 827 einen Theil dieser Lande verwaltet, und welcher schon selbst durch seine Waffenthaten sich berühmt gemacht hatte, vollzog seinen Auftrag. Er erbaute an der Traun einen festen Platz, den er, nach seiner Besitzung am Bache Sempta in Baiern, Ebersberg nannte, und auch Persenbeug befestigte er neuerdings. Dieser Pass in dem engen Donauthal entging seinem kriegerischen Scharfblicke nicht. Der König verlieh ihm das Besitzthum dieser ganzen Gegend, welche nun von der Traun bis an die Ips herab als Grafschaft Persenbeug genannt ward. Schon 907 starb indessen Sieghart den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Er fiel im Kampfe gegen die Avaren und Magyaren in dem Treffen zwischen Theben und Hainburg. Sein Geschlecht blieb im Besitze Persenbeugs, und Adelbero III. gedachte, da seine Ehe mit Richlinden, Tochter des schwäbischen Herzogs Rudolf, und Schwester Welfs II., kinderlos blieb, und er also seinen Stamm verlöschen sah, seine Güter, also auch Persenbeug, einer frommen Stiftung zu widmen. Richlinde aber, welche gern ihren Verwandten das reiche Erbe erhalten hätte, wusste ihn fürs erste zu bewegen, dass er ihr Persenbeug als Witwensitz vermachte. Bald darauf starb er (1045), und nun bot sie Alles auf, ihre Pläne durchzusetzen. In dieser Zeit begab es sich, dass Kaiser Heinrich III. eine Reise nach Ungarn antrat, und dieselbe auf der Donau zu machen sich entschloss. Er übergab die Reichs-

verwesung dem Pfalzgrafen Otto, und brach, von dem Bischofe von Würzburg, Bruno, und einem glänzenden Gefolge begleitet, von Regensburg auf. Richlinde hatte sich erbeten, dass der Kaiser in Persenbeug verweile. Alles wurde zu dem festlichsten Empfange vorbereitet, und das regste Leben herrschte auf dem Schlosse. Als das Schiff, welches den Kaiser trug, über den Strudel und Wirbel fuhr, zeigte sich zum Entsetzen Aller der schwarze Mönch in dem Teufelsthurme am langen Steine. Er rief dem Bischof zu, er sei sein böser Geist, und verkündete ihm sein nahes Ende. Der Bischof schlug das Kreuz, sprach Gebete, und das Phantom verschwand. So landete das Schiff denn bald in Persenbeug, und die harrende Burgfrau führte den erhabenen Gast in die schimmernden Säle der Burg. Ein prächtiges Mahl ward aufgetischt, und Richlinde brachte nun ihre Bitte wegen der Verleihung der Güter an ihre Verwandten vor. Der Bischof unterstützte ihre Rede, und der Kaiser gewährte die Bitte. In diesem Augenblicke brach der Fussboden des Saales ein, und alle Anwesenden stürzten in die unter demselben befindliche Badestube. Der Kaiser selbst ward nur leicht am Arme beschädigt, Bischof Bruno aber, die Burgfrau Richlinde und Abt Altmann von Ebersberg wurden so schwer verletzt, dass sie nach wenig Tagen starben. Die drohenden Worte des schwarzen Mönchs waren schnell in Erfüllung gegangen. Nach Aventins Bericht wäre nur der Bischof allein gestorben. Dem Beschlusse des Kaisers zufolge ward nun Welf in den Besitz der Güter gesetzt. Später aber kam Persenbeug wieder an die Markgrafen von Oesterreich aus dem Babenbergschen Stamme. Als Friedrich der Streitbare, der letzte dieses ritterlichen Geschlechtes, in der Schlacht bei Neustadt gegen die Tartaren gefallen war, das unheilvolle Zwischenreich eintrat, und endlich Ottokar von Böhmen die österreichischen Gauen in Besitz nahm, schenkte er Persenbeug 1271 an den Patriarchen von Aquileja. Unter den Habsburgern ward es aber wieder zurückgenommen, und wir finden es unter Kaiser Karl IV. als erzherzogliches Schloss erwähnt. Im Jahre 1593 erkaufte Ferdinand Albrecht von Hoyos von dem Kaiser Persenbeug, Rohreck, Weinberg u. s. w. um 120,000 fl. Die Besitzung blieb bei dieser Familie bis 1801, wo Kaiser Franz I. Persenbeug wieder an

sich brachte, und es mit den k. k. Patrimonialherrschaften vereinigte.

Das Schloss in seiner gegenwärtigen Gestalt entstand im Jahr 1617. Der Sohn Ferdinand Albrechts von Hoyos, Adam Eusebius, dessen Gattin Maria, und die Witwe Ferdinands, Regina, legten in dem genannten Jahre den Grundstein zu dem neuen Bau. Es ward nur wenig von dem alten, schon sehr zerfallenen Gebäude beibehalten, und die Umstaltung war vollständig. Der Bau ist übrigens fest und das Schloss gewährt einen sehr pittoresken Anblick. Der Felsblock, auf welchem das stattliche Gebäude ruht, besteht aus Weissstein (eigentlich Leptinit, eine Modification des Gneisses), der hie und da durch Einmengung von schwarzem Glimmer eine dunkle Färbung, und durch Auftreten von weissen Feldspatkrystallen eine porphyrartige Struktur annimmt. An der Westseite des Schlossfelsens sieht man von einem der Fenster herab ein weisses Felsstück vorstehen, dessen Ecken schwarz sind. Der Steinbruch etwas weiter aufwärts am Strome zeigt diesen dem Weisssteingebilde angehörigen Porphyr, der auch im Lojagraben vorkommt und zum Strassenpflaster nach Wien geführt wird. Die Donau wälzt sich hier in ansehnlicher Breite vorüber. Sie misst vom Fusse des Schlossberges in gerader Linie 193 Klafter. Der Fels des Schlossberges musste an einer Stelle durch einen mächtigen Quadernpfeiler gestützt werden. Das Schloss in seiner gegenwärtigen Gestalt stellt sich als ein imposantes Gebäude von zwei Stockwerken dar. Gegen die Donau zu erhebt sich der weithinschauende Thurm. Das Innere ist geräumig und weitläufig. Die Burg enthält mehrere Säle und viele Gemächer: die Gänge und Treppen sind wohlunterhalten, gross und hoch. Da Persenbeug ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Franz I. war, und er auch alljährlich mehrere Wochen auf diesem Schlosse verweilte, so ward allezeit Sorge für dessen Erhaltung und Verschönerung getroffen. Die Einrichtung der Gemächer ist einfach, aber sehr geschmackvoll. In den sogenannten Kaiserzimmern findet sich des Schönen viel und mancherlei. Das Arbeitszimmer des verewigten Monarchen ist auch durch manches gelungene Bild verewigt worden. Den Bildersaal zieren mehrere ausgezeichnete Landschaftsgemälde von Rebell, Ender u. s. w. — Im nördlichen Theile ist die grössere Kapelle, unter derselben noch eine kleinere,

in welche 20 Stufen hinabführen. Die Ausschmückung beider Kapellen ist einfach, aber würdevoll. Im innern Hofe, in welchem ein Bassin mit sehr gutem Wasser angebracht ist, sieht man noch die meisten Spuren des alterthümlichen Baues. — Hier war vermuthlich der Turnierplatz. Mehrere Anzeichen deuten auf diese einstmalige Bestimmung jenes Raumes hin. Auch zwei Thürme erhielten sich noch aus dem achthundertjährigen kühnen alten Bau. Sie wurden zum Theil abgetragen (1810—1812) und mit Galerien versehen. Auf dem einen dieser Thürme eröffnet sich eine bezaubernde Uebersicht der Gegend. Im weiten silbernen Halbbogen umfängt der prächtige Strom die blühende Landschaft, und der Anblick der majestätischen Alpenkette im Süden, in welcher man von dem Schneeberg bis hinauf zu den schnee- und eisumpanzerten Kolossen an Salzburgs Gränzen jeden bedeutenderen Gipfel klar erkennt, ist ergreifend. Besonders prächtig stellt sich der beinahe gerade gegenüber liegende Oetscher dar, mit seiner zackigen Felsenkrone hoch über die Vorberge in das Blau des Aethers hinragend. — Rückwärts des Schlosses befindet sich der sehr schön und geschmackvoll angelegte kaiserliche Garten, in welchen über des gleichnamigen Ortes tiefe Gasse eine funfzig Klafter lange Brücke führt. Einen Theil dieses Gartens nimmt eine grosse, sehr gut gedeihende Obstbaumschule und ein Feigenhaus ein. Die Obstbaumschule ist äusserst wohlthätig für die ganze Gegend umher, die ihre Sorten aus derselben veredeln kann. Die Vorliebe des kaiserlichen Hauses für Hortikultur und Botanik ist bekannt. Auch Kaiser Franz I. pflegte diese lieblichen Wissenschaften mit eben so viel Neigung als Kenntniss. Der Garten in Persenbeug trägt viele Spuren des Waltens des Monarchen in dieser Hinsicht. Herrliche Blumen, grossentheils von der Hand des Monarchen selbst gezogen, verschönern diesen Aufenthalt. Die Partien des Gartens selbst sind äusserst reizend. Es bedurfte auch hier, wo die Natur eine so herrliche Umgebung geschaffen hatte, nur wenig, sie in Verbindung mit der Kunst zu setzen. Eine der reizendsten Stellen dieses Gartens ist an der sogenannten Kanzel, mit der prächtigen Aussicht über den Strom gegen Ips, einem der Lieblingsplätze des unvergesslichen Monarchen.

V.

Der Strudel in der Donau.

Oesterreich. Land ob der Enns.

Wir berühren in dieser und der nachfolgenden Darstellung eine der merkwürdigsten Partien des Donaustromes, so weit sein Gewässer seit seinem Ursprunge den teutschen und ungarischen Boden bespült. Wer hätte nicht von dem „Strudel und Wirbel“ erzählen hören? Diese Donaugegend ist jene, welche seit Jahrhunderten Celebrität gewann, und in dieser Hinsicht mit den besprochensten Punkten des gefeierten Rheinstromes wetteifern darf. Mährchen, Sagen und Legenden umschweben diese Gestade; Romantik und Geschichte verleihen ihnen Reiz, und von Mund zu Mund gehen im teutschen Lande die Abentheuer und Fährlichkeiten einer Schifffahrt über diese Scylla und Charybdis des alten Isters. Ohne Widerspruch befindet sich auch hier die grossartigste Scenerie der Stromfahrt, von Ulm bis zu den Gränzmarken des osmanischen Reichs, wo an den Katarakten des berühmten „eisernen Thores“ dieselbe sich wiederholt. Hat man den Greinerschwall und das Städtchen Grein mit dem ernsten Schlosse Greinburg hinter sich, so wogt der Strom ruhig und majestätisch zwischen den Waldbergen hin; diese Ruhe ist aber nur eine Vorbereitung zu dem bewegten Gemälde, welches sich bald vor den Blicken entrollt. Dumpfes Brausen ertönt in der Ferne, es verstärkt sich mit jedem Rucke des Schiffes, schneller wird der

Wogenzug hinab gegen Osten, alles kündet die Nähe des „Strudels.“ Im Schiffe selbst herrscht rege Bewegung. Da schimmert von ferne das hohe Kreuz auf der Klippe der Wörthinsel, und der Schiffer gebietet Stille und Schweigen. Die Knechte werden an ihre Posten beordert, der Steuermann tritt mit gespannter Aufmerksamkeit an sein Ruder, die müssigen Zuschauer werden bei Seite geschafft, um freien Raum zur nöthigen Leitung zu gewinnen; die Frauen und Kinder der Reisegesellschaft, die Schüchternen und Aengstlichen derselben haben ohnedies schon das Innere der Kajüte gesucht, und weilen dort in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Man entblösst die Häupter und die Schiffer beten! Alle diese Vorbereitungen, verbunden mit dem Eindruck des ernsten wilden Anblickes, den die Ufer hier gewähren, stimmen das Gemüth zu einer feierlichen Aufregung, und die Momente dieser Stromfahrt haben etwas eigenthümlich Ernstes und Geheimnissvolles. Es ist dies jenes Gefühl der Ohnmacht, welches im Kampfe mit einem mächtigen Elemente den Menschen mehr oder minder allezeit umweht. Indessen tragen hier die traditionellen Anklänge aus einer Zeit, welche nicht mehr ist, auch dazu bei, diese Stimmung zu erzeugen und zu nähren. Der alte schilfbekränzte Stromgott, der seine unerschöfliche Urne über diese Gefilde strömen lässt, meint es nicht mehr so böse mit den Schiffern, als uns diese Ceremonien glauben machen möchten. Seit etwa funfzig Jahren, seit die Arbeiten zur Reinigung des Strombettes von den Klippen unternommen wurden, Arbeiten, über welche sogleich im Verlaufe dieser Schilderung das Nähere berichtet werden soll, hat es weiter keine Gefahr mit dem Strudel und Wirbel, als etwa solche, welche durch Fahrlässigkeit der Schiffer herbeigeführt wurde. Insofern also mag man sich ruhig dem Anschauen dieser herrlichen Naturscene hingeben, und sich ganz jenen Empfindungen überlassen, welche die hier in jeder Beziehung so mächtig aufgeregte Phantasie in den Herzen der Schiffenden weckt. Der mächtige Strom hat sich hier mit unwiderstehlicher Gewalt seine Bahn durch die Granitkette gebrochen, welche nun, in zum Theile ziemlich ansehnlichen Bergen, seine beiden Ufer bildet. Die Felsenwände treten hier im Süden und Norden etwas zurück. Eine Insel theilt den Strom. Der südliche Arm, an dem Fusse des düstern, bewaldeten Rabensteines, heisst



der Hössgang. Ihn beschiffen kleinere Fahrzeuge bei ungewöhnlich hohem Wasserstande. Der nördliche Arm ist das eigentliche Fahrwasser, dort aber ist auch der Strudel. Schäumend und rauschend bricht sich das gewaltig einherfluthende Gewässer an Klippenstöcken, und der mächtige Schwall der Fluth (das Gefälle des Stroms auf der kurzen Strecke von dem Greinerschwalle bis unterhalb des Wirbels beträgt 1 Klafter 5 Zoll) reisst auch die schwersten Fahrzeuge, Hohenauerschiffe mit 2000 Centnern Ladung, wie leichte Ballen, mit Blitzesschnelle über den gefürchteten Schlund. — Bei dieser rasenden Schnelle, womit das Schiff fortgerissen wird, ist es auch beinahe selbst für den Reisenden, welcher ganz kaltes Blut besitzt, unmöglich, einen befriedigenden Ueberblick der malerischen Schönheit der Gegend zu gewinnen, welche eben hier den Culminationspunkt erreicht hat. Wie getrieben von dem Zauberstabe eines mächtigen Dämons, wie fortgepeitscht von den dienstbaren Tritonen, welche den Crystallpalast des gewaltigen Stromkönigs bewachen, fliegt das Schiff dahin durch das Wogengebrause, die Ufer rechts und links scheinen mit magischer Gewalt zu fliehen vor unserm Blicke, und doch verdienen eben diese Ufer mit ihren schönen Ruinen und wunderbaren Felsen ein eigenes längeres Studium. Es wird daher jedem Reisenden, dem es um einen belehrenden Ueberblick der Gegend zu thun ist, gerathen sein, von Greinburg zu Lande, am nördlichen (linken) Ufer des Stroms bis St. Nikola herab, zu wandeln. Auf diesem kurzen Wege kann er den romantischen Reiz der alten Schlösser, den malerischen der felsigen Gestade, ganz in sich aufnehmen. Ist er Geognost, so bietet sich ihm auch eine sehr gute Gelegenheit, in den, durch eine der wichtigsten Revolutionen hier gespaltenen und zerschmetterten Urgebirgen interessante Beobachtungen zu machen. Von St. Nikola mag er sich dann leicht, nachdem er ein halbes Stündchen hier verträumt hat, wieder mit seinem Fahrzeuge vereinigen. Wir kehren nach diesen Abschweifungen an den Strudel zurück. Durch die oben erwähnte Spaltung des Stromes bildet sich eine Insel, der Wörth genannt. Sie ist 408 Klafter lang, 203 Klafter breit. Eine mächtige Sandbank umgürtet sie, und das hohe Weiss derselben kontrastirt sehr malerisch mit den dunklen Felsen der Gestade, und den finster bewaldeten Bergen ringsum. Im Osten, Westen

und Süden ist das Ufer der Wörthinsel flach. Gegen Norden hingegen zeigt sich ein Riff von Felsenkogeln, theils abgestürzte Trümmer der Felsen des linken Ufers, theils von der Klippe selbst, die den Kern der Insel bildet, und das Verbindungsglied der Granitgebirgskette ist, welche an beiden Ufern hier hinstreicht, und durch den Strom von Norden gegen Süden fortzieht. Auf der Insel selbst erhebt sich der Fels zu einem mächtigen Block, der die Ruine der alten Burg Werfenstein (auch das Wörtherschloss genannt) trägt, aus denen sich nur der massive Wartthurm noch zum Theile erhielt. Alles übrige ist ein Chaos von Schutt und Trümmern. Nur einige wenige Grundstücke hat ein Landmann, dessen einsames Gehöfte auf der Insel steht, dort dem Boden abgewonnen, und der Spiegel eines kleinen Teiches schimmert an dem Fusse des Felsens, auf welchem die melancholische Burgruine trauert. Neben derselben, auf der höchsten Spitze der Klippe erhebt sich ein grosses steinernes Kreuz, die herannahenden Schiffer zu frommer Erhebung des Herzens zu mahnen. Am nördlichen Ufer, dicht am Gestade, doch etwas mehr südöstlich, schauen die Ruinen des alten Raubschlosses Struden herab in den brausenden Strom. Am Fusse des Felsens liegt der kleine Markt Struden. Am südlichen Ufer zeigt sich ein kleines Dörfchen, gleich dem dortigen Donauarme „Hössgang“ genannt. Die Geschichte Werfensteins ist in tiefes Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich entstand es im eilften oder zwölften Jahrhundert. Die Lage desselben war günstig zum Missbrauch der Gewalt an den Vorüberschiffenden, und es scheint auch zu solcher Bestimmung gewidmet zu sein, denn wir finden eine Andeutung in Urkunden des 13. Jahrhunderts. Damals beklagten sich die Schiffer über die grossen Gefahren, welche sie, ausser den natürlichen, welche der Strom hier bot, durch die Gewalt der Ritter zu dulden hätten, welche auf dem Werfenstein und auf Struden sässen, und ihnen räuberischer Weise Zoll und Lösegeld abforderten. Rudolph von Habsburg lieh dieser schon öfter laut gewordenen Klage Gehör, und unter seiner und Albrechts Regierung, als wieder Ordnung im Lande, nach der „kaiserlosen“ Zeit, wo überall nur Gewalt und Faustrecht galt, herrschte, wurden Züge gegen die Raubritter veranstaltet, und ihnen in Oesterreich und Steyermark viele Burgen gebrochen. Auch Werfenstein theilte dieses Geschick.

Die Veste ward landesfürstlich, und nun befuhr der Schiffer wieder ungefährdet den Strom. Durch mehrere Jahrhunderte blieben die Herzoge von Oesterreich nun im Besitze dieser Burg, und 1406 finden wir in einem Briefe Herzogs Wilhelm, dass die Burghut zu Werfenstein jährlich hundert Pfund Pfennige, und die Mauth daselbst eben so viel getragen habe. Damals war Werfenstein noch von einem Amtmanne und dessen Knechten bewohnt. Räthselhaft bleibt es, auf welche Weise derselbe hier in Werfenstein eine Mauth von den Schiffern abnehmen konnte. Bald darauf muss indessen die Burg verlassen worden sein, denn 1462 finden wir ihrer als das „öde Haus von Werfenstein" erwähnt, und als 1529 ein Thurm am nördlichen Ufer abgebrochen und zu Schanzbauten gegen die Türken verwendet ward, lag die Burg schon ganz in Ruinen. — Nicht viel mehr berichtet uns die Geschichte über die Veste Struden. Ueber ihren Ursprung und ihre erste Zerstörung haben wir so eben gesprochen, sie theilte beides mit Werfenstein. Damals gehörte Struden zur Grafschaft Machland, deren Vasallen jene Raubritter waren, welche hier die Reisenden misshandelten. Als die kühnen Wegelagerer unter dem Schwerte der Sieger verblutet hatten, setzten die Landesfürsten auch hierher auf Struden herzogliche Amtleute, und im 15. Jahrhundert bestand hier, wie aus den Satzbriefen Herzogs Albrecht hervorgeht, ebenfalls eine Mauth. 1529 lag Struden auch schon in Trümmern. Es lohnt indessen noch immer der Mühe, den steilen Fels hinanzuklimmen, um die wunderbare Kühnheit des Baues zu beschauen. Klippe und Mauer ist hier wie in einander verwachsen, und man wird von gerechtem Erstaunen über die riesenmässige Festigkeit ergriffen. Auch hier ist nur der Wartthurm der allgemeinen Zerstörung entgangen. Die Ringmauern wurden im Jahr 1780 eingerissen, weil der Einsturz, dem sie sichtlich entgegenwankten, den Häusern des Marktes, welche gerade unter den senkrechten Wänden des Burgfelsens hingeklebt sind, Vernichtung drohte. Der Ort Struden ist unbedeutend, und besteht nur aus wenigen Häusern. Er hat zwar Marktgerechtigkeiten, aber keine eigne Pfarre, sondern gehört in dieser Beziehung nach St. Nikola. Die Bauart Strudens ist äusserst bizarr, und die Häuser erscheinen in den sonderbarsten Gruppirungen an und auf dem kahlen Granitfelsen. Wir wollen nur

einen Blick auf die Arbeiten werfen, wodurch die Gefahren, welche früher hier die Stromfahrt bedrohten, unschädlich wurden, Arbeiten, deren Grösse, Schwierigkeit und Verdienst volle Anerkennung verdient, und welche mit zu den rühmlichsten Bestrebungen gezählt werden dürfen, wodurch die Regierungsperiode der grossen, unvergesslichen Kaiserin Maria Theresia in der Sorge der innern Verwaltung ihrer Lande sich auszeichnet. Bis zum Jahre 1777 verging fast kein Sommer, in welchem nicht am Strudel und Wirbel Schiffe und Menschen zu Grunde gingen. Kostbare Ladungen verschlang der Strom, und die Klagen über diese Gefahren wurden immer lauter. Das Flussbett der Donau war damals mit Riffen von Klippen versetzt, die über die ganze Breite des Stroms hin auftauchten. Mehrere dieser Klippen ragten hoch empor, mehrere derselben, und diess waren die gefährlichsten, lagen, selbst bei mittlerem Wasserstande, kaum zwei Fuss tief unter Wasser. Die Riffe theilten den nördlichen Stromarm in drei Bahnen, deren nördlichste am Ufer das Waldwasser, die mittelste der Wildriss, und die südlichste der Strudel genannt ward. Zum Theile bestehen diese Klippen auch nach der Regulirung des Strombettes noch. Die grosse Felspartie an der Einfahrt des Strudels, welche unter allen am höchsten emporragt, nennen die Schiffer das Bomben-Gehäkel (Buma-Ghachelt, im österreichischen Dialekt), weiter gegen Osten, in der Mitte des Stroms, ist das Wildriss-Gehäkel, und gegen Norden das Wald-Gehäkel. Unter dem allgemeinen Namen Gehäkel verstehen die Schiffer alle spitzen Felsen, die abgerundeten heissen Kogeln. Obschon der eigentliche Strudel auch jetzt noch die bedeutendsten Felsblöcke enthält, so ist er doch seit vier Jahrhunderten schon als das Fahrwasser für Schiffe und Flösse benutzt. Der Wildriss ist der gefährlichste Weg, nur bei sehr hohem Wasserstande für Flösse und leicht getauchte Schiffe fahrbar; grössere Fahrzeuge kommen nicht leicht ohne Scheitern durch. Das Waldwasser ist auch nur für kleine Schiffe, und bei hohem Wasser, zu passiren. Auch das beste Fahrwasser, der Strudel, hat gewöhnlich kaum fünf bis sieben Klafter Breite zwischen den Klippen. Ueberhaupt ist der Strom hier sehr eingeengt, und misst am Ausgange des Strudels kaum vierzig, vereint mit dem Hössgang kaum siebzig Klafter. Die ganze Länge

des Strudels beträgt achtzig Klafter, und in dieser kurzen Strecke senkt sich der Strom um drei Fuss sieben Zoll. Man kann also leicht beurtheilen, wie furchtbar reissend er sich hier durch die Klippen stürzt. — Bis zum Jahre 1777 musste daher ein Theil der Schiffsladungen in Grein ausgepackt, und auf andere Fahrzeuge gebracht werden, man musste einen eigenen Steuermann dingen, der die Schiffe bis St. Nikola führte, und in Struden und am Hössgange mussten allezeit Kähne bereit stehen, die Schiffbrüchigen zu retten. Da beschloss denn die Kaiserin, diesen Gefahren ein Ziel zu setzen, und den Strudel mit Sicherheit fahrbar zu machen, und nach langer Berathschlagung und Verwerfung verschiedener Pläne entschied man sich für die Sprengung der Felsen, was auch ohne Zweifel der sicherste und kürzeste Weg zum Ziele war: dadurch ward das Uebel vom Grund aus gehoben. Die k. k. Navigations-Direktion besorgte die Arbeit; der bekannte, verdienstvolle Herr Walcher leitete sie. Es erschien auch ein Bericht hierüber im Druck, unter dem Titel: „Nachrichten von den im Jahre 1778 bis 1781 in dem Strudel der Donau zur Sicherung der Schifffahrt vorgenommenen Arbeiten. Wien, 1781 bei Kurzböck.“ und dann eine Fortsetzung 1791. Am 31. Oktober 1777 begann die Arbeit. Damals waren eben zwei Schiffe verunglückt. Das eine sass auf der Wolfskugel fest, das andere auf der Meisenkugel. Diese beiden auf den gefährlichsten Punkten gestrandeten Schiffe boten der Navigations-Direktion die beste Gelegenheit, die wahre Lage der Klippen, ihre Mächtigkeit u. s. w. genau zu untersuchen. Die Arbeit ward im Winter fortgesetzt, obschon man nebst dem Strome selbst, mit dem Treibeise, mit Schnee und Frost zu kämpfen hatte, und die Kürze des Tages der Arbeit eben nicht förderlich war. Auch sprengte sich der Granit sehr schwer. Trotz aller dieser Hindernisse wurden dennoch bereits in dem ersten Winter 30 Kubikklafter Gestein aus dem Strome geschafft. — Dadurch ward allerdings das Bett desselben freier, aber die Schifffahrt für jetzt eher dadurch gefährdet, weil nun die Schiffe Gefahr liefen, bei dem Abfalle gegen den Wildriss getrieben zu werden, auch jetzt eine grössere Wassermenge in den Strudel einströmen konnte, und, da die Felsenblöcke weggeräumt waren, dasselbe freier nordwärts in den Wildriss einfallen konnte. Man dachte also an Räumung und

Vertiefung des nördlichen Wörthufers, um dem Strome dorthin die Richtung zu geben. Der Winter im Jahre 1778 begünstigte die Arbeit noch minder als der vorige. Die Arbeiter geriethen in Gefahr, auf dem Wörthe einzufrieren. Jene, welche sich retten wollten, wären beinahe im Eise verunglückt, und als das Eis sich endlich am Wirbel stellte, musste es zersägt werden, um zu den Felsen im Strome zu gelangen. Dennoch räumte man in diesem Winter an 70 Kubikklafter Steine aus dem Strome. Der Winter von 1779 war so ungünstig, dass nur acht Kubikklafter Fels weggeräumt werden konnten. Eben so gestaltete sich der Winter von 1780. Indessen war doch bereits soviel gewonnen worden, dass die gefährlichsten Klippen jetzt schon vier Fuss tief unter dem Wasser lagen. Auch ward in diesen Jahren ein sicherer Hufschlag erbaut. So setzte man die Arbeiten acht Jahre fort, und vollendete im Jahre 1785 den Hufschlag aus Quadern am nördlichen Ufer des Wörths, 128 Klafter lang, 7 Fuss hoch, dritthalb Klafter breit. Der Hufschlag ward durch einen Damm gestützt, der quer durch die Insel bis zum Hössgang läuft. Der Ingenieur Liske, welcher sich überhaupt bei diesen Arbeiten sehr thätig zeigte, war der Erbauer dieses Dammes, dessen Nutzen sich schon 1787 bewährte, als ein beispielloses Hochwasser eintrat, den Wörth 12 Fuss hoch überschwemmte, alles Ackerland zerstörte, und die Bewohner des Hofes nur auf den höhern Klippen Rettung finden liess. Die Fluth würde damals, ohne diesen Damm, der dem riesigen Andrang des Gewässers widerstand, einen für die Schifffahrt sehr gefährlichen Weg durch den Wörth gewühlt haben. Noch sprengte man von 1787 bis 1791 auch an dem sogenannten Kellerfelsen beträchtliche Massen in der Länge von 27 Klafter weg, und so zeigt sich 1791 die ganze grossartige Unternehmung vollendet. Der Strudel hatte seine Schrecken verloren. Der Geist der Menschen hatte sie bezwungen, und seither ist hier nur durch Fahrlässigkeit mehr ein Unfall möglich. — Indessen hat man auch seit jener Zeit noch immer ein wachsames Auge auf nöthige Verbesserungen, und von Zeit zu Zeit werden noch theilweise Sprengungen vorgenommen. — Die ganze Vorsicht, welche man bei der Stromfahrt in dieser Gegend jetzt noch anzuwenden hat, besteht in der Aufsicht, dass die in den Strudel einfahrenden Schiffe nicht tiefer getaucht sein dürfen, als

der jeweilige Wasserstand erlaubt. Diesen zeigt der eiserne Strommesser, „die Mark“ genannt, am Eingang des Strudels an. Diese Mark ist mit den Zahlen I bis IX von oben nach abwärts bezeichnet. Jede Zahl ist von der andern sechs Zoll entfernt. Jede dieser Zahlen zeigt, wie viele halbe Fuss, oder Gminde, wie die Schiffersprache sagt, das fahrbare Wasser im Strudel am seichtesten Orte tief ist, folglich, wie tief das Schiff getaucht sein darf, wenn es hier durchkommen soll. Ein vier Fuss tief getauchtes Schiff kann bei niederm Wasserstande nicht ohne Gefahr passiren. Auch bei starkem Unterwind (Ostwind) ist die Einfahrt schwierig, und die Schiffe bleiben gewöhnlich in Grein, bis der Oberwind eintritt.

VI.

Ofen und Pesth,

vom Blocksberg gesehen.

Von

Johann Grafen Mailáth.

Bei ihrem Eintritt in Ungarns gesegnete Fluren östlich strömend, behält die majestätische Donau diese Richtung bis jenseits Gran, wo sie dann, sich südlich wendend, ihre Wogen hinabrollt über das schöne Land. — Zwischen der Donau und dem Plattensee erhebt sich ein Gebirge, der Bakonyer Wald genannt, seine nördlichen Ausläufer nach Gran, die östlichen nach Ofen entsendend. Die östlichste Spitze dieses Zuges, abdachend gegen den Donaustrom, ist der Blocksberg, nach Wahlenbergs Messungen 783 Fuss hoch. — Seine weithinschauende Zinne beherrscht eine der herrlichsten Fernsichten des Landes. — Zu seinen Füssen ist ein Theil Ofens, die Raizenstadt hingebaut, und eine prächtige Sternwarte krönt seinen Gipfel. — Das Gestein, aus welchem dieses Gebirge besteht, ist Jurakalk, wie in der Alpenkette. Auch hier oft in Dolomit übergehend, auch hier mit jenen Versteinerungsformen, wie sie dort vorkommen. Im Schoosse dieses Gebirgszuges, besonders bei Süttö unfern Neszmély, finden sich reiche Marmorbrüche von weissem und besonders von rothem Marmor, welcher häufig im Lande zu Fenster- und Thürstöcken, Treppen, Grabsteinen u. s. w. verwendet, und auch zu diesen Zwecken in









die Nachbarländer verführt wird. — Almás ist fast ganz aus diesem Marmor erbaut, da sich dort die grössten Steinbrüche befinden. Wir haben der Uebersicht der beiden Städte Ofen und Pesth, wie der Blocksberg sie bietet, dieses Blatt unseres Denkbuches gewidmet; der Standpunkt ist etwa auf der halben Höhe des Berges, über dem Kirchthurme der Raizenstadt. Auf dem Gipfel des Berges ist natürlich das Panorama der Umgegend noch viel grossartiger, und es wird im Verlaufe dieses Aufsatzes dasselbe auch berührt werden. Bei der Auffassung des Bildes aber galt es mehr die Uebersicht der beiden Städte selbst, und daher wurde zu diesem Zwecke der niederere Standpunkt gewählt. An malerischem Reiz stellt sich die Aussicht von den Höhen des Blocksberges kühn jeder ähnlichen in Ungarn zur Seite und dürfte nur von wenigen übertroffen werden. Die majestätische Donau, die Herzader Ungarns, bespült seine Felsen und belebt die Häusermassen der beiden durch ihre Fluthen getrennten Städte. Eine leicht hingeworfene Brücke verbindet aber die Bewohner, und immer treibt sich die Menge hin und her in regsamer Geschäftigkeit. Lang und schmal hingestreckt längs dem Ufer der Donau zeigt sich Ofen. Das Auge, längs der Stadt hingleitend, durch malerische Berge beschränkt, wird unwillkührlich über das phantastische Sanct André, über den Strom nach Waitzen gelenkt. Dort ruht er auf der Stadt, den ferneren Bergen von Neograd und den aus der Ferne, gleich leichten Wolken, hereindunkelnden, höheren Karpaten. Nun aber schweift der Blick in der ungeheuren, tausend Quadratmeilen grossen Ebene Ungarns, bis hin wo Himmel und Ebene in einander verschwimmen, und wieder kommt das Auge an die Donau zurück auf Pesth und Ofen, von wo es ausgegangen ist.

In grossartigen Zügen liesse sich vom Blocksberg aus, an die Punkte, die das Auge zu erreichen vermag, die Geschichte von Ungarn anreihen. Der Blocksberg selbst, zu welchen Betrachtungen bietet er Anlass! Der älteste Name des Berges, — Gerhards-Berg — mahnt an die Zeit der Bekehrung der Ungarn zum Christenthum und des Ringens der Heiden gegen die neue Lehre. Im allgemeinen Aufruhr der Heiden gegen die Christen wurde der Bischof von Cszánád, Gerhard, von den Heiden in einem leichten Wagen über die Felsen des Berges gegen die Donau zu hinabgerollt, und unten mit Lanzenstichen getödtet. — Aber die christ-

liche Lehre siegte, und zur Sühne des Mordes wurde auf dem Blocksberg eine Kapelle zu Ehren des heiligen Gerhards erbaut. Jahrhunderte blieb es so, bis nach der Schlacht von Mohács Ofen in die Gewalt der Türken kam. Da verfiel die Kapelle, wie der Flor des ganzen Landes, und 150 Jahre hindurch lastete der Osmanische Druck auf der ganzen Gegend. Bei einer der vielfachen Belagerungen, welche Ofen in jener Zeit bestand, erbauten die Christen auf dem Gerhardsberg ein Blockhaus, von diesem heisst dieser Berg der Blocksberg. Bei der letzten Belagerung im Jahre 1686 sollte die Ebene unter dem Berg gegen Promontorium hin der Schauplatz einer Schlacht werden, die über das Schicksal Ofen's entschieden hätte. Dreimal rückte der Grossvessir an und um den Blocksberg, aber die Türken wagten den Angriff nicht. Von der Höhe des Berges konnte das Auge der Christen die erstürmte Vestung und den erschrocken hineinziehenden Grossvessir zugleich überschauen. Hierauf wurde auf dem Blocksberg der Calvarienberg erbaut, und in neuerer Zeit entstand hier ein astronomischer Thurm. Dies ist in wenig Worten zugleich die Geschichte des Landes. In der heidnischen Zeit ist der Berg öde. Bei der Ausbreitung des Christenthums bewährt ein heiliger Märtyrer die Lehre durch sein Blut; den Sieg des christlichen Glaubens verkündet Jahrhunderte hindurch eine Kapelle; der Türken vorübergehende Zwingherrschaft verkündet sich durch den Verfall der Kapelle; der jetzige Stand spricht den Geist der Regierung aus: religiösen Sinn und Verbreitung wissenschaftlichen Lichtes.

Jeden Ostermontag wimmelt der Berg von Besuchern, Tausende strömen hinauf, herab. Aus der Ferne gewährt es den Anblick eines wimmelnden Ameisenhaufens. Wo einst Mord, zerstörende Kriegswaffen, Verwüstung und Oede herrschte, zeigt sich zu jener fröhlichen Zeit gesellige Lust und heitere Bewegung. Bild des gegenwärtigen Lebens!

Der Berg ist zugleich das Bild des Landes. Weingärten ziehen sich an ihm hinauf, Aecker dehnen sich aus zu seinen Füssen, dem Innern entströmen heilbringende Quellen, auf der ungeheuren Ebene gegenüber rennt das wilde Ross, brüllt zahlloses Hornvieh, weiden Tausende von Schafen. — Die beiden

Städte im stets wachsenden Flor schauen zu dem Berg auf, und höher und höher erheben sich die Häuser an seinen Wänden.

Wer vom Blocksberg nach Pesth hinüberschaut, hat zu seiner Rechten in der Donau eine Insel, sie heisst: Csepel. Die ältesten ungarischen Chroniken verkünden, dass auf dieser Insel die Ungarn ihre ersten Häuser gebaut. Diese Hütten und die jetzt prächtig an der Donau liegenden Städte Ofen und Pesth bezeichnen den Entwickelungsgrad, den Ungarn seit neun Jahrhunderten durchlaufen.

Der Blocksberg überschaut eigentlich das Herz von Ungarn, die beiden Städte Ofen und Pesth, die mächtig strömende Donau. Hier ist die politische Verwaltung des Landes, die Gerechtigkeitspflege. Von hier aus geht die Bildung der Jugend durch die Universität; hier ist der Handel des Landes vereint. Auch geht die Entwickelung, das Aufblühen der Städte, besonders Pesth's, mit Riesenschritten vorwärts, und es lässt sich nicht absehen, zu welcher Höhe sich diese Stadt erheben wird, wenn die Verbindung mit dem schwarzen Meere, die jetzt schon im Gange ist, mehr und mehr zunehmen wird. Unter der türkischen Herrschaft hiess ein Thor der Vestung Ofen: das Thor von Stambul, den langen, sicheren, ununterbrochenen Verkehr Ofens mit der Hauptstadt des Halbmondes verkündend. Jetzt kann man mit Recht die Donau die Heerstrasse nach Constantinopel nennen, denn die Dampfschifffahrt bringt den Reisenden in 10 Tagen von Pesth in's schwarze Meer. Vor wenig Jahren noch hiess es eine glückliche Fahrt, wenn in eben dieser Zeit die Reise von Pesth nach Belgrad zu Wasser zurückgelegt ward. Unwillkührlich, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, steht Alles in Ungarn mehr oder weniger mit Pesth in Verbindung, und das Wohl und Weh dieser Stadt berührt mehr oder weniger jeden Bewohner Ungarns. Durch die Erbauung einer stehenden Brücke zwischen Ofen und Pesth wird derselbe Flor, dieselbe Regsamkeit sich der Stadt Ofen bemächtigen. Jetzt ist zwischen beiden Städten noch ein auffallender Unterschied. Ofen ändert sich wenig. Die Bewohner leben vom Weinbau und von den zahlreichen Beamten der Haupt Dikasterien des Landes.

Pesth umschliesst die höchsten Gerichtshöfe (Septemviraltafel und königliche Tafel, errichtet unter Carl VI., als König von

Ungarn Carl III.), mehrere wichtige königliche Aemter, die Obrigkeit der vereinten Pesther-, Piliser- und Solther-Gespannschaft (Obergespann der Reichspalatin), viele städtische Behörden, und seit 1803 eine städtische Verschönerungskommission (Präsident der Reichspalatin). In Pesth blüht Ungarns einzige Hochschule, 1635 von dem Kardinal Pàzman in Tyrnau gestiftet, 1780 nach Ofen in das königliche Schloss, und unter Joseph II. nach Pesth übersetzt. — Erst 1703 zur königlichen Freistadt erhoben, hat sich Pesth seit jener Zeit zum ersten nud wichtigsten Handelsplatz des Reiches emporgeschwungen, und bietet in dieser Beziehung das regste und kräftigste Leben, in fortschreitender Entwickelung. —

Für beide Städte, ja für das ganze Land, ist eine stehende Brücke höchst wünschenswerth, denn die Donau durchschneidet die österreichische Monarchie in der Mitte, und in strengen Wintermonaten giebt es keinen einzigen Punkt in der Monarchie, wo man mit Bestimmtheit und ohne Verzug über den grossen Strom kann.

Das Bedürfniss der Verbindung beider Donau-Ufer wurde schon in der ältesten Zeit gefühlt. Als vor Kurzem die Dampfschifffahrts-Gesellschaft den Donau-Arm reinigen liess, wo ihre Dampfschiffe überwintern, fand sich Gemäuer in der Donau, wie man vermuthet Reste einer Römerbrücke. Es wäre interessant zu erforschen, ob die Margarethen-Insel und die kleinere unfern von ihr liegende nicht Anschwemmungen an alten Pfeilern sind. Der Kaiser Sigmund als König von Ungarn begann an der Donau einen grossen Bau; nach den Einen wollte er eine Brücke bauen, ähnlich jener, die sein Vater Karl der Vierte bei Prag über die Moldau bauen liess, nach Anderen sollte es ein Thurm werden, um die Donau-Schifffahrt durch Ketten zu sperren. Da zu dieser Voraussetzung kein rechter Grund zu finden ist, hat die erstere Angabe mehr Wahrscheinlichkeit. Die vielfachen Bewegungen seiner Regierung hinderten die Ausführung. Ich habe Spuren, dass die Türken eine Zeit über eine hölzerne Schlagbrücke hinter der Margarethen-Insel hatten.

Die Donau ist der einzige, aber gefährliche Feind der Städte Pesth und Ofen. Bei Eisgängen schwillt sie zu furchtbarer Höhe an und überschreitet verheerend ihre Ufer. Wie oft sich der Strom in früherer Zeit verderbend ergossen haben mag, lässt sich aus

Mangel an Quellen nicht ausmitteln. Die älteste Spur einer Ueberschwemmung ist vom Jahr 1267. In der Lebensbeschreibung der heiligen Margarethe steht: die Donau trat dergestalt aus, dass sie bis in das Kloster in den Hof drang, zu dem Haus, wo die Dienerinnen wohnen. Das Kloster stand auf der Margarethen-Insel. Wie hoch das Wasser damals gewesen, lässt sich nicht ausmitteln. Dann ist durch mehrere Jahrhunderte nichts von Ueberschwemmungen aufgezeichnet, obschon sie zahlreich gewesen sein müssen, nach dem zu urtheilen, was wir vom letzten Jahrhundert wissen. Seit dem Jahr 1732 bis zum Jahr 1838, also in 106 Jahren, hatten zehn Ueberschwemmungen Statt. Nämlich: 1732, 1744, 1775, 1783, 1789, 1795, 1799, 1809, 1811, 1838. Die höchsten Ueberschwemmungen waren 1775, 1799, 1838. — Jene von 1838 war die höchste von allen. Die Donau erhob sich zu der schaudervollen Höhe von 29 Schuh, etwa um 5 Schuh höher als 1775 und beiläufig um eine Klafter höher als 1799. Von drei Ueberschwemmungen ist der Schaden beiläufig verzeichnet. Im Jahre 1744 stürzten 50 Häuser ein, die zerstörten Meierhöfe nicht gerechnet. Im Jahre 1775 verwüstete das Wasser zwischen 6 bis 700 Häuser; bei der geringen Ausdehnung, welche Pesth damals hatte, ist dies sehr viel. 1838 riss das Wasser über 2000 Häuser weg und an 1000 wurden stark beschädigt. Dieses furchtbare Naturereigniss mit all seinen Schrecknissen, edlen Zügen von Aufopferung, Rettung und grossherziger Hülfe ist so oft, so vielfach besprochen worden, dass wir uns hier die Wiederholung ersparen mögen. Vom Blocksberg aus war der Anblick Schauder erregend. Die Stadt zeigte sich in einen See verwandelt und man sah die Häuser nach einander stürzen.

Wenden wir nun das Auge auf die Umgegend von Pesth und Ofen, betrachten wir den historischen Cyklus, den ihr Anblick darbietet. Wir beginnen von der Donau selbst. Die Insel Csepel ist, wie ich schon gesagt habe, dadurch merkwürdig, dass die Ungarn auf ihr die ersten Häuser bauten. — Sie hat den Namen Csepel von einem Kumanen, dem Arpád sehr gewogen war. Die Margarethen-Insel erhielt ihre Benennung von der Tochter Bela des Vierten, sie wurde ihm geboren, als er vor den Mongolen flüchtig in Dalmatien lebte. Die Eltern verlobten sie dem Kloster. In das Land heimgekehrt, nachdem die Mongolen abgezogen wa-

ren, erbaute Bela auf einer Insel in der Donau ein Kloster für sie. Von da an heisst die Insel die Margarethen-Insel. Nach der Schlacht von Mohács 1526 flohen die Nonnen nach Tyrnau, dann nach Pressburg. Die Türken zerstörten das Kloster. Die Insel blieb unbenutzt. In unserer Zeit kam sie in Besitz des Erzherzogs Palatinus, der sie in einen reizenden Garten umschuf.

Bei Sanct André setzten die Magyaren am Ende des 9ten Jahrhunderts zum erstenmal auf das rechte Donauufer über. Hier flüchtete auch über die Donau König Salomon, als er bei Mogyorod von Geisa und Ladislaus geschlagen wurde. Waitzen auf dem linken Donauufer hat der Legende nach einen höchst romantischen Ursprung. Vor der Schlacht von Mogyorod, von welcher später die Rede sein wird, ritten die Fürsten Geisa und Ladislaus in einen Wald und besprachen sich über die Schlacht. Plötzlich rief Ladislaus: „Sahst Du nichts?“ Geisa antwortete: „ich habe nichts gesehen.“ Ladislaus aber sprach: „Während wir uns besprachen, stieg ein Engel vom Himmel, er hielt eine goldene Krone in den Händen und drückte sie Dir auf das Haupt, daher bin ich gewiss, dass wir siegen. Salomon wird aus dem Reich fliehen, und Reich und Krone wird der Herr Dir übergeben.“ Geisa sprach: „Wenn Gott der Herr mit uns ist, und uns vor den Feinden schützt und Dein Gesicht in Erfüllung geht, erbau ich auf diesem Platz eine Kirche zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria.“ Als nun der Sieg errungen war, zogen Geisa und Ladislaus mit mehren Kriegern hin zu jenem Platz, wo Ladislaus die Erscheinung sah, und besprachen sich über den Bau der Kirche. Da erschien plötzlich ein Hirsch mit brennenden Geweihen und lief waldeinwärts, dort aber, wo jetzt Waitzen steht, hemmte er seinen Lauf; einige Krieger drückten Pfeile auf ihn ab, der Hirsch sprang in die Donau und verschwand. —

Geisa baute nun sofort, wo der Hirsch verschwunden, eine Kirche für die allerheiligste Jungfrau, stiftete einen Bischofsitz und gründete eine Stadt. Waitzen aber nannte er sie, weil in der ganzen Gegend Niemand lebte als ein einziger Eremit, Wátz geheissen. Auf jenem Ort, wo Ladislaus die Erscheinung gehabt, baute Geisa eine Kapelle und widmete sie dem Apostelfürsten Petrus.

Von Waitzen rechts hin sieht das Auge Mogyorod. Hier fiel

die Schlacht vor, die dem Könige Salomon die Krone kostete; die Chroniken erzählen sie auf folgende Weise: Geisa lagerte zwischen Waitzen und Czinkota, Salomon mit den Seinen auf dem Felde Rákos. Vid sprach zum König: „Des Herzogs Krieger haben wir geschlagen; nun hat er Knechte gesammelt und Schnitter zusammengetrieben; in einem Augenblick werden wir sie verzehren. Die Böhmen aber schlage ich mit dem Bachon allein." Erney aber, der den Frieden liebte, hörte dies und weinte; da redete der König zu ihm: „Mir scheint, Graf Erney, Du hängst dem Herzog an und bleibst nur zum Schein bei mir!" Erney aber antwortete: „Mit nichten, mein Herr! aber ich möchte nicht, dass Du mit Deinen Brüdern kämpfst und Ungarn sich unter einander tödten, der Vater seinen Sohn und der Sohn den Vater." Dann aber zu Vid gewendet, sprach er: „Du lobst es dem Herrn, dass er mit den Brüdern kämpft und sagest: sie haben nur Mäher versammelt. Sieh! — was Tausend Mäher mähen, können zehn Tausend mit Gabeln nicht auffassen. Uns ziemt es, für den König zu sterben, aber besser wäre es, klügerem Rathe zu folgen." —

Den nächsten Morgen hinderte ein grosser Nebel die Schlacht; die Nacht über stand jeder Krieger gerüstet bei seinem Ross und hielt es am Zügel und erwartete den Morgen. Als der Tag graute, ordnete der König seine Schaaren und ritt über den Berg, auch die Packknechte mussten aufsitzen, damit sein Heer grösser scheine. Vid sprach: „Wie sie unser Heer sehen, werden sie fliehen." Als die Königlichen auf des Berges Gipfel gelangten, und des herzoglichen Heeres, das gerüstet in einer Ebene stand, ansichtig wurden, sprach Erney zu Vid: „mich soll es wundern, wenn sie fliehen, sie haben die Donau im Rücken; mir scheint, sie haben sich vorgenommen zu siegen oder zu sterben."

Ladislaus hatte Geisa's Rüstung angelegt, denn er vermuthete. der grösste Feindesandrang werde Geisa gelten. Vor dem Heere warf er sich auf die Knie und gelobte: wenn seinem Bruder der Sieg würde, auf derselben Stelle eine Kirche zu bauen. Als er hierauf die Reihen auf und nieder sprengte, stiess er mit der Lanze auf einen Busch, und ein weisses Eichhörnchen lief auf dem Schaft der Lanze zu ihm hinauf, es galt den Seinen als Wahrzeichen des Sieges.

Die Schlacht begann. Vid stiess auf die böhmischen Geschwader und fiel alsbald. Markward der Kärntner und Sventebold, der Böhme, wurden schwer verwundet, gefangen; nach unendlich hartnäckiger Gegenwehr musste Salomon fliehen. Nur Bátor Opus begleitete ihn auf der Flucht. —

Bei Szigetfö warfen sie sich in einen Nachen und setzten über die Donau. Ladislaus durchwandelte das Schlachtfeld. Als er die vielen tausend Gefallenen sah, weinte er wie eine Mutter bei dem Begräbniss ihrer Söhne. Er fand die Leiche des Grafen Erney und brach in die Worte aus: „Erney! — Freund des Friedens, ich bedaure Dich wie meinen Bruder, denn Dein Herz und Dein Rath waren des Friedens voll.“ Er hob die Leiche auf, küsste sie und ordnete ein ehrenvolles Begräbniss an. Weiter traf er auch die Leiche Vid's, da sprach er: „mich betrübt Dein Tod, ob Du gleich unser Feind warst; ich wollte, Du lebtest noch und wärst bekehrt und befestigtest den Frieden zwischen uns. Sieh! das Herz, das nach dem Herzogthum verlangte, ist durchstochen, und das Haupt, das nach einer Krone trachtete, ist gespaltet.“ Auch Vid befahl er zu bestatten. Die Krieger aber, die im Kämpfen Brüder oder Söhne verloren, höhnten die Leiche, zerschnitten die Brust, stachen die Augen aus und warfen Erde in die Höhlen, und riefen: „Nie wurde Dein Auge satt von Glanz und Reichthum, nun sättigt die Erde Deine Brust und Deine Augen!“ —

Das Feld Rákos liegt hart an Pesth. Hier wurden zuweilen ungrische Landtage gehalten. Hier stand das Heer und dehnte sich bis an die Donau aus, als Szilággy seines Neffen Mathias Corvinus Wahl zum König durch die Drohung bewaffneter Macht durchsetzte. — Rechts von Pesth ab, liegt unfern der Donau Soroksár; in die Sümpfe daneben wurde der Erzbischof von Kolócza Ugrin, der schönste Mann des Landes, durch die Mongolen gejagt, als er von Pest gegen sie ausfiel. Er rettete sich nur mit Mühe. Am rechten Donauufer, hart an der Donau, lief einst die römische Gränze. Später kamen von dort herauf die Heereszüge der Türken, dieselbe Strasse zog der unglückliche König Ludwig der Zweite, als er zur Schlacht von Mohács ging. Auf dieser Strasse zogen beinahe 200 Jahre später die Kaiserlichen unter Ludwig von Baden und rächten bei Mohács die Niederlage Ludwigs. Wenn



das Auge sich von der Donau weg, rechtshin wendet, sieht es an einem Wald einige Häuser vorschimmern, sie gehören zu dem Dorf Török Bálint oder Gross-Turbal. In den dortigen Wäldern jagte Arpád, als seine siegenden Heerschaaren von einem Streifzug, den sie bis an die Raab vorgenommen, heimkehrten. Ueber das Glück ihres Zuges freute er sich dergestalt, dass er mit den Führern hier drei Tage lang zechte und schwelgte. Die Berge um Ofen sind der Schauplatz vielfacher Waffenthaten während den zehn Belagerungen, die Ofen unter türkischer Herrschaft aushielt. Ein jetziger Lieblingsspaziergang der Ofener, der Auwinkel, eigentlich Sauwinkel, war der Thiergarten des Königs Mathias Corvinus. In einem andern Theil des Gebirges, zur schönen Schäferin, stehen die Ruinen eines Pauliner Klosters, welches die Türken zerstört. Auf einem Hügel nahe an der Stadt, eigentlich eine Fortsetzung des Blocksberges, waren die Gärten des Mathias Corvinus. Er soll ein Lusthaus mit silbernem Dach daselbst gehabt haben. So gross war die Pracht des Königs, dass in späterer Zeit die Fabel erfunden und geglaubt wurde, er habe von seinem Schlosse aus eine Brücke über das Thal zu jenem Hügel hin in seine Gärten bauen lassen.

VII.

Der Wirbel in der Donau, mit der Ruine Hausstein.

Unter-Oesterreich. Viertel ob dem Wienerwalde.

Den Gefahren des Strudels kaum entronnen, umbrausen das Fahrzeug jene des Wirbels. Diese beiden Stellen, an welche sich in früherer Zeit so viele wahre und eingebildete Schrecken knüpften, liegen kaum 500 Klafter von einander entfernt. Die Entstehungsursache des Wirbels wird dem, die Gegenden prüfenden Auge auf den ersten Blick klar. Es steht nämlich im Strome eine 72 Klafter lange und 49 Klafter breite Insel, der Hausstein. Diese Insel, deren Kern durchaus Fels ist, dämmt hier den mächtigen Strom, der aus dem Hössgang und aus dem Strudel (man wolle sich über diese Theile des Gewässers aus unserer Darstellung des Strudels orientiren) mit rasender Gewalt heranbrauset. Er bricht sich an den nordwestlichen Riffen des Haussteines, und wird durch dessen Widerstand an das nördliche Ufer, zu dem Langen Steine getrieben. Während nun dieses Stromwasser in der Richtung seines Rückstosses, gegen Nord-Ost, am nördlichen Ufer antreibt, begegnet es dem nördlichen Theile des Stromes, der gerade am Ufer hinfluthet; der Schwall durchbricht den ruhigen Zug dieses Theiles des Stromes, und so entsteht der Wirbel, jene Kreisbewegungen, die bei dem Zusammenstosse zweier flüssiger Körper allezeit entstehen, wenn diesel-

ben nach verschiedener Richtung streben. Dass diese Ansicht der Entstehungsart des Wirbels die einzig wahre sei, wird durch die Beobachtung erwiesen, dass, als bei dem beispiellosen Hochwasser am 31. Oktober 1787 die Fluth so stieg, dass sie selbst über den Hausstein wegströmte, alle Bewohner dieser Gegend, und alle Floss- und Schiffmeister mit Erstaunen bemerkten, wie in diesem Augenblick der Wirbel und alle Kreisbewegungen des Stromes verschwunden waren. Sehr natürlich, weil jeder Gegenstoss dieses Felsens an die herabströmende Fluth, welche ihn berührt, in diesem Augenblicke aufhörte. Es scheint nicht unter die Unmöglichkeiten zu gehören, den Wirbel ganz zu beseitigen. Man brauchte blos den Hausstein wegzusprengen, so müsste dieses Resultat unfehlbar eintreten. Es wäre allerdings ein Riesenwerk, denn dieser Block ragt an 18 Fuss über die Fluth empor, und hat 190 Klafter im Umfange, aber die auf diese Weise gänzlich gesicherte Schifffahrt wäre doch auch ein hoher Lohn für die kühne Unternehmung. Auf dem Haussteine steht die Ruine eines Wartthurmes. Der Kanal an dem südlichen Ufer, zwischen dem Hausstein und demselben, heisst der Lung. Er ist 63 Klafter lang, und kann nur bei sehr hohem Wasserstand und mit kleinen Schiffen befahren werden. Der Schwall des Stromes an der südwestlichen Felsenkante des Haussteines wird von den Schiffern: der Haussteiner Wechsel genannt. Die Kreisbewegungen des wirbelnden Gewässers heissen in der Schiffersprache die Reiben, und jene Brandungen, welche durch die, in den Tiefen des Wirbels gegen einander strömenden Wogen erzeugt werden, tragen den Namen der Haden. Sowohl die Reiben, als die Haden sind um so grösser und gefährlicher, je höher der Wasserstand ist, ausgenommen den oben erwähnten Fall des höchsten Wasserstandes, wo der Hausstein überfluthet wird, und somit alle diese Erscheinungen aufhören. Die Wirbel stellen sich oft in Kreisen von 25 — 30 Klafter im Umfange dar. Ihr Anblick ist für den Schiffenden wirklich schauerlich. Der ungeheure Kreis vertieft sich gegen den Mittelpunkt so sehr, dass er einen förmlichen Trichter von vier bis fünf Fuss Tiefe darstellt. Das Brausen der Haden tönt öfters weit hin über die stillen Stromufer. Bei der Fahrt über den Wirbel gilt es nun vorzüglich, durch kräftiges Rudern das Fahrzeug, unterstützt von dem mächtigen Trieb

des Gewässers, so rasch und schnell in Gang zu setzen, dass es durch seinen Schwung die Reiben und Haden durchbricht. Je schneller über dieselben gesetzt wird, je geringer ist die Gefahr, denn im entgegengesetzten Falle würde das Schiff mit Wasser erfüllt, und entweder von dem Wirbel in den Grund gedreht, oder an die Uferfelsen geworfen und zerschellt werden. Schlecht bemannte Schiffe, vorzüglich Holzflösse, welche keine Seitenruder haben, die Bewegung zu beschleunigen, passiren daher mit erhöhter Gefahr diesen Schlund. In der Strombucht am nördlichen Ufer (nordwestlich des Haussteines) liegt das Wasser tiefer als in der Mitte des Stromes. Diese Bucht, von dem sogenannten Hasenohre bis zum langen Steine ward der Freydhof (Kirchhof) genannt. Diese Bucht liegt ganz ausserhalb des Rinnsales des Stromes, und das Wasser hat hier eine sehr mässige Strömung, indessen es an dem Haussteine mit ungeheurer Wucht dahin fluthet. Indessen ist auch der Freydhof nicht unbeschiffbar. Bei kleinem Wasser gehen die Gegentriebe (so heissen hier die Fahrten stromaufwärts) an dem Ufer desselben hin. Bei höherem Wasser ziehen sie durch den Lung dahin. Am langen Steine stand früher auch eine Ritterveste, deren Wartthurm erst 1776 abgetragen wurde. Der Lung ward 1774, als die Navigations-Direktion an der Donau errichtet wurde, seiner ganzen Länge nach (63 Klafter) vertieft und erweitert. Die an dem linken Ufer scarpirte Steinmauer verlängerte man um neun Klafter, um den Wechsel hinter dem Hausstein weniger gefährlich zu machen. Ueber die Geschichte der beiden Burgen, deren Ueberreste man hier noch gewahr wird, weiss man nur wenig. Dürftige Bruchstücke von Sagen und Legenden tragen das Andenken der Begebenheiten, welche sie sahen, zur Nachwelt. Dass schon in den ersten Tagen nach Karls des Grossen Feldzügen diese Gegend bewohnt und bebaut war, ist ausser Zweifel, denn urkundliche Daten aller Art weisen darauf hin. In jener Zeit entstanden denn auch jene Stromburgen, deren Lage den späteren Besitzern, in der damaligen gesetzlosen Zeit, besonders während des grossen Zwischenreiches, Veranlassung und Gelegenheit bot, vom Stegreif zu leben, wie man damals das Raubwesen nannte. Fünf Stromburgen drohten in jener Zeit auf dieser kurzen Strecke Weges, nämlich Werfenstein, Struden und die Burgen am Hausstein und langen Stein, deren

Name sogar in gänzliche Vergessenheit gerieth. Das fünfte dieser Schlösser stand noch weiter abwärts gegen St. Nikola, war aber schon im zwölften Jahrhundert zerfallen. Die Ruinen, welche 1144 einer Frau Helchin gehörten, werden erwähnt in dem Stiftbriefe des Spitals von St. Nikola, wo die Gränzen der Dotation der Stifterin Gräfin Beatrix von Machland, bis an das „verfallene Schloss der Frau Helchin“ bestimmt werden. Wahrscheinlich wurden diese Raubnester gleichzeitig in einem Feldzuge mit Werfenstein und Struden belagert und gebrochen, und die sämmtliche Eroberung von dem eigentlichen Herrn des Gebietes, dem Grafen von Machland, um ferner ähnliche Uebelstände zu verhüten, an die Landesherren abgetreten. Im Jahr 1409 erhielt Hanns Greissenecker, welchem bereits früher Werfenstein als Pfand für ein Darleihen von 1000 Pfund Pfennigen übergeben worden war, auch das Schloss am Hausstein, und den Thurm am langen Stein. In wie ferne diese damals noch fruchtbringend sein mochten, ist schwer zu ermitteln. 1493 erkauften die Prueschenke, nachmalige Grafen von Hardegg, diese ganze Gegend. Schon damals standen von den Schlössern am Hausstein und langen Steine nur mehr die mächtigen Wartthürme, welche sich auch bis in unsere Zeit erhielten. Die Mauern und übrigen Befestigungen lagen bereits im Schutt. Von den Trümmern gingen schauerliche Sagen rings im Lande herum. Die düstere Gegend, so geeignet die Phantasie zu erregen, die vielen Unglücksfälle, welche damals noch hier bei der Stromfahrt statt hatten, alles diess vereinigte sich, jene Sagen zu schaffen und fortzupflanzen. Sie gingen von Mund zu Mund in allen Generationen, und kein Landmann zog hier vorüber, kein Schiffer gleitete die Wogen herab, der nicht andächtig sein Kreuz geschlagen hätte, wenn er diese Trümmer zu Gesicht bekam. Nächtlicherweile vernahm man dumpfes Getöse daselbst. Zauberische Lichter flammten in den öden Gemächern, und besonders der Thurm am langen Steine, im Lande nur der „Teufelsthurm“ genannt, war ein Gegenstand des Entsetzens für die Landbewohner ringsum. Dort hausete der „schwarze Mönch“, ein Phantom, dessen man sogar schon im eilften Jahrhundert erwähnt. Es geht übrigens aus einem Berichte über jene Erscheinung hervor, dass schon im eilften Jahrhundert (Jahr 1045) die Raubveste am langen Stein zerfallen und nur jener Thurm

noch übrig war. Als im Jahre 1529 die Osmanen in Oesterreich eindrangen, als der grosse Suleymann sein Heer vor Wien führte, und die Stadt mit dem Schrecken seines Namens zu vernichten wähnte, da entsendete er auch beträchtliche Streifcorps weithin in das Land, welche bis weit nach Oberösterreich hin die Gräuel der Verwüstung trugen. Damals wurde denn auch alles aufgeboten, diesen Streifzügen, wo es nur immer möglich war, zu begegnen. Namentlich ward an den Ufern der obern Donau auf das Thätigste geschanzt und alles zum Empfange der furchtbaren Feinde gerüstet. Weiber und Kinder bezogen die festen Burgen, deren es damals noch in grosser Anzahl im Lande gab. Die Männer ergriffen die Waffen, und bezogen die Schanzen. — Damals wurde auch die Gegend am Strudel und Wirbel stark befestigt, und bei dieser Gelegenheit der alte Teufelsthurm am langen Steine zusammen gerissen, um das Materiale zu den Schanzen zu verwenden. Weniger darf man sich über die Volksmährchen wundern, deren Erzeugung an einem so ernst romantischen Plätzchen ganz natürlich ist, als über die noch weit abgeschmackteren und sinnloseren Fabeln, welche durch die Gelehrten, welche früher über diesen Theil des Donaustromes schrieben, in die Welt geführt wurden. Fast alles, was über den Strudel und Wirbel gesagt ward, ist Irrthum oder Lüge, und verräth die grösste geographische Unwissenheit. Jene unbegreiflichen Irrthümer fanden sogar Eingang in grössere Werke neuerer Zeit, wie z. B. in Adelungs grossem Wörterbuche, wo der Artikel „Strudel“ grosse Belege zu dieser Bemerkung liefert. Den Reigen dieser mährchenreichen Berichterstatter führt der bekannte Münster an. In seiner Kosmographie (Basel, 1567. 3. Band. S. 965) verwechselt er offenbar den Strudel mit dem Wirbel. Berkenmeyer in seinem „Curiösen Antiquarius“ versetzt den Wirbel unterhalb Krems! und Hübner in seiner „Vollständigen Geographie“ erzählt sogar von dem Wirbel als von einem Wasserfall bei Krems. Der ehrliche alte Aventin berichtet ganz treuherzig, dass der Strudel bei Stockerau befindlich sei. Selbst die Abbildungen, welche in früherer Zeit von dieser merkwürdigen Gegend, über welche seit Jahrhunderten so viel gesprochen und gefabelt ward, cursirten, z. B. von Birken, Herbinius, Kreckwitz u. s. w.; sind gänzlich verfehlt, und in der Localitätsbezeichnung voll Irrthümer.

Es war der neuesten Zeit vorbehalten, erträgliche und berichtigte bildliche und topographische Darstellungen über den Strudel und Wirbel zu liefern. Kircher in seinem *Mundus subterraneus. T.* 3. 2. 3. *hydrog. p.* 15 erzählt, die Erde habe unter dem Wirbel ein Loch (!), dieses verschlänge einen beträchtlichen Theil des Stromes, und dieses Wasser käme, nachdem es so lange unterirdisch fortgeströmt sei, in Ungarn bei Kanischa wieder zu Tage, und bilde dort den Plattensee. Diese absurde Ansicht ward bald von mehreren nachgeschrieben, und Berkenmeyer, Happelius, Herbinius, sogar Marsigli, in seinem in vieler Beziehung so trefflichen Werke über die Donau, nahmen solches Geschwätz auf. Dass sich dieses Mährchen unter dem Volke Eingang verschaffte, und erhielt, ist begreiflicher. Es liegt in der Natur des Menschen, dass er dem Wunderbaren, Fabelhaften, Unbegreiflichen horcht, und sich dem Reize gern hingiebt, der in demselben liegt. So ward denn Kirchers abentheuerliche Meinung sehr bald mit Commentaren, und scheinbaren Beweisen versehen. Allgemein bekannt ist die, im gemeinen Volke noch jetzt geglaubte Sage, dass der Binderschlägel eines Fassbindergesellen, welcher im Schiffbruche am Wirbel und Strudel ertrank, im Plattensee (nach andern Versionen sogar im Neusiedlersee) wieder zum Vorschein gekommen sei. Alle diese Irrthümer, Sagen und Faseleien fanden erst in Schultes, in seinem trefflichen Werke: Donaufahrten gründliche und wissenschaftliche Berichtigung. Die Tüchtigkeit und Gediegenheit der Schultes'schen Arbeiten (seine Monographien des Schneeberges, des Glockners, seine Reisen in Oberösterreich bleiben immer klassische Werke, wie deren die vaterländische Topographie noch keine werthvolleren aufzuzeigen hat) bewährt sich auch in dem genannten Buche. Im zweiten Theile desselben von pag. 193 — 242 liefert er das Ausgezeichnetste, was in dieser Beziehung bisher erschienen ist. Die neuern Reisebeschreiber (Gross, Schmidl, Tschischka u. s. w.) haben ihn fleissig benutzt, und sie konnten auch aus keiner bessern Quelle schöpfen. Auch wir erlauben uns im Auszuge mitzutheilen, was Schultes zu Aufklärung aller jener Mährchen berichtet, und glauben, dass es nicht einleuchtender geschehen könne, als mit den Beweisen, welche dieser Gelehrte beibringt. Den Hauptbeweis, dass der Wirbel seine Entstehung nicht von einem Loche in der Tiefe, sondern von dem starken Gegen-

stoss am Hausstein herleite, findet Schultes wie natürlich in dem, auch von uns schon oben erwähnten Umstande, dass die ganze Erscheinung aufhörte, als der Hausstein überschwemmt war. Ferner macht er den Umstand geltend, dass bei ganz kleinem Wasserstand, wo das Anfluthen des Stromes am Hausstein nur gering ist, und also auch ein geringerer Gegenstoss statt findet, die Reiben am Wirbel ganz unbedeutend sind. Eben so grundlos, und durch die Erfahrung widerlegt, ist die Angabe, dass der Schlund des Wirbels von unergründlicher Tiefe sei. Popowitsch in seinem interessanten Werke: Untersuchungen vom Meere. 4. Leipzig 1750. berichtet von einer Fähre aus Hafnerzell, welche, zu schwer mit Töpferwaaren beladen, in den Wirbel hinabgezogen ward, und unterging. Sie blieb am Boden sitzen, und die Fischer sahen bei niedrigem Wasser das Dach der Hütte, die auf dem Schiffe aufgezimmert war. Die Tiefe ist also hier nicht so bedeutend. Im Jahre 1791 wurden zwei an einander geheftete Plätten vom Wirbel ergriffen. Man hieb die Taue ab, welche sie verbanden; die eine Plätte kam heraus, die andere ward mächtig von dem Wirbel umhergeschleudert. Ein einziger Reisender befand sich darauf: man gab ihn verloren. Nachdem aber der Strom eine lange Weile mit dem Fahrzeuge sein furchtbares Spiel getrieben hatte, schleuderte ein starker Wurf die Plätte heraus in das Fahrwasser, sie trieb hinab gegen St. Nikola, und der Reisende ward von dem Braumeister in St. Nikola und dessen Knechten geborgen. Es ist also falsch, dass der Wirbel ein alles verschlingender Abgrund ist. Popowitsch erwähnt in dem angeführten Werke auch des Schiffmeisters Freydenberger aus Passau, welcher mit seiner Tochter im Jahre 1749 im Wirbel Schiffbruch litt und ertrank. Die beiden Leichen verschlang der Wirbel nicht. Sie wurden aufgefangen und beerdigt. Gleiches geschah mit dem Schiffmeister Beyerl aus Wien, der im Anfange des 18. Jahrhunderts im Wirbel verunglückte, und dessen Leiche stromabwärts getrieben bei Klosterneuburg aufgebracht ward. Im Jahre 1827 fuhr ein Floss an ein anderes an, und tauchte es tief in den Wirbel, ohne dass es der Schlund verschlungen hätte. Auch ist es falsch, dass die Donau im Wirbel viel von ihrer Wassermenge verliere. Ein Blick über ihre Breite bei Ips, und unterhalb Krems, wo sie einen ganzen Archipelagus bildet, zeigt ihre unvermindert reiche Fluth.



VIII.

St. Nikola und Sarblingstein.

Ober-Oesterreich. Mühlviertel.

Wenn, auf den schäumenden Wogen der Donau hingleitend, das Schiff die gefürchteten Schlünde des Wirbels und Strudels passirt hat, und wieder ruhig und friedlich auf dem glatten Spiegel des nun stille hinwogenden Stromes hinabgetragen wird gegen Osten, da gewahrt man am nördlichen (linken) Ufer eine malerische Gruppe von Häusern, und ein Schifflein kommt herangerudert, um im Namen St. Nikola's ein Almosen zu erbitten; die durch die glücklich überstandene Gefahr gerührten Herzen der Schifffahrer ermangeln nicht, fromme Gaben zu spenden, doch forscht hier und da einer derselben nach dem Ursprunge dieses Gebrauches. Als im Mittelalter die Stromfahrt hier noch viel gefährlicher war, als die Felsblöcke in den Katarakten noch nicht gesprengt waren, ringsum an den Ufern noch grosse Waldwüsten sich ausbreiteten, und überdies die Reisenden hier noch von der Willkühr der Raubritter, welche nicht weniger als vier Felsenburgen gerade an diesen unheilschwangeren Gestaden erbaut hatten, bedroht waren, zu selber Zeit fand sich eine edle Frau bewogen, den allen diesen Gefahren glücklich entronnenen Schiffern eine Herberge zur Ruhe und Erholung hier zu erbauen. Solches geschah im Jahre 1144, und Walchuns, des Grafen von Machland Gemahlin, Beatrix von Klamm, war die Gründerin des Hospizes von St. Nikola. Diese fromme Dame schenkte alle ihre Güter den Dürftigen und Leiden-

den, und das Spital zu St. Nikola ward von ihr mit reichem Land und Gut dotirt. Zweihundert Jahre später stiftete Herzog Albrecht (1351) eine tägliche Messe, wozu er alles Geld bestimmte, welches von Ardagger bis Ips auf der Donau gesammelt wurde. So entstand auch der Gebrauch, die aus dem Wirbel und Strudel kommenden Reisenden um Almosen für diesen Zweck zu bitten, und diese Sitte erhielt sich bis auf den heutigen Tag. — St. Nikola ist jetzt ein kleiner Markt, mit einer Pfarrkirche, unter deren Sprengel 133 Häuser und 739 Bewohner gehören. Der Markt liegt im Kommissariate Greinburg, hart am Ufer der Donau, welche südlich vorüber strömt. Im Norden erheben sich felsige Gebirge, deren Schluchten sehr pittoreske Stellen zeigen. Ein schmaler Fahrweg längs dem Ufer des Stromes ist dem Felsengestade abgezwungen worden, durch welche der Markt im Osten mit dem benachbarten Sarblingstein (eine halbe Stunde entfernt), im Westen mit Struden (auch eine halbe Stunde) und im Norden mit Dimbach (zwei Stunden entlegen) in Verbindung gesetzt ist. Die starke Stromschifffahrt mit ihren Gegentrieben, der Schiffbau, und die Verfertigung von Holzwaaren ernähren die Bewohner des kleinen Marktes, welcher ziemlich wohlhabend ist. Vom Ackerbau ist bei der Beschaffenheit des Terrains kaum die Rede. Die Umgebungen St. Nikola's gewähren eine reiche und höchst anziehende Suite landschaftlicher Gemälde, hauptsächlich für Felsenstudien, denn besonders die nördliche Schlucht, aus welcher der Nikolabach hervorbrauset, ist reich an den groteskesten Formen und Blöcken. Auch der Weg von St. Nikola nach Struden wird sowohl durch die Stromparthien, als durch die Schönheit der Ufer den Freund der Natur lohnend anziehen. Nicht minder reizend ist der Weg stromabwärts über Sarblingstein, und bis gegen Persenbeug, hoch auf seinem stattlichen Felsen thronend, hin. Auf diesem Wege ist es indessen vorzugsweise der prächtige, so majestätisch dahin gleitende Strom selbst, der ihm den grössten Reiz verleiht. Felsen und Gipfel der Umgegend prangen in reicher Fülle mit den Trümmern durch Waffengewalt gefallener, oder dem Zahne der Zeit erlegener Burgen, und auch diese interessanten Ueberbleibsel des Mittelalters sind ein eigenthümlicher Schmuck der Gegend, dessen Werth immer mehr gefühlt wird, da eine unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen diese in vieler Beziehung so

wichtigen und anziehenden Denkmale unserer Altvordern, diese Sitze eines ritterlichen tapfern Adels, an deren Geschichte sich so bedeutende Erinnerungen knüpfen, sie immer mehr und mehr der völligen Zerstörung überlässt. — Wir kennen mehrere Gegenden in unsern Gebirgsländern, wo noch seit unserem Gedenken malerische Ruinen auf den Höhen schimmerten, welche jetzt gänzlich verschwunden sind, und fühlen es lebendig, welchen Verlust die Gegend in malerischer Hinsicht dadurch erlitt. Möge der Sinn für die Erhaltung dieser ehrwürdigen Reste einer zwar rauhen aber kräftigen Zeit immer wachsen und erstarken, damit in dieser Hinsicht wenigstens erhalten bleibe, was noch zu retten ist! — Unfern St. Nikola's, am Ausgange der östlichen Bergschlucht, begrüsst uns die Warte von Sarblingstein. Unerschütterlich, nun schon drei Jahrhunderten trotzend, glänzt die imposante Rotunde weit hinaus in das Land. Hier stand schon in den frühesten Jahrhunderten des Mittelalters ein festes Schloss, wahrscheinlich wie deren so viele am Donaustrome und im Innern des Landes, zur Zeit Karls des Grossen erbaut, denn schon unter Otto III., im Jahre 983, finden wir in Urkunden eines *Sabanich's* erwähnt, welches, zusammentreffenden Umständen zu Folge, wohl Sarblingstein gewesen sein dürfte. Die Burg selbst ward in den folgenden Jahrhunderten zu den festesten des Landes gezählt, und die Landesfürsten brachten sie an sich. Wilhelm von Puechheim erstürmte 1465 in den damaligen Bürgerkriegen, unter Friedrich und Albrecht, während welcher die furchtbarste Anarchie ihre blutige Geissel über Oesterreich schwang, die Burg Sarblingstein, dann zog er auch vor das tiefer im Walde liegende Kloster Waldhausen, welches er ebenfalls eroberte, und die ganze Gegend verheerte. Kaiser Maximilian I. übergab 1513 die Burg Sarblingstein dem Stifte von Waldhausen, und Kaiser Ferdinand I. erlaubte demselben im Jahre 1538 das schon stark in Ruinen liegende Schloss wieder in Vertheidigungsstand zu setzen, jedoch mit der ausdrücklichen, sonderbaren Klausel: „dass die Nachbarn nicht befehdet werden dürften", sondern nur als einen Zufluchtsort für die Unterthanen des Stiftes in Kriegszeiten. Damals entstand die oben erwähnte runde Warte. Ausser dieser Warte ist gegenwärtig nur wenig an Mauertrümmern noch übrig von der einst als prächtig gerühmten Veste. Der Standpunkt an diesem Thurm zur Ueber-

sicht der Gegend ist einer der herrlichsten in der ganzen Umgebung. Sarblingstein selbst ist ein Markt. Er liegt hart an dem Strome, und der Sarblingbach durchströmt ihn. Eine Merkwürdigkeit seltner Art des Marktes dürfte die artige Kaskade sein, welche der Bach mitten im Orte macht. Ueberhaupt ist der Sarblingbach ein wildes, reissendes Gewässer, wild durch seine Felsschluchten hinrauschend, er vereinigt sich hier, in raschen Fällen, und Kaskatellen mit der Donau. — Da dieser Bach in den grossen Forsten um Rappottenstein seinen Ursprung hat, so ward er in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur Holzschwemme eingerichtet. Graf Rudolph von Sallaburg legte 1755 den grossen Rechen an. Sarblingsteins schöne Lage, seine romantische Umgebung, ist sein einziger, aber reicher Schmuck. Vom Eingange des Greinerthales, bis hinab gegen Persenbeug setzt hier jener Granit fort, der sich von Engelhardszell bis nach Aschach zeigt. Es ist diess derselbe Granit, welcher sehr schönen Schliff und prächtige Politur annimmt, und aus welchem die in den Auslagen der Wiener Galanteriehändler prangenden, in neuester Zeit so beliebt gewordenen Dosen, Uhrkästen, Portraitrahmen u. dgl. gearbeitet sind. Mehrere höchst bizarre und auffallende Gruppen in dem Granitgebilde des linken Ufers haben durch Volkssagen ihre Benennungen dem bösen Feinde zu danken. So trägt ein isolirt stehender, höchst grotesker Felsenkogel den Namen des Teufelssteines, eine zweite in wunderbarer Form vortretende Felsenspitze jenen der Teufelsburg. Ja selbst weiter unten am Strome ist der alte Thurm am Haussteine in der ganzen Gegend unter dem Namen des Teufelsthurmes bekannt. Die Phantasie der Bewohner dieser Stromufer ist so reich, wie jene der Aelpler, Mythen und Sagen zu erzeugen. Dieselben Ursachen bringen natürlich dieselbe Wirkung hervor. Hier wie dort sind es die grossen Scenen der Natur, welche diesen Sagen Ursprung und Bestand geben, und so werden sie fortgepflanzt von Mund zu Mund durch Jahrhunderte. Freilich trägt die Gegend hier einen ganz andern Charakter als im Hochgebirge, und auch der Bewohner dieser Ufer steht an Eigenthümlichkeit der Gesittung und des Charakters dem Aelpler nach. Aber der mächtige Strom, mit dem hier so nahen Wirbel und Strudel, dem unstreitig romantischsten Punkte der österreich'schen Donau, die abentheuerliche Gestaltung des Gebirges rings

um den Markt sind wohl geeignet im ländlichen Sinne die Phantasie zu erregen, und derselbe kann dann den Ursprung dieser imposanten Erscheinungen nur in der Einwirkung geistiger Mächte finden, da eine andere Erklärung über sein Fassungsvermögen hinaus reicht. So ist es auch hier das Walten dämonischer Kräfte, denen der Bewohner dieser Gestade die Entstehung jener Formen beimisst.

IX.

Ofen und das Königsschloss.

Vereinigte Pesther, Piliser und Solther Gespannschaft.
Königreich Ungarn.

Von

Johann Grafen Mailáth.

Die königliche Freistadt und Vestung Ofen, (lateinisch und ungerisch *Buda*) des ungerischen Reiches Hauptstadt, Sitz des Reichspalatins und mehrerer hohen Landesstellen, liegt am westlichen (rechten) Ufer der Donau, 215 Fuss über dem Mittelländischen Meere, unter dem 47°, 29′ 44″ N. B. und 36°, 42′ 15″ Ö. L. (nach dem Meridian von Ferro). Sie besteht aus der Vestung, der Raizenstadt, der Christianstadt, der Wasserstadt, der Landstrasse und dem Neustift. Die Bevölkerung, welche vor 50 Jahren kaum 20,000 Seelen betrug, ist gegenwärtig auf mehr als 30,000 gestiegen. Die Häuserzahl belief sich vor dem März 1838 auf 3251. Bei der ungeheuern Ueberschwemmung des Eisganges im März 1838 stürzten aber 600 Häuser ein, und 536 wurden mehr oder minder beschädigt. — Die Vestung oder die obere Stadt erhebt sich auf dem 32 Klafter über dem Donauspiegel erhabenen Vestungsberge. Nordöstlich und nördlich der Vestung liegt die Wasserstadt, noch nördlicher Landstrasse und Neustift. Zwischen der Vestung und dem Blocksberge, zum Theil an den felsigen Abhängen des letztern erbaut, zeigt sich die Raizenstadt. Zunächst an sie reiht sich die Christinenstadt. —

Das Ganze stellt sich in mächtiger Ausdehnung dar, so dass zu Umschreitung desselben drittehalb Stunden kaum zureichen dürften. Die Stadt selbst (die Vestung ausgenommen, welche zwar auch zu den Vestungen gezählt wird, aber nicht mehr armirt ist) ist offen, nur am östlichen und nördlichen Ende mit zwei Barrieren zur Nachtzeit gesperrt. Ins Innere führen sechs Linieneingänge. Ueber das königliche Schloss wird im Verlauf dieser Darstellung gesprochen werden. Wir bemerken hier nur noch, dass in demselben die Reichskleinodien (Krone, Scepter, Schwert, Apfel, Mantel, Strümpfe, Handschuhe, Sandalen) und in der Hofkapelle die rechte Hand des Königs Stephan aufbewahrt werden. Der Haupttract des Schlosses enthält die königlichen Gemächer, der rechte Flügel die Residenz des Palatin. Der Pallast des Grafen Sandor zeichnet sich durch Pracht und Eleganz des Ameublements aus. Hier stehen auch die Palläste mehrerer Grossen. Die Wasserleitungen und Druckwerke, durch welche der Schlossberg mit Wasser versehen wird, sind merkwürdig. Ihre Unterhaltung kostet jährlich über 8000 fl. In der Wasserstadt befindet sich die St. Annen-Pfarrkirche mit den schönen Bildnerarbeiten des Hochaltars, in der Raizenstadt die orientalische Kirche, in der Christinenstadt die schöne Rauchfangkehrerkapelle. Auf dem Blocksberge steht die königliche Sternwarte, zur Pesther Universität gehörig, 1813 erbaut, 1815 bezogen. Früher war die Sternwarte auf dem königlichen Schlosse. — Sie gehört nach ihrer Einrichtung zu den vorzüglichsten Instituten dieser Art, und ist reich dotirt mit Instrumenten von Fraunhofer, Reichenbach (in München), Seiffert (in Dresden) und Rauschmann (in Ofen). Bemerkenswerth sind die Bäder in Ofen. Der Blocksberg entsendet mehre warme Quellen aus seinem Schoosse und überhaupt ist die Gegend sehr quellenreich, denn auf dem städtischen Terrain des Donauufers allein (in einer Ausdehnung von anderthalb Stunden) brechen fünf mächtige Quellen zu Tage, der kleineren nicht zu gedenken. Die Römer benutzten schon die Schwefelquellen Ofens. Die Türken unterhielten sie ebenfalls, und noch datiren mehrere Baulichkeiten in den Bädern aus der Zeit der türkischen Herrschaft. — Das besuchteste der Ofner Bäder ist das Brukbad, in der Raizenstadt, so genannt, weil früher der Landungsplatz der fliegenden Brücke sich hier befand. Die Quelle, mit einer Temperatur von

36° bis 37° R., sprudelt aus dem Blocksberge. Das Gemeinbad ist noch ein Werk der Türken. Unter den Wannenbädern zeichnet sich das Ferdinandsbad aus. Ferner befindet sich in Ofen das Blocksbad, am südöstlichen Ende der Stadt, hart an den Wänden des Blocksberges, der auch diese Quelle entsendet. Ihre Wärme ist 37° R. Die übrigen Bäder heissen das Raizenbad, auch am Blocksberge, 35° R. — das Königsbad (früher Springerbad) am nördlichen Ende der Wasserstadt, 34° R. — endlich das Kaiserbad am nördlichen Ende der Landstrasse, die wärmste aller Quellen von Ofen, 48° R. Dieses Bad benutzten schon die Römer, und auch von den Türken haben sich noch drei Steinbäder hier erhalten. Unter den Erzeugnissen Ofens nimmt der Wein den vorragendsten Platz ein. Unübersehbare Rebenpflanzungen bedecken rings die Gegend. Der Abhang des Schlossberges selbst trägt Rebenterrassen. Die Stadt besitzt 7683 Viertel = 6,146,000 □ Klafter Weingärten, aus denen jährlich zwischen 150,000 bis 230,000 Eimer Wein gewonnen werden. Der Ofner Wein behauptet unter den europäischen rothen Weinen einen ausgezeichneten Platz. Das Fest der Weinlese trägt in Ofen auch einen höchst eigenthümlichen, lebhaften Charakter, und dürfte in mancher Beziehung geeignet sein, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Mit phantastischen Aufzügen, jubelnd und jauchzend, wird der Lesekranz, aus Trauben und Laub gewunden, nach Hause gebracht, und das fröhliche Fest mit Schmauss und Tanz beschlossen. —

Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit ausmitteln, wann das jetzige Ofen gegründet worden. Altofen war ganz gewiss schon zu der Römer Zeit bekannt. Es hiess *Aquincum* und war die Lagerstelle einer Coborte; Reste römischer Bauten beweisen dies. Aber Altofen und die Stadt Ofen sind zweierlei. Wann ward also Ofen gegründet? Es ist lächerlich, die Erbauung der Stadt dem Hunnenfürsten Attila zuzuschreiben. Dieser zerstörte Städte, statt sie zu begründen. Die Sage geht, dass Attila's Bruder Buda die Stadt erbaut, ihr seinen Namen gegeben und deshalb von Attila getödtet worden sei. Eine Variante erzählt, Buda sei im Rausch von Attila getödtet worden, der dann zu sühnender Erinnerung die Stadt entstehen heissen und ihr den Namen Buda gegeben habe. Beides unwahr. Merkwürdig aber bleibt es immer,



dass Altofen von den Deutschen Etzelburg (Attila's Burg) in ältester Zeit genannt worden war. Der Name Ofen ist späteren Ursprungs.

Ofen ist später entstanden als Pesth. — Wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert und gehörte damals zu Pesth. Wann aber die beiden Städte getrennt wurden, lässt sich nicht genau bestimmen. Die Ansiedler waren Deutsche und bedienten sich des Magdeburger Stadtrechts, welches überhaupt bei den ungrischen Städten im Schwung war.

Wie der Ursprung, so ist das ältere Geschick der Stadt Ofen unbekannt. Der jetzige Vestungsberg erhielt wahrscheinlich die schützenden Mauern zur Zeit des Mongolen-Einfalles, also um die Mitte des 13. Jahrhunderts, entweder als die Ankunft der Mongolen erwartet wurde, oder nach ihrem Abzug, als Schutz bei wiederkehrender ähnlicher Gefahr.

Mehr Licht kömmt in die Geschichte der Stadt, als Kaiser Sigmund hier die Königsburg erbaute. Ueber diese werde ich später reden, jetzt verfolgen wir nur die Geschichte der Stadt. Von König Sigmund angefangen war sie der Sitz der ungrischen Könige, bis die Stadt in der Türken Gewalt fiel, also beiläufig ein Jahrhundert über. Das erste merkwürdige Ereigniss nach Sigmunds Regierung trug sich zu, als Kaiser Albrecht II. nach Ofen kam. Es war ein blutiger Auftritt zwischen den deutschen und ungrischen Bewohnern. Seit langer Zeit war es Gebrauch, den Stadtrichter abwechselnd aus beiden Nationen zu wählen, ein Jahr einen Unger, das nächste einen Deutschen. Als Albrecht nach Ofen kam, wollten die Deutschen diese Sitte abstellen, sie wähnten, ein König ihrer Nation müsse sie begünstigen. Auf alle Weise suchten sie die Ungern zu kränken und ihre Rechte zu schmälern. Unter den ungrischen Bürgern war ein angesehener Mann, Johann Oettwes genannt; er nahm sich den Unfug der Deutschen vor allen andern zu Herzen, und wo und wie es ihm möglich war, vertrat er seine ungrischen Mitbürger. — Dies verdross die Deutschen über die Maassen; sie fingen ihn heimlich auf, schleppten ihn in eines ihrer Häuser und tödteten ihn mit mehreren Wunden. Die Leiche wurde an einen Stein gebunden und versenkt. Acht Tage blieb das Verbrechen unentdeckt, als

sich zufällig die Banden löseten, welche die Leiche am Stein festhielten und der Leichnam vom Wasser ausgeworfen wurde. —

Es waren gerade am Hofe des Königs viele Ungern versammelt; alle geriethen in Wuth und fielen über die Deutschen her. Die Mörder entflohen, ihre Häuser wurden zerstört, ihre Habe geplündert. Der Gross Inquisitor, Jakob von Marchia, nahm ein Crucifix in die Hand und warf sich den Rasenden entgegen; diese aber hoben ihn auf, trugen ihn triumphirend umher und schrieen: „Selbst Gott ist mit uns!“ Als Jakob sah, dass er die wüthende Menge nicht aufzuhalten vermochte, rettete er sich wieder in sein Kloster. Als nichts mehr zu zerstören war, schwieg der Aufruhr. Merkwürdig ist es, dass bei diesem Tumult kein Mensch das Leben verlor. —

Wahrscheinlich nach diesem Auftritte verloren die Ungern ihre Ansprüche auf die Stadtrichters-Würde, denn das erwähnte Stadtrecht von Ofen sagt: „der Stadtrichter soll sein ein Deutscher von reinem Geblüt, der vier deutsche Ahnen aufzuweisen hat.“ Eben solchen Ursprungs musste der Stadtschreiber sein, und von den zwölf Rathsherren mussten zehen der deutschen Nation angehören, nur zwei waren Ungern. Das Verhältniss von Ofen zu Pesth war jetzt umgekehrt. Einst hatte das Ofner Gebiet zu Pesth gehört, jetzt war Pesth von Ofen abhängig. Aber zwischen den beiden Städten gab es immer Reibungen, denn Pesth wollte sich von Ofen trennen. Dies geschah in der Folge auch wirklich. Die Zeit aber vermag ich nicht zu bestimmen.

Unter Mathias Corvinus wuchs der Glanz, die Pracht der Stadt. Die Grossen hatten hier Palläste, und nach Mathias Corvinus Tod schwelgten sie in üppigem Uebermuth. Wenn ein Oligarch zu Hof ging, begleitete ihn so zahlreiches Gefolge, dass die Strassen es kaum zu fassen vermochten. Sie stellten bei ihren Einzügen ungeheure Pracht zur Schau, und Musik-Chöre jubelten voran, so dass es jedesmal aussah, als würde ein Triumph gefeiert, — Wenn die Tafel geordnet war, schmetterten Trompeten von allen Seiten her, die Gäste berufend, die Fröhlichkeit der Herren verkündend, dergestalt, dass man sich in Ofen wie mitten in einem Lager wähnte; so die gleichzeitigen Schriftsteller. —

Aber diese Herrlichkeit währte nicht lange; die Schwachheit der Könige Wladislaw II. und Ludwig II., unter denen die Herr-

schaft der Oligarchen sich entwickelte, führte die Niederlage von Mohács herbei, und mit ihr begann für Ungarn und Ofen die traurige Zeit der türkischen Oberherrschaft.

Nachdem Ludwig II. bei Mohács 1526 geschlagen und erschlagen war, zog Suleiman widerstandlos in Ofen ein. Er besetzte die Königsburg den 10. September. Alles Geschütz der Vestung und drei eherne Statuen des Herkules, des Apollo und der Diana wurden von den Türken eingeschifft und als Trophäen nach Constantinopel geschickt. Suleiman zog nach 14 Tagen ab und überliess die Vestung dem Johann Zápolya.

Bei der zweispaltigen Königswahl (ein Theil der Ungarn wählte Ferdinand I., der andere den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zápolya) fiel Ofen dem letztern zu. Als aber Ferdinand nach Ungarn einrückte, verliess Zápolya die Stadt und Ofen öffnete die Thore dem König Ferdinand 1527.

Als Ferdinand die Stadt verliess, dachte er wohl nicht, dass weder er noch neun Könige nach ihm Ofen wieder betreten würden, und doch war es so. Zweihundert vier und zwanzig Jahre vergingen, bis 1751 Maria Theresia Ofen mit ihrer Gegenwart beehrte.

Ofen blieb nicht lange in Ferdinands Gewalt. Suleiman mit Johann Zápolya erschienen bald vor der Stadt, 1529 den 3. Sept. — Die deutsche Besatzung empörte sich, setzte den Befehlshaber Christoph Nadásdy gefangen und übergab die Vestung den Türken den 9. Sept. Suleiman überliess sie seinem Schützling Zápolya.

Als Johann Zápolya gestorben, wurde Ofen zweimal belagert. Einmal von Tels, das anderemal von Roggendorf, beidemal fruchtlos. Endlich erschien Suleiman vor der Stadt, liess sich Zápolyas Sohn, Johann Sigmund geheissen, in das Lager bringen und während dessen die Vestung durch seine Janitscharen besetzen. — So kam Ofen in der Türken Hände 1541, und blieb fortan 145 Jahre in ihrer Gewalt. —

Unter der türkischen Herrschaft verfiel Ofen; sie hielten den Platz wohl für wichtig, aber nur als Vestung und Schlüssel des Reichs. Die Vorstädte, die jetzt sich längs der Donau und an der andern Seite des Vestungsberges hinziehen — Taban, die Raizenstadt, die Wasserstadt, das Neustift, dies alles war nicht vorhanden. Nichts stand als die Vestung, deren Mauern bis an

das Wasser herab und dem Fuss des Vestungsberges in weiten Bogen zogen. Nur zwei Baulichkeiten sind aus der Türken Zeit geblieben. In dem jetzigen Kaiserbad die türkischen Bäder und in den Weingärten das Grabmal eines Scheich's-Gül-Baba (der Rosenvater). Noch jetzt kommen Türken und besuchen seine Grabstätte. Die Türken konnten den Gedanken nicht fassen, dass Ofen je einer anderen Macht als der des Halbmondes gehorchen werde. Sie wurden in diesem Wahne bestärkt, da die wiederholten Belagerungen der Christen fruchtlos waren. Selbst nach der Niederlage der Türken bei Wien 1683, als Karl von Lothringen den Schrecken der Türken und das Uebergewicht der kaiserlichen Waffen benutzen wollte, um Ofen zu nehmen 1684, waren seine Anstrengungen fruchtlos. Als er endlich zwei Jahre später, 1686, wieder unter den Mauern Ofens erschien, waren diese nicht nur hergestellt, sondern sogar weiss getüncht. Diesmal endlich brach der Widerstand der Osmanen, die Stadt wurde mit Sturm genommen. Es war die zehnte Belagerung, welche Ofen überstanden.

Die fortwährenden Türkenkriege, die Pest, eine grosse Feuersbrunst hielten Ofen noch lange Zeit nieder. Das Aufblühen der Stadt datirt vom Regierungsantritt der Kaiserin Maria Theresia. 1741 erhob der damalige Tavernikus Essterhazy die Stadt zum Sitz des Tavernikal-Stuhles und hielt daselbst noch dasselbe Jahr das Tavernikal-Gericht. 1751 besuchte Maria Theresia die Königsstadt. 1767 wurde die Schiffbrücke zwischen Ofen und Pesth zum ersten Male gelegt, bishin fand die Verbindung durch eine fliegende Brücke statt. 1780 wurde die Universität nach Ofen verlegt; sie blieb aber nur zwei Jahre und wurde dann nach Pesth versetzt. Unter der Regierung Kaiser Joseph des Zweiten wurde die königlich ungrische Stadthalterei und die königlich ungrische Hofkammer von Pressburg nach Ofen übersetzt. — 1792 wurde Kaiser Franz I. zu Ofen als König von Ungarn gekrönt. — Im Jahre 1810 verheerte das Feuer die Stadt, über 400 Häuser verzehrten die Flammen. So hoch loderten sie auf, dass sie vom Proviantgebäude zu gleicher Höhe mit dem Vestungsberg empor wirbelten. — 1814 besuchten der Kaiser von Russland und der König von Preussen vom Congress zu Wien auf einige Tage die Stadt Ofen.

Dieselben Ueberschwemmungen, durch welche Pesth heimgesucht worden, haben auch jedes mal Ofen getroffen, aber in minderem Grade, da der Vestungsberg die Fluthen dämmt, und den Bedrängten Rettung bietet.

Gehen wir nun zur Geschichte des Schlosses über, welches auf der vorliegenden Kupfertafel dargestellt ist. —

Der erste König, welcher seine Residenz zu Ofen nahm, war Ludwig I. in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das Gebäude, welches er bewohnte, war beiläufig dort, wo jetzt die königliche Burg ist. In diesem Gebäude wohnte Ludwigs Wittwe Elisabeth, und Ludwigs Tochter Maria, Sigmunds Gemahlin. In diesem Gebäude wurde der Gegenkönig, Karl der Kleine, im Gemach der beiden Königinnen und in ihrer Gegenwart von Blasius Forgäcz auf den Tod verwundet und gefangen, er starb bald darauf zu Visegrád. —

Das prachtvolle königliche Schloss erbaute erst Kaiser Sigmund in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es war viel grösser als jetzt, denn ausser dem Platz, den er jetzt einnimmt, gehörte noch der Paradeplatz dazu, und aller Raum bis zu dem Wasser- und Stuhlweissenburger Thore. Letzteres Thor ist jenes, welches unter den Türken das Thor von Stambul hiess. In diesem Königsschloss stiftete derselbe Kaiser Sigmund eine Propstei, welche sowie die Seelsorge im Schloss den Kreuzherren vom rothen Stern, deren Hauptsitz zu Prag, übergeben wurde.

Nach Sigmunds Tod sah das königliche Schloss wunderbaren Wechsel menschlichen Glückes. Ladislaus V. liess nach Johann Hunyádys Tod dessen beide Söhne Ladislaus und Mathias gefangen nehmen und den älteren Ladislaus auf dem Platz des königlichen Schlosses enthaupten, 1557, und ein Jahr darauf, 1558, zog des Enthaupteten Bruder Mathias als König über denselben Platz. In diesem Königsschloss wurde desselben Mathias erste Gemahlin Margaretha, Tochter des Böhmenkönigs Georg Podiebrad, begraben. In neuerer Zeit, als der Paradeplatz geebnet wurde, entdeckte man ihr Grab, ihre Leiche.

Die Pracht des königlichen Schlosses unter Mathias Corvinus war ausserordentlich. Hier war auch die berühmte Corvinische Bibliothek, aus vielen tausend Handschriften bestehend. Jahr aus Jahr ein beschäftigte Mathias dreissig Schreiber, die in verschie-

denen Bibliotheken Handschriften für ihn copirten. Schon unter seinen Nachfolgern, mehr noch unter der türkischen Herrschaft wurde sie zersplittert. Nach der Eroberung von Ofen fand man die spärlichsten Ueberreste derselben in einem verlassenen Gemach. Sie kamen in den Besitz des Grafen Marsigli, der bei der Rückeroberung mitgekämpft, und durch ihn nach Bologna. Einzelne Werke sind wieder in Bibliotheken zerstreut und gereichen diesen noch jetzt zur Zierde.

Unter den Nachfolgern des Corvinus, Wladislaw II., schwand die königliche Pracht dergestalt, dass der König Fleisch zu seinem königlichen Hofhalt von den Metzgern borgen musste, und zur Bewirthung fremder Gesandten schickte ihm der Primas oft den Wein.

Als nach der Belagerung von Wien, 1529, Suleiman nach Ofen zurückkehrte, setzte er hier die ungrische Krone den Paschen zur Schau aus. Man sagte ihnen, sie stamme vom persischen Herrscher Nushirvan. Darauf überliess er sie Zápolya.

Als Johann Zápolya gestorben war, verbreitete sich das Gerücht, dass er keinen Erben hinterlassen. Der Ruf drang bis nach Constantinopel, und Suleiman sandte einen eigenen Tschausch nach Ofen, der ihm Gewissheit verschaffen sollte, ob Zápolya einen Sohn hinterlassen. Isabella trug das Kind auf ihren eigenen Armen dem Botschafter entgegen. Eine schöne Frau in Thränen, die für ein Kind fleht, ist ein rührender Anblick. Isabella verstärkte den Eindruck, indem sie im siegenden Bewusstsein ihrer Reize den Busen entblösste und das Kind in des Türken Gegenwart säugte. Der Tschausch sank in die Kniee, küsste des Kindes Füsse, legte seine Rechte auf dessen Brust und schwor in seines Kaisers Namen, dass Niemand, denn König Johanns Sohn, Ungarns Herrscher sein sollte.

Unter der Türken Herrschaft, ihrer gänzlichen Sorglosigkeit und den vielfachen Belagerungen, verfiel das Schloss. Den Wiederaufbau desselben beschloss die Kaiserin Maria Theresia im Jahr 1749, vollendet aber wurde es erst nach dem siebenjährigen Kriege. Es ist dasselbe, welches das Kupfer darstellt. Im Jahr 1780 wurde es der Universität angewiesen. Damals stand auch der astronomische Thurm auf dem königlichen Schloss. Als nach 2 Jahren die Universität nach Pesth übersiedelte, blieb das Schloss

unbewohnt bis zum Regierungsantritt Kaiser Leopold II.; unter ihm wurde dessen Sohn Alexander Leopold zum Palatin von Ungern gewählt. Er bezog das königliche Schloss. Als er nach wenig Jahren starb, wählten die Ungern 1796 den Erzherzog Joseph zum Palatin, der nun dieses Schloss seither bewohnt.

Im Jahre 1814 bewohnten dieses Schloss zugleich Kaiser Franz I., der Kaiser von Russland und der König von Preussen, drei gekrönte Häupter, ein Ereigniss, welches in der ungrischen Geschichte nur noch einmal vorkommt, als zu Visegrád König Karl Robert die Könige von Böhmen, Polen und Bosnien zugleich bewirthete.

Wesentliche Veränderungen sind seit 42 Jahren in dem Schlosse vorgegangen. Die Hauptfront ist um ein Stockwerk erhöht und der astronomische Thurm abgetragen. Am Fuss des Berges, der früher öde und kahl, ist durch den Erzherzog ein blühender Garten entstanden. Mit derselben rastlosen Thätigkeit, mit der der Erzherzog die Umgegend des Schlosses blühend umgestaltet, lenkt er seit 42 Jahren die Verwaltung des Reichs. Er schaut hinaus auf Pesth, das nun dreimal so gross ist und zehnmal prächtiger, als es zu der Zeit war, da er den ersten Blick hinüber warf. Die Verschönerung dieser Stadt ist sein Werk, und wenn er das Auge erhebt bis zu den entfernten Höhen, und es hinüber streifen lässt in die endlose Ebene, so kann er sich sagen, dass jenseits dieser Berge und in der Ebene, wo das Auge nicht mehr hinreicht, Er ein ganzes Leben über segensreich gewirkt und sein Wirken dankbar anerkannt ist. Kein Unger geht an dem Schloss vorüber, keiner wird an dem Schloss vorüber gehen, ohne Seiner zu gedenken, ohne zu wünschen, dass er noch lange, lange Jahre dies Schloss bewohnen, beleben möge! —

X.

Mauthausen.

Markt.

Mühlviertel. Oberöstreich.

Wenn der Donauschiffer das freundliche Linz verliess, und sein Fahrzeug hindurchgeglitten ist inner den zahllosen Inseln und Auen zwischen Steyerek und Enns, so zeigt sich der prächtige Strom dann in voller, majestätischer Breite. Vor dem Auge liegt am linken (nördlichen) Ufer Langenstein, und etwas weiter stromabwärts ebenfalls am linken Ufer das pittoreske Mauthausen mit dem uralten Pragstein. Wir wollen zuerst unsere Blicke auf das Geschichtliche des Ortes werfen. Wir finden Mauthausen schon im zwölften Jahrhundert urkundlich erwähnt (1127). Schon 1192 mussten die Donauschiffer zu Mauthausen Zoll entrichten. Die kriegerischen Ereignisse, welche Oesterreich im Laufe der Jahrhunderte trafen, berührten auch alle, mehr oder minder, Mauthausen. Als das sogenannte Passauerkriegsvolk, in dem Bruderzwiste zwischen Kaiser Rudolph II. und König Matthias ins Land gerufen ward, hausete dasselbe ringsum so übel, dass sich bald das Land gegen diese Eindringlinge erhob. Am 25. Januar 1610 hatte der Oberst Rame, von den Bauern seiner Erpressungen wegen Ram auf (Räume auf, im österreichischen Dialekte) genannt, sein Hauptquartier hier in der Gegend. Die Passauer quartirten sich auch mit Gewalt in Mauthausen ein. Der ständische Kommandant Ungnad trat zur Wehre, es kam zum Kampfe, in





welchem 12 Mann von den ständischen Knechten, und 7 Passauer fielen. Die Uebermacht war indessen auf der Seite der Passauer, und nur mit Mühe rettete sich Ungnad, indem er sich in den festen Thurm Pragstein warf, und dann unter dem Schutze der Nacht über die Donau, an das rechte Ufer setzte. Am 30. Januar endlich zogen die Passauer ab, nachdem sie (wie Khevenhiller in seinen Annalen berichtet) dem Lande Schaden zufügten, den man auf zwei Millionen berechnete. Im Bauernkriege 1625 ward Mauthausen ebenfalls am 28. Mai von den Bauern besetzt. Sie zwangen am nächsten Morgen die waffenfähigen Bürger des Marktes mit ihnen nach Grein und Freistadt zu ziehen. 1628 wurde Mauthausen zur eigenen Pfarre erhoben. Als im Erbfolgekriege 1771, Franzosen und Baiern in Oesterreich einrückten, besetzten sie auch Mauthausen und den Pragstein. Am fünften Januar 1742 ergab sich der französische Kommandant des Pragsteins an die kaiserlichen Truppen. Die französischen Invasionen von 1805 und 1809 brachten auch für Mauthausen viel Drangsal, besonders die letztere. Am 5. April 1809 ward von den Oesterreichern von dem Spitale in Mauthausen nach Piburg am rechten (südlichen) Stromufer eine Schiffbrücke angelegt, um die Verbindung mit Böhmen hergestellt zu erhalten. Eine Schanze zu Piburg diente als Brückenkopf, alle Bäume dieser Uferstrecke wurden niedergehauen u. s. w. Am 3. Mai, während des blutigen Treffens bei Ebersberg ward aber diese Brücke durch bairische Schiffe zerstört, da der Feind das Corps des General Hiller abzuschneiden gedachte. Am 5. Mai drohten die Franzosen Mauthausen vom rechten Ufer herüber in Brand zu schiessen, wenn nicht sofort einige Deputirte in ihr Lager gesendet würden, von denen sie Nachrichten über die Lage der Dinge am linken Ufer in Erfahrung zu bringen gedachten. Es entschlossen sich denn, um den Markt vor Zerstörung zu retten, einige Bürger desselben zu der gefährlichen Mission. Sie ruderten also in einem Kahne über die hier in imposanter Breite hinrollende Donau. Kaum hatten diess die Oesterreicher, welche schon im Abzuge waren, bemerkt, als sie sich wieder dem linken Ufer näherten, und dem Schiffe einige Kanonen nachsendeten, welche Schüsse von den Franzosen, welche im sogenannten Tabor am rechten Ufer auch ein Geschütz aufgefahren hatten, erwiedert wurden. Die Lage des mitten im Strome von dieser

doppelten Kanonade bedrohten Schiffleins war bedenklich. Sie fuhren endlich rasch stromabwärts, und landeten am rechten Ufer. Man führte sie nach Enns, wo der Kaiser Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sie wurden um verschiedene Gegenstände befragt, und endlich, da sie treu ihrer Bürgerpflicht nichts aussagten, wovon der Feind hätte Vortheil haben können, ehrenvoll wieder entlassen. Von diesem 5. Mai bis tief in den Juli jenes verhängnissvollen Jahres besetzten abwechselnd feindliche und östreichische Truppen den Markt, wodurch derselbe natürlich sehr viel litt. Es wurde selbst in den Strassen des Ortes gefochten, und der Vortheil blieb gewöhnlich den Oesterreichern. Die Feinde ziehen daher am Ende die Bürger des Einverständnisses mit den Oesterreichern. Der sächsische General Gutschmid hob Geisseln aus, und liess endlich sogar am 28. Mai, nachdem er persönlich Kriegsgericht gehalten hatte, den unglücklichen Markt plündern. Schon am 31. Mai wurden aber die Sachsen wieder durch ein Streifcorps, kommandirt von Rittmeister Meminger, versprengt. Meminger ging sogar zu Dornach, weiter stromabwärts, über die Donau, überfiel die Sachsen, zu Amstetten, und führte einen so glänzenden Coup aus, dass Erzherzog Karl dessen sogar im Armeebefehl vom 11. Juni erwähnte. Am 14. Juni erschien der berühmt gewordene österreichische Partheigänger, der tapfere Oberst Scheibler, in Mauthausen und führte von hier, als seinem Hauptquartier, lebhaften kleinen Krieg mit den am jenseitigen Ufer am sogenannten Tabor verschanzten Bayern. Die letzte That Scheiblers war die Erstürmung dieser Schanze am 9. Juli. Noch am nämlichen Tage zog sein Corps ab, nach Iglau. Am 13. besetzten die Bayern Mauthausen, welches bei dieser Gelegenheit zum zweitenmale geplündert ward. Seitdem berührte kein denkwürdiges geschichtliches Ereigniss mehr diesen Ort. —

Was das Schloss Pragstein betrifft, so ist diess ein kolossales Steingebäude in der Donau, unfern des Ufers, mit welchem es durch eine Brücke auf einem niedern Fels verbunden ist. Es gewährt bei den heftigen Eisgängen des Stromes dem untern Theil des Marktes eine mächtige Schutzwehr. Dieses einer Veste gleichende Gebäude ist das Stammhaus der Herrn von Prag, welche schon im 13. Jahrhundert genannt werden. Lassla der Prager erscheint besonders häufig in Urkunden des 16. Jahrhunderts. Im

Chore der alten Schlosskapelle zu Freistadt steht sein Grabstein, wo er Erbmarschall von Kärnthen genannt wird. Die Familie der Prager besass auch 1525 die Herrschaft Windhag, und Andreas der Prager baute 1564 das Schloss Pragthal im Kommissariat Windhag. Nach dem Absterben der Prager kam der Pragstein an die Cavriany, endlich an die Grafen Thürheim, und seit dieser Zeit (1770) hat es mit Schwertberg immer denselben Besitzer. Der Markt Mauthausen zählt 42 Häuser mit nahe an 1000 Einwohner. Früher zur Herrschaft Pragstein gehörig kaufte er sich von derselben los. Die Bewohner nähren sich ausser den gewöhnlichen Gewerben, meist von der hier sehr lebhaften Schifffahrt, von den Steinbrüchen u. s. w. In Mauthausen befindet sich ein Brauhaus und eine stark betriebene Färberei und Gerberei. Früher war hier die Haupt-Salz-Niederlage alles Salzes, welches nach Böhmen ging. Aus dem Salzkammergute auf der Traun bis in die Zizelau, an der Ausmündung dieses Stromes in die Donau geschifft, ging es dann die Donau herab bis Enghagen, an der Mündung der Enns, Mauthausen gegenüber. Von dort ward es in die grossen Magazine im Osten des Marktes, und dann auf der Achse über Freistadt nach Böhmen geführt. Als in den Jahren 1825—1832 die Budweis-Linzer Eisenbahn erbaut ward, lag es in der anfänglichen Bestimmung derselben nach Mauthausen geführt zu werden. Es kam aber davon ab. Sie geht nach Linz, und ein Seitenflügel derselben senkt sich von dort ab nach der Zizelau, so dass nun der Salztransport auf der Eisenbahn, unmittelbar von Zizelau aus stattfindet. Eine der Haupterwerbsquellen Mauthausens sind die grossen Steinbrüche. Der Granit von Mauthausen übertrifft alle bisher in Oesterreich bekannt gewordenen an Härte und Schönheit. Er verträgt die schönste Politur, und die so gerühmten Wiener Galanteriearbeiten aus diesem schönen Stein gehen nach allen Ländern Europas. Man bricht diesen Granit in drei Steinbrüchen. Der erste oberhalb des Marktes beschäftigt 10 — 12, der zweite, im Markt selbst 5—10, der dritte oder äussere Bruch 31—36 Arbeiter. In dem letztern brach man auch den schönen Block zu dem Piedestale der equestren Statue Josephs II. in Wien, und zu jenem der Theseusgruppe im Volksgarten.

Die Pfarrkirche zu Mauthausen, dem heiligen Nikolaus ge-

weiht, liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Die Bauformen deuten auf das 15. Jahrhundert. Die Kirche hat drei Altäre mit guten Bildern von dem Kremser Schmidt, und dem ältern Hetzenthaler aus Linz. Die Orgel ist ein ausgezeichnetes Werk. Die eine der sieben Glocken ist aus erobertem türkischen Metall gegossen. Der hiesige Bürger Christoph Vorstner, Armeelieferant, stiftete sie 1689. Neben der Pfarrkirche steht die Barbarakapelle (jetzt ein Aufbewahrungsort für kirchliche Geräthe), interessant durch ihre, hohes Alter verkündenden Formen. Die Höhe über dem Kirchhofe gewährt eine der herrlichsten Uebersichten längs des ganzen österreichischen Donaustromes. Man überblickt den imposanten Spiegel des herrlichen Stromes von Linz bis nach Wallsee, ein grosses reich belebtes Gemälde, mit lebenvollen Gruppen von Märkten, Dörfern, Schlössern, Auen u. s. w. Gerade dem Blicke gegenüber mündet die Enns, hier schon selbst ein ziemlich mächtiger Strom, nach dem gewaltigen Inn der grösste schiffbare Fluss, der bis zur fernen Drave hinab sein Gewässer dem alten Ister zuführt. Im tiefsten Süden erhebt sich feierlich und hehr die mächtige länderscheidende Alpenkette, vom Watzmann in Berchtesgadens zauberischen Alpengefilden, bis hinab zu des Oetschers wolkentragendem Gipfel. Im Abendlicht, wenn schon der Schleier der Dämmerung Flur und Strom verhüllt, und nur diese fernen Riesen des Hochgebirges noch im ätherischen Licht der Sonne glänzen, gewinnt diess Bild einen wahrhaft magischen Reiz. Geschichtliche Erinnerungen ernster Art erwachen hier im Geiste des Schauenden. Hier zeichnete der breite Ister die Grenzmark des römischen Weltreiches. Dort wehten die Vexille der ewigen Roma, schimmerten die Adler ihrer Legionen. Dort steht das ärmliche Dörfchen Lorch, die Wiege des Christenthums in diesen Gauen, kurz, alles vereint sich, der Fernsicht von dieser Höhe Reiz und Gewicht zu geben. Der Pfarrhof ist ein schönes Gebäude mit einem freundlichen Gärtchen. — An einem Schwibbogen des untern Marktes sind die Wasserhöhen verzeichnet, bis zu welchen der Strom 1622, 1715, 1786, 1787, 1819 und 1820 stieg. Der Nothstand, in welchen die Hochwässer den Markt versetzten, mag sehr gross gewesen sein. Dem untern Theile desselben drohte oft gänzliche Zerstörung. —



XI.

Der Babakai

mit der Ansicht von Golumbacz.

Engpass der Donau im ungarischen Gränzgebiete gegen Serbien. Bezirk des walachisch-illyrischen Regiments.

Von

F. S. Chrismar.

Erwartungsvoll nähert sich der Reisende auf der Donau jener imposanten Gebirgskette, welche die ausgedehnten Ebenen des Banats südöstlich begränzt, und gegen die ermüdende Einförmigkeit des Flachlandes dem Wanderer wieder reichen Wechsel der Umgebung, mannigfaltige und grossartige Naturscenen darbietet. Den Lauf gegen Osten verfolgend, eilt die Donau nach diesen Gebirgen, deren Abdachung weit in die Ebene hervortritt, und den mächtigen Strom mit einem Gürtel lachender Hügel empfängt. Bald sind beide Ufer von Anhöhen eingeschlossen, eine Krümmung des Flusses entrückt allmälig die Aussicht nach den zurückgelegten einsamen Niederungen, und vor den Schiffenden rollt sich ein Gemälde auf, das gleichsam die Eröffnung des romantischen Füllhorns bildet, welches von hier aus, bis jenseits des eisernen Thores den Silberspiegel der Donau umschlingt. Ringsum ansteigende, immer höhere Bergrücken dehnen ihre gigantischen Arme um ein weites üppiges Thal, in dessen Mitte die Donau in stolzer Grösse sich ausbreitet. Ernste dunkle Gebirgswände um-

hüllen den Hintergrund, und der mächtigen Wasserstrasse scheint hier jeder Abzug verschlossen. Im tiefsten Punkte dieses Thales, wo der Strom in die Engpässe der Klissura tritt, taucht die Felsengruppe des Babakai aus den Fluthen, und kühn an Klippen aufgethürmt blickt die Ruine von Golumbacz auf diese nieder.

Noch vor dem Eingange dieser Felsenpforte in einer Breite von sechshundert Klaftern dahin ziehend, wird am Babakai die Donau in Gebirgsschluchten eingeengt, welche an einigen Stellen ihre Bahn auf achtzig Klafter beschränken. Schroff aus der Mitte des Strombettes erhebt sich die drohende Klippenspitze, welche diesem Engpasse ihren Namen giebt. Ein vorspringender Felsenrücken am rechten (serbischen) Ufer der Donau, von steilen Gebirgswänden überschattet, trägt die Thürme und Ringmauern der verödeten Veste Golumbacz. Drei viereckigte Thürme stehen auf dem scharfen und höchsten Rande des Felsrückens, drei auf der Hälfte des westlichen Abhanges, und drei senken ihre Grundmauern in die Tiefe des Strombettes. Diese neun Thürme durch Ringmauern unter sich verbunden bilden ein weitläufiges und grossartiges Befestigungswerk, welches einst als sicherer Waffenplatz die Umgebungen dieses Engpasses beherrschte. Auch an dem linken (ungarischen) Ufer der Donau, den Thürmen von Golumbacz gegenüber, zeigen sich Ruinen einer Citadelle, die jedoch nur von geringem Umfange, und fast gänzlich zerstört sind.

Der eigenthümliche Charakter dieser Gegend, ihre reiche und malerische Scenerie fesselt das Auge des Beobachters, und ruft mit dem Zauber der Gegenwart ernste Bilder der Vergangenheit in die Seele. Geschichtliche Erinnerungen stürmischer und vielbewegter Zeiten verleihen hier jedem Gegenstande eine höhere Beziehung. Noch tragen diese Felsen, durch welche die Donau gewaltsam ihren Lauf erzwingt, Spuren der mächtigen Römerherrschaft, die gegen den Andrang wilder und kampfdürstender Völker des Ostens hier die Bollwerke ihres Reiches errichtet hatte. Inschriften und Reste römischer Bauwerke bezeichnen noch in diesen Gebirgen die Standquartiere der scythischen und macedonischen Legionen, so wie Trajan's Heereszüge nach Dacien, welche die Gränzen des römischen Gebietes auch über das linke Ufer der Donau, — das heutige Banat (*Dacia riparia*),

Siebenbürgen (*Dacia mediterranea*), die Moldau und Walachei (*Dacia transalpina*) ausdehnten. Aus allen Punkten des Reiches sammelte Trajan nach der Eroberung Daciens Colonisten in diese Gegenden, um das Land zu bevölkern, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu geben. Csernez, von Trajan selbst gegründet, Margum, Arcidara, Turris litterata, Centum Putea, wo man an der Moldava noch Spuren des römischen Bergbaues findet; Bersovia, noch der Name eines Flusses, an dessen Ufern vermuthlich die Stadt gelegen; *ad Aquas*, wo gegenwärtig die Bäder von Mehadia, Morisenum und Tibiscum, nennt uns die Geschichte als blühende Pflanzstädte der Römer in *Dacia riparia* oder dem heutigen Banat, welches auch als Vaterland zweier Kaiser, des Aurelian und Galerius, bezeichnet wird. —

Visigothen, Ostrogothen, Gepiden und Vandalen überzogen später in Kampf und Zerstörung diese Thäler, wieder durch Longobarden, Avaren und Tartaren aus dem flüchtigen Besitze verdrängt. Völker Asiens und Europa's wechselten hier die eisernen Würfel des Krieges, und bis auf unsere Tage blieb diese Gegend der blutige Schauplatz der Waffen. Golumbacz, auch Kolumbacz, Galamboz, Columbaria, serbisch: Golubacz, türkisch: Gögerdschinlik, d. i. Taubenschlag, genannt, lässt seinen römischen Ursprung nicht bezweifeln, obschon auch spätere sehr verschiedene Zeiten an den Mauern dieser Veste gebaut haben mögen. Bald nach Besitznahme des Landes durch die Ungarn erscheint Golumbacz mit Semendria und Belgrad unter Obhut der Grafen von Kevee (Kubin). Schon im ersten Streifzuge der Türken nach Ungarn (1391), 62 Jahre vor der Besitznahme Constantinopels durch die Türken, wurde Golumbacz von den siegreichen Schaaren Sultan Bajasid's erobert, durch Peter von Perény jedoch wieder an Ungarn zurückgebracht. Unter König Sigismund's Regierung im Jahre 1428 fiel diese Festung zum zweiten Male in die Hände der Türken. Im darauf folgenden Jahre unternahm Sigismund die Belagerung von Golumbacz, und umzingelte es zu Wasser und zu Lande; aber Murad II. erschien mit überlegener Heeresmacht zum Entsatze. Es wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, und Golumbacz den Türken abgetreten. Als Sigismund über die Donau zurückkehrte,

überfielen die Türken treulos das noch unter den Mauern der Festung stehende Heer, bei welchem Sigismund's tapferer Waffengefährte, der Hauptmann von der Zips, Zavissa Niger von Garbow, sich befand. Sobald Letzterer das Schiff des Königs in Sicherheit sah, bestieg er ein Pferd und warf sich, nur von zwei Lanzenknechten begleitet, den Türken entgegen, von denen er, für den König oder einen Fürsten gehalten, angegriffen und in Stücke gehauen ward.

Golumbacz bot fortan der Ausdehnung türkischer Eroberungen an beiden Ufern der Donau wesentliche Erleichterung, indem von hier aus die weiteren Streifzüge entsendet, und die später unternommenen Belagerungen von Semendria und Belgrad unterstützt werden konnten. Ueber 260 Jahre blieben die Türken im Besitze dieser Festung, bis sie nach der Wiedereroberung Belgrads durch Churfürst Max Emanuel von Baiern 1688 auch von Golumbacz abzogen, und diese alten, Verfall drohenden Mauern verödet zurückliessen.

Die Stromstrecke, welche von Golumbacz und den Felsenufern des Babakai bis jenseits des eisernen Thores in einer vierzehn Meilen langen vielfach geschlungenen Linie durch das Gebirge sich hinzieht, hier fortlaufend die Gränze zwischen Ungarn und Serbien bildet, unterhalb Orsova aber die österreichischen Länder verlässt, und gänzlich in das türkische Gebiet sich hinüber wendet, darf den merkwürdigsten Naturscenen unseres Welttheiles beigezählt werden. Nicht die romantische Wildniss mit ihren schattenreichen Thalgründen und dunklen Schluchten von Quellen und kleinen Wasserstürzen durchrauscht, nicht der Schmuck der Wälder zwischen Felsenklüften und majestätischen Bergkuppen mag dieser Strecke Vorzüge geben im Vergleiche mit anderen Gegenden europäischer Gebirgsländer, doch wird der Kampf des mächtigen Stromes durch diese Engpässe und gegen die sein Bett durchziehenden Klippen und Felsenriffe wenig ähnliche Erscheinungen darbieten.

Die karpathischen Gebirge sind es, welche hier mit den von Westen gegen Osten auslaufenden Zweigen der grossen Alpenkette zusammentreten, und mit diesen ihre tiefern Wurzeln im Strombette der Donau vereinigen. Schon der erste Anblick der steil abfallenden und enggeschlossenen Ufer am Babakai leihet





der Hypothese viele Wahrscheinlichkeit, dass vormals diese Höhenzüge mächtigere Anschwellungen des Stromes verursacht, und die Gewässer der Donau in den Ebenen des Banats einen grossen Landsee gebildet hatten. Noch ergiebt die eigenthümliche Beschaffenheit des Flussbettes auf dieser Strecke in geringen Entfernungen höchst merkwürdige Verhältnisse des Wasserstandes. Es sei z. B. der Wasserstand am Babakai . . . . . . 11′
so wird er sechs Meilen tiefer, unterhalb der Stromfälle
des Izlaz der Taktalia und Greben nur . . . . . 9′
an der drei Meilen entfernteren Stromenge des Kázán jedoch 17′
und bei Orsova, zwei Meilen unterhalb dieser Stromenge
nur wieder . . . . 10′
nachweisen. Der Wasserspiegel erscheint hier demnach in der Mitte tiefer und an einer Stelle wieder bedeutend höher als an den beiden Endpunkten der Linie. Die Engpässe nämlich und die das Flussbett quer durchziehenden Felsenriffe hemmen und stauen bald den Lauf des Stromes, bald stürzt sich dieser mit reissender Schnelligkeit über mächtige Steinlager hin, breitet seine Wogen in offene weite Thalgründe aus, die allmälig wieder enger und enger zusammentreten, bis sie aufs neue seine Bahn durchdämmen.

Die natürlichen Hindernisse und Gefahren dieser Stromstrecke, verbunden mit den langen Unruhen der Türkenkriege hielten durch Jahrhunderte die Schifffahrt der Donau an dieser Felsenpforte gleichsam abgeschlossen. Unserem Zeitalter blieb es aufbewahrt durch diese Wildniss dem Handel und der Industrie die grosse Wasserstrasse nach dem Osten zu eröffnen, und schon beleben durch die regelmässigen Verbindungen der Dampfschifffahrt Reisende und Waarenzüge diese Gegend. Im Jahre 1834 passirte das erste Dampfboot die Engpässe der Klissura, um jenseits des eisernen Thores die ihm angewiesene Station am linken (walachischen) Ufer der Donau einzunehmen. Diesem folgte im Jahre 1836 ein zweites, um den Dienst auch auf das rechte (serbische und bulgarische) Ufer des Stromes auszudehnen. Die gegenseitige Verbindung zwischen diesen und den Dampfbooten der oberen Linie, welche früher bei Moldava, im Angesichte der Felsenwände des Babakai gelandet, schon im Jahre 1835 aber weiter durch die Engpässe vordrangen, und ihre Station in Dren-

cova errichtet hatten, wird durch zweckmässig ausgerüstete und gutbemannte Boote unterhalten, die leicht und flach gebaut bei jedem Wasserstande mit Sicherheit jene Stromfälle passiren, welche, mehrere Monate des Jahres wenigstens, grösseren Schiffen unzugänglich bleiben.

Die wasserreichen und romantischen Umgebungen von Golumbacz, so anziehend sie auch dem Vorüberreisenden erscheinen, sind übrigens die Heimath einer furchtbaren Landesplage, jener kleinen äusserst schädlichen Insecten nämlich, welche in den Monaten April, Mai und Juni in zahllosen Schwärmen diese Gegend überziehen und unter dem Namen der Golumbaczer Mücken bekannt sind. Wolkenähnlich erfüllen sie die Atmosphäre, und ihre Annäherung setzt Thiere und Menschen in die ängstlichste Bewegung. Die Heerden verlassen ihre Weideplätze, der Landmann sucht vom Acker das Zugvieh in den sichern Stall zu retten, und das sonst so rege Leben und jede Thätigkeit im freien Felde ist unterbrochen. Das Vieh, welches durch diese Mückenschwärme überfallen wird, bleibt gewöhnlich das Opfer derselben. Sie suchen an ihrer Beute stets die zarten und weichen Körpertheile, setzen sich daher in die Ohren und in die Augenwinkel, dringen durch Nase und Mund in die Luftröhre und in die Eingeweide ihres Opfers, wo sie nach dem Tode des Thieres oft in dicken Lagen gefunden werden. Die Stiche dieser Insecten verursachen eine brennende Empfindung, und eine schmerzhafte, harte, schnellentstehende Geschwulst. Mehre solcher Stiche an einer Stelle des Körpers nahe beisammen, bringen heftige Entzündungsfieber und oft selbst Krämpfe und Convulsionen hervor, woraus sich erklären lässt, wie die stärksten Thiere den Anfällen dieser Mücke in wenig Stunden erliegen können. Die Sonnenhitze ist diesen Insecten lästig; kurz vor Untergang der Sonne aber, oder kurz nach ihrem Aufgange, oder wenn leichte Wolkenschleier ihre Strahlen mildern, sind sie am thätigsten und am meisten gefährlich. Bei kühlem, regnerischen Wetter kommen sie wenig oder gar nicht zum Vorscheine, und halten sich sodann unter Blättern, in hohlen Bäumen, vorzüglich aber in den Klüften und Felsenhöhlungen um Golumbacz verborgen. Sobald nun schöne und laue Tage eintreten, pflegen sie in zahlloser Menge, gleichsam in Gestalt eines dichten Rauches,

aus diesen Felsenhöhlungen hervorzubrechen, woraus die Volkssage entstanden ist, dass in diesen Höhlen die Mücke ihren Ursprung nähme. In der grössten dieser Höhlungen, welche nahe unter Golumbacz am linken Ufer der Donau vom Strome aus gesehen wird, soll, wie diese Sage erzählt, der durch den heiligen Georg getödtete Drache begraben liegen, und aus dessen Rachen diese schädlichen Insecten entstanden sein. Es wurden wiederholt Versuche angestellt, diese und andere Höhlen des Gebirges zu vermauern, ohne jedoch das Erscheinen der Mücken hindern, oder auch nur ihre Schwärme vermindern zu können, da leicht begreiflich weder das Gebirge, noch die Waldungen, sondern die Gewässer um Golumbacz die Geburtsstätte dieser Mücke sind. Diese Insecten legen nämlich, gleich anderen Arten von Mücken (*culex*) ihre Eier ins Wasser. Die hieraus entstandene Larve bleibt und nährt sich dort bis zu ihrer Verwandlung in die Puppe und dann in ein vollkommenes Insect. Letztere Verwandlung geschieht um die Mitte des Aprils, bald früher bald später, je nachdem die Witterung hierzu mehr oder weniger günstig ist, daher die Golumbaczer Mücke in dieser Zeit zu erscheinen pflegt. Sie verbreitet oft ihre Wanderungen auf 8 bis 10 Meilen im Umkreise, aber nirgend wird sie so zahlreich, so lebhaft, so mordsüchtig angetroffen, als bei Golumbacz, wo die Natur Alles vereinigt, was ihre Erhaltung und Vermehrung fördern kann, eine warme Temperatur der Luft, feuchte, schattenreiche Thäler, Zufluchts- und Rettungsorte bei ungünstiger Witterung. Sturmwinde, welche diese Mückenschwärme oft in entfernte Gegenden zerstreuen, und heftige Regengüsse, verkürzen nicht selten ihre tyrannische Herrschaft, so wie verschiedene Vögel, vorzüglich Schwalben, Fische, die sie schon als Larven häufig verzehren, und einige Arten der Wassernymphen als ihre natürlichen Feinde betrachtet werden können.

Jeder Standpunkt am Eingange des Engpasses, den die Ruinen von Golumbacz und die Felsengruppe des Babakai beherrschen, bietet eine überraschende Aussicht stromaufwärts in das reizende Donauthal, welches in weitem Umkreise an der serbischen Seite die Ortschaften Golumbacz, eine Stunde oberhalb der Ruinen, bekannt durch seine köstlichen Melonen, ferner Uszia, Vincze, türk. Poscheschena und Gradistye,

an der ungarischen Seite die Ortschaften Alt-Moldava, Macsevics, Posseschena, Szaszka, und Belobreska umschliesst. — Vorliegende Ansicht dieser Gegend ist gleichfalls am Fusse der hohen Gebirgswände aufgenommen, wo der Engpass der Donau beginnt, und zeigt dessen Oeffnung stromabwärts gegen eine Inselgruppe, welche in der Mitte jenes Thales sich ausbreitet.

XII.

Linz.

Provinzial-Hauptstadt des Landes Oesterreich ob der Enns.

Linz, die freundliche Hauptstadt des Landes ob der Enns, liegt am südlichen (rechten) Donauufer, im Mühlviertel, hart an der Grenzmark des Traunviertels, unter dem 31° 56′ 30″ östlicher Länge, und 48° 18′ 54″ nördlicher Breite. Eine hölzerne Jochbrücke von 144 Klafter Länge verbindet vor dem Wasserthore der Stadt die beiden Ufer. Am nördlichen (linken) Gestade des hier in imposanter Mächtigkeit vorüberrauschenden Stromes liegt, einer Vorstadt von Linz vergleichbar, der Marktflecken Urfahr. Linz zählt in 1339 Häusern 24,989 Einwohner, (sammt Militair), Urfahr in 206 Häusern 2797 Einwohner. In Linz ist der Sitz der k. k. Landesregierung und der damit verbundenen Behörden. Hier befindet sich das k. k. Militär-Ober-Kommando, das Stadt- und Landgericht der Provinz, ein Mercantilgericht, eine Zoll-Gefäll-Administration und eine k. k. Salzverwaltung. Ein städtischer Magistrat verwaltet die städtischen Angelegenheiten, ein Bischof mit seinem Domkapitel hat hier seine Kathedrale, und die Landstände von Oberösterreich vereinigen sich hier.

Dem Fremden, welcher sich Linz von der Westseite naht, jenem, welcher auf dem raschen Strome herabgleitet, oder auf der grossen Reichspoststrasse, welche von hier über Efferding nach Passau führt, herunterkommt, zeigt sich die Stadt als besonders reizend gelegen. Unterhalb Buchenau öffnet sich plötzlich

die Gegend, und eine höchst malerisches Bild der Gegend grüsst den Blick. Im Süden, ernste Granitberge, Felsenmassen, als Ausläufer des Kienberges, von grauer Grundfarbe, die sogenannte Calvarienwand; düster, dicht an den Klippen hingebaut, von ihrem Einsturz bedroht, liegt dort das pittoreske St. Margarethen. Im Norden erhebt sich der schöne heitere Pöstlingberg, mit der fernhinschimmernden Wallfahrtskirche, umgarnt mit den mächtigen Fortificationen nach dem Systeme Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs, Hoch- und Teutschmeisters Maximilian von Oesterreich-Este, — weiter hinaus im Osten offenes blühendes Land, in dessen Schoos die Stadt sich ausbreitet, mit ihren mächtigen Gebäuden. In der Ferne Berge und Auen in reicher Fülle, durch welche der silberne Strom sich hinwindet, ein Gemälde voll Leben und Freudigkeit! — Noch herrlicher und gehoben durch den Hintergrund der fernen Gebirge zeigt sich die Gegend von der Nordseite jenseits des Stromes, von den Höhen des Pfennigberges, von St. Magdalena aus. Von der Ostseite, auf der grossen Reichspoststrasse von Wien her, ist das Bild minder ansprechend.

Was die Geschichte von Linz betrifft, so berühren die historischen Ereignisse nur in wenig bedeutenden Momenten die Stadt. In der Urzeit hauseten hier skandinavische Nomaden. Sie wurden verdrängt von den Celten, diese wieder von den Römern. Damals soll hier die Colonie *Lentium* entstanden sein; die Hunnen hätten dann später dieselbe zerstört. Historische Gewissheit über dieses *Lentium* lässt sich indessen nicht ermitteln, und die Sache wird dadurch zweifelhaft, dass man noch nirgends in Linz römische Alterthümer fand. Dass aber die römischen Legionen in der Umgegend standen, ist erwiesen. Im Mittelalter wird Linz zuerst unter den Carlowingern genannt. Ein Schloss dieses Namens entstand nebst anderen Castellen (Enns, Steyer u. s. w.) im Jahre 906. Um das Schloss erhoben sich bald einige Häuser, und auf dem Schlossberge die Pfarrkirche St. Martin. Im Jahre 1098 hatte die Stadt schon Wälle und Thürme. Sie gehörte den damals mächtigen Dynasten von Kirnberg. Der letzte dieses Stammes verkaufte sie im Jahre 1140 an Leopold von Oesterreich. Die Donaubrücke hier bestand schon 1106. Linz hielt treu an Herzog Friedrich dem Streitbaren, als er geächtet und

verfolgt war; der Herzog von Bayern, der König von Böhmen, der Patriarch von Aquileja, und der Bischof von Bamberg drängten sie im Jahre 1236 in harter Belagerung. Sie widerstand in ungebeugter Treue, Graf Albert von Bogen entsetzte sie endlich. Nach wechselnden Kriegsfällen, Brand- und Wasserschaden, ward Linz 1481 durch eine abermalige Feuersbrunst fast ganz zerstört. Kaiser Friedrich IV. liess sie wieder herstellen, und erhob sie 1490 zur Hauptstadt des Landes ob der Enns. Er hatte auch das Schloss ganz neu herstellen lassen, und sowohl dieses, als die Stadt stark befestigt. Auch liess er den grossen Platz anlegen, erbaute eine neue Brücke über die Donau u. s. w. Urfahr bestand indessen damals nur aus einigen dürftigen Fischerhütten. Im 16. Jahrhundert entvölkerte das Wüthen der Pest das aufblühende Linz. Im siebzehnten Jahrhundert erfuhr die Stadt grosses Drangsal. Im Jahre 1620 kam Churfürst Maximilian von Bayern als Pfandinhaber des Landes ob der Enns nach Linz, nahm die ständischen Soldaten in seinen Dienst, und setzte den Freiherrn von Herberstorf als Statthalter ein. Die strenge Verwaltung dieses Mannes brach bald darauf dem Ausbruche des beklagenswerthen Bauernkrieges die Bahn, einer Periode voll düsteren Schattens in der Geschichte unseres Vaterlandes. Fürchterlich wüthete die Empörung des Landvolks im Jahre 1626. Stephan Fadinger, ein angesehener Bauersmann, mit kriegerischem Talent und Tapferkeit begabt, ward Anführer der Rebellen. Bald zogen sie auch vor Linz und belagerten es streng. Fadinger wurde während der Belagerung tödtlich verwundet und starb am 5. July 1626 in Kleinmünchen. Mit prangender Leichenfeier ward er zu Efferding beerdigt. Nach niedergedrücktem Aufstande aber lies Herberstorf 1627 die Leiche ausgraben und im Moose bei Seebach unter dem Galgen verscharren. Während der Belagerung von Linz erlitten auch die Wissenschaften einen unersetzlichen Verlust. Der berühmte Keppler, damals in Linz lebend, verlor in dem Brande der Vorstädte das Manuscript mehrerer seiner Werke. Sechzehn Wochen währte die Belagerung, bis endlich die Bauern abgetrieben wurden. Ihre gänzliche Unterwerfung fand im Frühling 1627 statt. Die Häupter der Rädelsführer und Hauptleute fielen auf dem Schaffott. Mehr als 10,000 der Rebellen waren in Gefechten gefallen. Im bayeri-

schen Erbfolgekriege 1741 besetzten Bayern und Franzosen die Stadt, und der Churfürst liess sich am 2. October als Erzherzog von Oesterreich huldigen. Seine leichten Truppen waren bis St. Pölten und an den Riederberg vorpoussirt, Wien bedrohend. Maria Theresia schien verloren; doch die Ungarn erhoben sich für die geliebte, so ungerecht bedräuete Königin! Schneller als die Feinde es vermuthen konnten, erschien ihr Heer im Felde. In Wien flammte die lebendigste Begeisterung und Alles rüstete zur Vertheidigung. Die Feinde zogen sich schnell zurück, die Oesterreicher folgten ihnen nun ins eigene Land. In Linz kommandirte der französische General Segur. Er liess die Stadt stark befestigen und erwartete so den Feind. Am 22. Jänner 1742 erschienen die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Khevenhiller vor der Stadt; am 23. begann das Bombardement. Schon nach wenig Stunden kapitulirten die Franzosen, erhielten freien Abzug und verliessen 12,000 Mann stark die Stadt am 24. Jänner.

Im Jahre 1784 errichtete Kaiser Joseph II. das Bisthum zu Linz, welches früher unter dem Bisthum Passau stand. — Im Jahre 1800 brach am 15. August im Schlosse Feuer aus, verzehrte dasselbe und zerstörte auch einen grossen Theil der Stadt, welche aber bald verschönert aus dem Schutte emporstieg. In selbem Jahre drangen auch die Franzosen dort ein und verbreiteten grosse Drangsale durch ihre Bedrückungen. Die beiden Invasionen von 1805 und 1809 trafen Linz ebenfalls hart. Die Russen waren vorgedrungen, mussten aber im Kampfe weichen und am 3. November ward hier blutig gestritten. Die Austro-russische Armee brannte die Donaubrücke ab. Marschall Lannes und General Michaud rückten in Linz ein. Napoleon selbst folgte. Die Donaubrücke ward hergestellt und Marschall Mortier setzte mit 15,000 Mann über den Strom. Im Jahre 1809 wurde von den Oesterreichern die Brücke am 3. Mai abgebrannt. Bald erschienen die Franzosen; sie zogen weiter, schlugen den blutigen Kampf vor Ebersberg und rückten vorwärts nach Wien. Linz erhielt Besatzung von Franzosen und Rheinbundstruppen, und fast täglich fanden hier in der Gegend Gefechte statt, weil zahlreiche Partheigänger am nördlichen Ufer streiften. Acht Monate dauerte diesmal die Occupation, und Linz hatte dadurch bedeutend zu leiden. — Seitdem hat die Stadt indessen in den Jahren des Frie-



[illegible]

[illegible] 1762 [illegible]

[illegible] 21. [illegible]

[illegible] 12,000 [illegible]

[illegible]

[illegible] Marschall [illegible]

[illegible]



dens und der Ruhe in der inneren Entwickelung ihrer Thätigkeit und ihres Wohlstandes wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Als bemerkenswerthe Data in ihrer neuesten Geschichte bezeichnen wir die Entstehung der bereits erwähnten Fortificationsthürme. Diese Thürme sind nun gänzlich vollendet, und ihre Zweckmässigkeit durch zahlreich vorgenommene strenge Proben erwiesen. — Die Wichtigkeit von Linz in militärischer Beziehung ist dadurch sehr bedeutend geworden. Erhöhtes Leben gewann die Stadt auch durch die Dampfschifffahrt und die Eisenbahn. Nachdem die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft mit ihren Dampfbooten schon jahrelang die untere Donau von Wien bis in die Türkei befahren hatte, trat endlich auch die langgewünschte Verbindung der oberen Donau, welcher vielseitige Hindernisse und Vorurtheile in den Weg traten, ins Leben. Das prächtige Dampfboot Maria Anna zeigte im Jahre 1837 den erstaunten und jubelnden Uferbewohnern der oberen Donau das imposante Schauspiel seines Wirkens. Seitdem hat man diese Fahrt von Wien nach Linz und umgekehrt regelmässig fortgesetzt, und sie wird in ihrer inneren kräftigeren Entwicklung und in Verbindung mit den bayerischen Dampfbooten, welche den Verkehr zwischen Regensburg und Linz herstellen, stets erneuten Segen bringen. Die kräftig begonnene Verbindung des Rheines mit der Donau durch den Donau-Mainkanal, ein Werk, welches die Regierungsepoche König Ludwigs von Bayern eben so verewigen wird, als die über alles Lob erhabenen Bestrebungen dieses grossen Monarchen für Kunst und Wissenschaft, stellt überdiess auch der Donau-Dampfschifffahrt die glänzendste Epoche in Aussicht. Die Zeit scheint nicht mehr ferne, wo der Reisende von den Gestaden Britanniens bis an den Bosphorus durch eine fortgesetzte Dampfbootverbindung in einer Zeitfrist befördert werden kann, welche noch vor wenig Jahren zu den utopischen Träumen gezählt werden mochte. Der Einfluss dieser Verhältnisse auf Linz, als der Mittelstation dieser Verbindung, kann nicht anders als höchst wohlthätig sein. Vor allen Städten der Monarchie erfreute sich Linz zuerst im Kaiserstaate einer Eisenbahn. Eine privilegirte Actiengesellschaft begann den Bau von Budweis nach Linz, zu Verbindung der Donau mit der Moldau. Der rühmlich bekannte Ingenieur Schönerer führte den Bau. Derselbe kostete 1,654,322 fl. Conv. M.

und wurde von 1825 bis 1832 vollendet. Die Bahn misst von Budweis bis Linz 67,940 Wiener Klafter oder fast 17 deutsche Meilen. Man zählt sechs Stationen von Budweis bis Linz; der Bau erheischte 320,000 Klafter Erdarbeiten, 42,100 Klafter trockene, 7500 Klafter nasser Steinmauern, 965 Klafter Kanäle und Brücken. Seit August 1832 wird die Bahn befahren (mit Pferden) und zum Transporte von Waaren und Reisenden benutzt. Sie ist einfach, mit Ausweichungsplätzen versehen, und besteht aus hölzernen mit schmiedeeisernen Schienen belegten Geleisen. Ein Pferd zieht im Durchschnitt der ganzen Bahn 70 W. Centner (auf der Chaussee 10 Centner). Man legt den Weg von 17 deutschen Meilen in 13—15 Stunden zurück. Der Bau ist kühn und schön. Von Linz über St. Magdalena erhebt sich die Bahn bis zur dritten Station Kerschbaum um 244 Klafter. Von 1832 bis 1834 führte dann dieselbe Actiengesellschaft die Bahn von Linz bis Gmunden, mit einem Kostenaufwand von 650,000 fl. Conv. M. Auch wurde eine $\frac{1}{3}$ Meile lange Seitenbahn nach Zizelau vollendet. Diese Strecke der Bahn ist 36,530 W. Klafter, oder 9$\frac{1}{3}$ deutsche Meilen lang. Sie hat drei Stationen und man legt den Weg in 7—8 Stunden zurück. — Der Bau ist gleich der Budweiser Bahn. Diese Strecke wird besonders von den zahlreichen Reisenden nach dem Salzkammergute benutzt, und die Frequenz ist äusserst lebhaft. In Linz, als dem Mittelpunkte der Bahn, sind die grössten Bahnhöfe, Bureaux der Gesellschaft u. s. w. und auch dieses Etablissement hat auf die Stadt den wohlthätigsten Einfluss. —

Die Stadt wird in vier Viertel getheilt. Die Vorstädte hängen unmittelbar mit ihr zusammen. Die Landstrasse ist die schönste Strasse, breit, gerade, voll stattlicher Gebäude, dem Palaste des Erzherzogs Maximilian, der Post, dem Gasthofe zur Kanone (zum Stuck im österreichischen Dialekt) u. s. w. Hier befindet sich auch der heitere Volksgarten, eine sehr reizende Anlage nach dem Vorbilde des Wienervolksgartens an der Burg. Der Hauptplatz in der Stadt ist einer der schönsten und grössten Plätze in den österreichischen Provinzialstädten. Er bildet ein längliches Viereck von 125 Klaftern Länge. Gegen Norden senkt er sich indessen stark ab. In der Mitte des Platzes erhebt sich die Dreifaltigkeitssäule, 1723 von Kaiser Karl VI. zum Gedächtniss der 1713 wüthenden Pest errichtet. Zu beiden Seiten plätschern Fon-

tainen mit den Statuen Neptuns und Jupiters. Auch die Hauptwache befindet sich auf diesem Platze; die sogenannte Promenade vor dem Landhause ist der heiterste Platz in Linz, mit Platanen besetzt, eine angenehme Wandelbahn bietend. Das Landhaus selbst ist eines der schönsten Gebäude. Die Landhauscapelle hat ein gutes Altarblatt von Altomonto und Gemälde von dem Kremser Schmidt. An der Promenade steht auch das artige Theater mit dem Redoutensaale. — Unter den kirchlichen Gebäuden verdient die alte stattliche Stadtpfarrkirche von 1286 Aufmerksamkeit. Der Dom, 1670 erbaut, mit einer herrlichen Orgel von Chrismann, die Capucinerkirche mit dem Grabmale des grossen Feldherrn Montecucculi und dem schönsten Altargemälde in Linz von Sandrart; ausserdem fehlt es der Stadt nicht an schönen Palästen und Privathäusern. Die Lyceal-Bibliothek zählt 25,000 Bände mit unschätzbaren Incunablen. Ausserdem haben auch die Carmeliter, das Alumnat u. s. w. ansehnliche Büchersammlungen. Der k. k. Salzverwalter Josch besitzt eine artige Gemäldegallerie und der k. k. Landrath Ritter von Spaun ein Kabinet altdeutscher Bilder und Sculpturen. Die ehemals berühmte Linzer-Wollenzeug-Manufactur ist gegenwärtig in ihrem Betriebe sehr beschränkt; aber Linz ist noch immer ein lebhafter Fabriks- und Handelsplatz. — In Urfahr, als gleichsam zu Linz gehörig, bemerken wir Festorazzi's schönes Kaffeehaus mit der herrlichen Uebersicht des Stromes. Das gesellige Leben in Linz trägt einen heiteren Charakter. Der Menschenschlag ist schön und biederherzig, und offener Charakter bezeichnet den Linzer Bürger. Die Schönheit der weiblichen Bewohner der Stadt ist sprüchwörtlich geworden. — Die Umgebungen von Linz sind höchst reizend, und die Stadt tritt in dieser Beziehung jeder Provinzstadt der Monarchie an die Seite, und wird nur von wenigen erreicht. Von dem Theatergebäude an zieht sich der Weg aufwärts auf den sogenannten Schlossberg. Man erreicht schnell eine bedeutende Höhe, und bereits im Schlossgarten, einem sehr besuchten öffentlichen Wirthshauslocale, ist die Uebersicht der Stadt und Umgegend herrlich. Mit jedem Schritt höher aufwärts entfaltet sie sich reizender und unbeschränkter, bis zu dem Jägermeyer oder auf dem Freynberg. Der Jägermeyer hält ebenfalls einen öffentlichen Belustigungsort, und die Aussicht von dieser Höhe

gehört zu den herrlichsten in Oesterreich. Der schönste Punkt und auch der höchste ist aber der Freynberg. Er liegt im Westen der Stadt, und trägt den ersten der Thürme des neuen Befestigungssystemes; dieser Thurm ward indessen nur zur Probe erbaut, und liegt ausser dem Rayon. Der Erzherzog liess ihn dann für sich einrichten und eine kleine Kirche im altdeutschen Baustyle anfügen. Ringsum wurde eine herrliche Gartenanlage geschaffen, in welche der Eintritt dem Publikum gestattet war. Der Punkt gewährt die herrlichste Aussicht über Strom und Land. Im Jahre 1837 übergab der Erzherzog Thurm und Kapelle den Jesuiten. — Im Hagerstöckel, einem Gärtchen am Capucinerkloster, erfreut das Auge sich ebenfalls eines reizenden Ueberblickes der Umgegend. Auf dem Schlossberge steht noch das Provincialstrafhaus, eine der besteingerichtetsten Anstalten dieser Gattung. Als das von Kaiser Ferdinand I. erbaute Schloss später in eine Caserne verwandelt worden war, bestand es in dieser Gestalt bis zum Brande 1800. Aus der damaligen Zerstörung entstand das Gebäude dann zu seiner jetzigen Bestimmung. Noch nenne ich unter den Umgebungen von Linz den schönen Auhof, die Zizelau, den Haselgraben mit dem Schlosse Wildberg (dem in unserem Panorama ein eigenes Blatt gewidmet ist) und dem Bade Kirchschlag, dann Margarethen, den Calvarienberg und Stift Wilhering. Alle diese Punkte sind von ausgezeichneter Naturschönheit. Seit dem Bestehen der Eisenbahn ist St. Magdalena einer der besuchtesten Unterhaltungsorte von Linz. Es liegt an einem Vorhügel des 323 Klafter hohen Pfennigberges. Magdalena selbst liegt 214 Klafter hoch, und bietet in dem Wirthshausgärtchen an der Kirche eine bezaubernde Fernsicht über Strom, Land und die Stadt. Die Eisenbahn führt dicht an der Kirche auf dem höchsten Punkt vorüber und hat hier besonders malerische Parthieen. Noch können wir die Schilderung von Linz nicht schliessen, ohne noch des Pöstlingsberges zu erwähnen. Er liegt im Norden des Stroms und ist 283 Klafter hoch. Hier ist die herrlichste aller Aussichten in und um Linz. Der Pöstlingberg ist mit in den Bereich der Fortification gezogen. Er ist also zugleich geeignet eine Uebersicht dieses Systems zu geben, und verdient in jeder Beziehung erstiegen zu werden. Der Weg ist etwas steil, aber die kleine Mühe des Ersteigens

wird reich belohnt; in kaum mehr als einer Stunde ist er erklommen, und ein geöffnetes Paradies labt den Blick. Nur im Norden ist die Aussicht beschränkt; im Westen reicht das Auge weit stromaufwärts bis gegen Aschach, und an den Hausruck, im Osten bis Grein und Amstetten; im Süden erhebt sich hinter Steyer und Kremsmünster die Alpenkette. Nach jeder Richtung ein prächtiger Anblick, voll der pittoreskesten Effecte. Die Kirche auf dem Berge ist auch Wallfahrtskirche. Auf dem Hochaltare steht das Madonnenbild. Die Kirche ist schön und einfach. Die Erinnerung an die Aussicht von dieser Höhe wird gewiss in jedem Besucher lange lebendig bleiben.

Was den Standpunkt betrifft, von welchem unser Bild von Linz aufgenommen ist, so befindet sich derselbe auf dem Höhenzuge, welcher von West über Süd nach Ost ziehend die Stadt umgarnt. Jenseit eines Grabens, der sich hinter der Capucinerkirche (der Pfarrkirche der oberen Vorstadt) hinzieht, erhebt sich in sanften Schwingungen die Hügelreihe, von denen die Aufnahme unseres Bildes statt fand. Als vortretenden Punkt im Westen (zur Linken des Beschauers) gewahrt man das Schlossgebäude; man erblickt im Norden den Strom und die jenseitigen Ufergebirge des Mühlviertels. Zur Rechten des Bildes tritt unter den Gebäuden die doppelthürmige Domkirche besonders vor. — Man hat diesen Standpunkt besonders aus dem Grunde gewählt, weil er einen umfassenderen Ueberblick der freundlichen Stadt gewährt, als jener am Donauufer, von welchem bisher alle Abbildungen von Linz erschienen, und auch die stete Wiederholung, welche dadurch entstand, bei unserem Werke vermieden sein sollte.

XIII.

Schloss Wildberg.

Oesterreich. Mühlviertel.

Nördlich der Provinzialhauptstadt Linz, am linken Ufer der Donau, erheben sich der Pfennigberg, 323 Klafter hoch, und der Pöstlingberg, 283 Klafter hoch. — An den Höhen des erstern liegt malerisch das schöne St. Magdalena, seit Erbauung der Linzer-Budweiser Eisenbahn, welche an demselben vorüberführt, einer der besuchtesten Spaziergänge der frohen Linzer. Eine über alle Beschreibung reizende Uebersicht der Gegend, über den herrlichen Strom bis hinab nach Niederösterreich im Osten, und im Süden bis an die schneebedeckten Alpen des Salzkammergutes erschliesst sich dort dem Blicke. Kehrt derselbe sich westlich, so gewahrt er eine dunkle pittoreske Wald- und Bergschlucht. Dies ist der Haselgraben, eine der schönsten Parthien um Linz. Diese Schlucht, reich an herrlichen Wald- und Felsenscenerien, durchrauscht von dem Haselbache, welcher ganz den Charakter der Waldwässer tragend, über Felsblöcke brausend dahin rollt, zieht sich länger als zwei Stunden fort, und mündet gegen den bekannten Badeort Kirchschlag auf dem höchsten Punkte des Mühlviertels. Unter den zahlreichen malerischen Punkten des Haselgrabens ist Schloss Wildberg gegen die nördliche Ausmündung desselben einer der schönsten. Die Burg liegt eine halbe Stunde von Kirchschlag und 3 Stunden von Linz entfernt. Sie giebt der gleichnamigen Herrschaft des Grafen von Stahrem-

berg die Benennung, welche sich bis an das Gestade der Donau erstreckt, und zu welcher selbst der, gewöhnlich für eine Vorstadt von Linz gehaltene Ort Urfahr mit 2797 Einwohnern gehört. Wildberg erscheint schon im Beginnen des zwölften Jahrhunderts in Urkunden. Es war der Stammsitz eines ritterlichen Hauses, und wurde wahrscheinlich zwischen 1110—1128 erbaut. In den Schenkungsbriefen Kremsmünsters zeigen sich die Herren von Wildberg oftmals als Geber, wie als Zeugen. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts verschwindet ihr Name, und schon 1170 finden wir die Burg in fremdem Besitz. Gottschalk von Hunesberg schenkte sie im erwähnten Jahre dem Stifte Passau, und Bischof Wolfker trat es 1175 an Gundaker von Steyer ab, welcher sich, den alten Traungauern entstammt, seit Erbauung der Veste Stahremberg (im Hausruckviertel bei Haag) Graf von Stahremberg nannte, und somit der Stifter dieser Dynastie ward. Seitdem blieb auch die Familie im Besitze der Burg. Als im Jahre 1394 der römische König, und König von Böhmen Wenzel (der Vierte dieses Namens als König von Böhmen, Sohn Kaiser Carls IV.) durch die böhmischen missvergnügten Landherrn, als er am 8. Mai von seiner Lieblingsburg Ziechlak nach Prag zog, an der Mittagstafel im Minoritenkloster zu Beraun gefangen genommen, und auf das Pragerschloss geführt worden war, erachteten ihn die Verschwornen dort nicht sicher. Bange vor einer Belagerung durch das Heer, welches der Bruder des Königs, Herzog Johann von Görlitz, zu seiner Befreiung sammelte, und vor den Folgen seiner Rache, führten Jacob von Mähren und die Landherrn den König erst nach der Veste Przibianitz, dann nach Krumau, und endlich übergab ihn Heinrich von Rosenberg an die Brüder von Stahremberg, welche ihn in Wildberg gefangen hielten. Herzog Johann, welcher sich indessen Prags bemeistert hatte, wirkte thätig zur Freilassung des Königs. Ein gleiches geschah auf den Versammlungen zu Nürnberg und Frankfurt, und Pfalzgraf Rupert schrieb am 13. Juli 1394 an Städte und Stände, dass er, zum Reichsvikar ernannt, den Böhmen den Krieg ankündigen würde, wenn der König nicht freigegeben werden solle. Diess führte endlich zu einer Ausgleichung. Rosenberg und die beiden Stahremberge Caspar und Gundaker ritten mit ihrem königlichen Gefangenen nach Budweis zu Herzog Jo-

hann, und setzten ihn dort in volle Freiheit, nachdem er brieflich die Versicherung gegeben hatte, dass er ihre That weder an ihnen, noch an ihren Nachkommen rächen wolle. Die Geschichte von der Bademagd Susanna, die den König gerettet haben soll, ist ein Mährchen Hayeks, so wie die Berichte Schulte's, Heinse's, Gielge's u. a. m., welche den König auf der Flucht aus Böhmen im Haselgraben bei Kirchschlag gefangen nehmen lassen, hiermit berichtigt sein mögen.

Ausser diesen hat uns die Chronik keine merkwürdigen Begebenheiten aufbewahrt, welche die Burg Wildberg berührt hätten. Doch ist noch zu erwähnen, dass am 11. Juni 1809 800 Bayern mit 3 Kanonen, durch den Haselgraben herauf zogen, und in dem Verhau bei Wildberg durch 28 österreichische Jäger, welche später noch durch 80 andere vermehrt wurden, einen so lebhaften Widerstand fanden, dass sie endlich den Rückzug antraten.

Die Veste Wildberg ist zum Theil Ruine, zum Theil noch erhalten, und giebt ein höchst malerisches Bild. Sie liegt auf einer ansehnlichen Höhe, theils auf Felsen, und stellt sich noch immer als ein imposantes Gebäude dar. — Es zeigt sich, trotz der vielen Neubauten und Renovirungen, welche es im Laufe der Jahrhunderte erhielt, theilweise noch in sehr alterthümlicher Form, mit vielen Lauben, Arkaden u. s. w. Mächtig erhebt sich der hohe runde Thurm und ein grosses Octogon, wahrscheinlich ein altes Festungswerk, macht sich noch sehr bemerkbar. Das Schloss hatte auch grosse Vorwerke, mehrere Bastionen, und eine hölzerne Brücke, auf deren Mitte ein Wachhaus stand, als einzigen Zugang. Noch stehen die Reste des alten Rittersaales, die Burgkapelle mit verbleichenden Freskengemälden, und in dem mächtigen Thurme an der linken Ecke, dessen ungeheure Mauern 4 Ellen dick sind, sass König Wenzel gefangen. Noch wird ein Gemach, welches er bewohnte, den Fremden unter dem Namen des „Königszimmers“ gewiesen. Hoch und majestätisch thront so die schöne Burg, in welcher sich das Pfleggericht der Herrschaft Wildberg befindet, auf dem freien Bergrücken. Dichter Buchenwald umgiebt den Fuss desselben. Zahlreiches schönes Hochwild erfüllt seine schattigen Räume. — Durch den Haselgraben führt auch eine schöne Strasse von Linz über Leonfelden,

[illegible] Wildberg.

[illegible] nachdem [illegible] brief- [illegible] dass er [illegible] weiter an [illegible] Geschichte [illegible] soll. [illegible] die [illegible] Hei- [illegible] lassen.

[illegible] Be- [illegible] die [illegible] Wildberg [illegible] [illegible] 1680 [illegible] [illegible] und [illegible] Oesterreich [illegible] [illegible] andere [illegible] [illegible] dass sie [illegible] Rückzug

[illegible] Wildberg [illegible] Theil [illegible] noch [illegible] ein [illegible] Bild [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] eigenthümlicher [illegible] viele [illegible] wahrscheinlich [illegible] Das [illegible] und eine [illegible] Mitte [illegible] als ein- [illegible] Noch stehen die [illegible] [illegible] vergleichenden [illegible] und in dem [illegible] Mauern [illegible] wird ein [illegible] Namen [illegible] politisch [illegible] [illegible] der Herr- [illegible] Dichter [illegible] [illegible] von Linz [illegible]



Hohenfurth, Rosenberg und Kruman nach Budweis. Sie ist ziemlich belebt, und zeigt auch sehr viele anziehende malerische Punkte, obschon in dieser Beziehung die Linzer-Budweiser Eisenbahn über St. Magdalena nach Oberndorf in dieser Wegstrecke den Vorzug verdient, da hier die hochgeführte Bahn einen steten, wahrhaft zauberischen Wechsel von Fernsichten bietet, welche zu den herrlichsten des Landes gezählt werden dürfen. Doch hat auch die stille ernste Waldeinsamkeit des wilden Haselgrabens einen eigenthümlichen Reiz, und der Freund solcher Parthien wird hier die reichste Befriedigung seines Geschmackes finden. Ein sehr interessanter Punkt des Haselgrabens ist auch das romantische Tryschingerhäuschen, welches ein äusserst malerisches Bild giebt, Hecken von Weissdorn und Hainbuchen zeigen sich rings an der Strasse, schöne Laubwälder in allen Abstufungen ihres saftigen Grüns erheben sich an der Bergwand der einen Seite, während an der andern steile Wiesen, von zahlreichen schönen Heerden begangen, an den obern Rändern von dunklen Wäldern besäumt, sich erheben, und auf diese Weise bildet sich ein anziehendes landschaftliches Gemälde, in stetem Wechsel reizender Parthien. Einsam und still ist es hier im Haselgraben, nur das Zwitschern der Sänger der Luft, und das Gebrülle der weidenden Heerden unterbricht zuweilen die feierliche Ruhe, welche hier herrscht. Die ganze Gegend ist sehr reich an schönen ausgebreiteten Waldungen. Der Haselgraben, der Bachnerberg, der Schauerwald, bieten ein weites malerisches Revier mit herrlichen Parthien. In dem letztgenannten entspringt zwischen den Wurzeln einer alten Buche das reine, kalte, kräftige Mineralwasser, welches in hölzernen Röhren in das Badhaus nach Kirchschlag geleitet wird. Dort wird es auch zum Gebrauche gewärmt und steht im Rufe grosser Heilkraft. Kirchschlag ist auch deswegen einer der besuchtesten Badeorte dieser Gegend. — Auch eine schöne Erinnerung vaterländischen Kriegsruhmes knüpft sich an Kirchschlag. Wie die Wiener Landwehr in den Tagen des Krieges von 1809 bei Ebersberg ihre Weihe erhielt, jene von Gratz am Schüttkasten bei Raab, so die Kaurzimer Landwehr bei Kirchschlag. Am 22. Juni 1809 rückten die Bayern, 8000 Mann stark, unter Anführung des tapfern damaligen Generallieutenants von Wrede (später Fürst und Feldmarschall und mit hohem Kriegsruhm bedeckt) von

den Ufern der Donau in den Haselgraben vor, die Verhaue der Oesterreicher daselbst zu durchbrechen. Ein Theil der Truppen bestürmte den tapfer vertheidigten Verhau bei Wildberg, die stärkere Macht zog durch Kronabichel, Geidenedt und Rohrbach gegen Kirchschlag, durchbrach unterhalb desselben in stürmischem Angriffe den Verhau, und drängte die Oesterreicher gegen den Ort hinan, dort standen einige Jäger, und das böhmische Kaurzimer Landwehrbataillon, von Hauptmann Kramer kommandirt. Er hatte nur zwei Kanonen, gegen acht der Feinde, und keinen Mann zu Pferd, gegen zwei feindliche Cavallerieregimenter! Die tapfere Schaar stellt sich indessen unerschrocken dem überlegenen Feinde im Freien entgegen. Es droht die Gefahr von der Uebermacht umzingelt zu werden, da zog sich Kramer gegen den Wald zurück, Succurs von Helmonsöd, (¾ Stunden entfernt) und Ergänzung der fast ganz verschossenen Munition erwartend. Eine volle Stunde des blutigsten Kampfes war verstrichen. Die Böhmen standen noch wie Mauern. Der Feind bemerkt indessen bald aus dem stets schwächer werdenden Feuer den Mangel an Munition. Mit desto grösserm Ungestüm wiederholte er die Angriffe. Die Böhmen standen mit eiserner Tapferkeit gleich den kampfgewohntesten Kriegern und machten selbst mit einer den Feind überraschenden Bravour zwei Bajonetangriffe. So wüthete der Kampf fort an der Felsenspitze nächst der Kirche, da stürzte Hauptmann Kramer von einer Kugel in der rechten Brust durchbohrt. (Nach drei Wochen starb er an dieser Wunde in Linz). Dieser Fall des heldenkühnen Führers, und das Vordringen der feindlichen Cavallerie aus dem Schauerwalde unterhalb Helmonsöd, wodurch die Böhmen von der grossen Strasse abgeschnitten waren, entschied den Ausgang des Kampfes. Die Tapfern zerstreuten sich in Wäldern und auf Abwegen des Forstes, der Gefangenschaft zu entgehen. Dort konnte sie der Feind nicht verfolgen, und bald hatten sie sich wieder gesammelt. Das Landwehrbataillon zählte in diesem Kampfe, indem es, trotz des ungünstigen Ausganges, sich mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hatte, 30 Tode und 23 Gefangene. Leider war unter diesen letztern auch der tödtlich verwundete Hauptmann, welcher indessen von den Siegern mit der grössten Achtung behandelt ward, und die sorglichste Pflege fand. Bald darauf kehrten die Bayern wieder nach Linz

zurück. Die Verhaue wurden von den Oesterreichern wieder hergestellt, und verstärkt, auch Brustwehren und Schanzen aufgeworfen; da indessen das Schicksal dieses Krieges auf dem Blutgefilde bei Wagram am 6. Juli sich entschieden hatte, so geschah hier kein ernstlicher Angriff mehr. — Auch der Markt Helmonsöd ist in dieser Gegend der Besichtigung würdig, sei es auch nur seiner höchst interessanten alten Pfarrkirche wegen. Sie steht ganz frei auf dem Platze, und zeigt sehr schöne altdeutsche Bauformen. Das Hochaltarblatt ist ein schönes Werk Altomontes, sehr merkwürdig für den Archäologen ist die daselbst befindliche Familiengruft der Stahremberge. Links vom Hochaltar ist die Todtenkapelle, unter derselben die Gruft. Zwölf grosse Leichensteine von rothem Marmor, meist mit den Bildsäulen der hier beigesetzten Ritter in Lebensgrösse und voller Rüstung zieren die Wände. Die Arbeit an diesen Leichensteinen ist zum Theile sehr ausgezeichnet, und sie datiren sich aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Auch der berühmte Erasmus von Stahremberg fand 1560 hier seine Ruhestätte. Auch bei Helmonsöd, und im Orte selbst ward im Jahre 1809 scharf gekämpft, und die Tage des 28. und 29. Mai des genannten Jahres sahen hier manche rühmliche Episode dieses unvergesslichen Kampfes. —

XIV.

Neuhaus.

Schloss.

Mühlviertel. Oberösterreich.

Der Gebirgsbach, welcher diesem Viertel seinen Namen giebt, die grosse Mühel, entspringt im Plekensteiner-Wald und mündet nächst dem Schlosse Neuhaus in die Donau. Man trifft auf fast allen Karten und allen topographischen Werken dieses Gewässer mit der Schreibart „Michl," allein dies ist gewiss unrichtig. Was den Volksstamm der alten celtischen *Mugilones* betrifft, welche Lazius hieher setzt, und von denen er den Namen des Mühlviertels ableitet, so lassen wir solches dahin gestellt sein. Lazius ist in solchen Fällen nicht der sicherste Gewährsmann. Soviel ist indessen gewiss, dass das Mühlviertel seinen Namen von dem Flusse hat, und dass also beide gleich geschrieben werden müssen. Ueberdiess lässt die alte celtische Bezeichnung (*Mühel*, weiss, schäumend), welche so treffend den Gebirgsbach bezeichnet, keinen Zweifel über die Schreibart zu, und der Ausdruck Michl statt Mühel ist gewiss nur aus der Sprachcorruption im Laufe der Jahrhunderte entstanden. Wenn der Donauschiffer an Ober-Mühel vorüberfuhr, so tritt auf einmal mächtig und hehr das Bild einer imposanten Ruine hoch auf den Bergwänden am linken (nördlichen) Ufer des Stromes vor das Auge. Es ist der mächtige Bau von Neuhaus, einer der interessantesten Burgen an der österreichischen Donau, reich an histo-

rischen Erinnerungen, oft genannt in den kriegerischen Ergebnissen der Vorwelt. — Wer die Veste zuerst aufthürmte, darüber ist uns keine geschichtliche Nachricht zugekommen. Sie gehörte schon im 14. Jahrhundert zu dem ausgedehnten Besitzthum der mächtigen Grafen von Schaumberg, deren Wort fast im ganzen Donauthale von Passau herab als Gebot galt. Bis hinab an des Attersees Ufer reichte ihr Gau, sie waren bis zum Jahre 1548 freie Grafen des römischen Reiches und standen in den Reichsmatrikeln mit 6 Pferden und 26 Reisigen zu Fuss. Ihr Machtwort rief indessen in den Fehden, deren sie häufige, bald mit den Herzogen von Bayern, bald mit jenen von Oesterreich führten, Tausende zu den Waffen, und sie waren lange gefürchtete Gegner, so zwar, dass im Jahr 1340 Albrecht der Lahme, Herzog von Oesterreich und Ludwig von Bayern sich durch einen eigenen Vertrag zu Passau gegenseitig verpflichteten, die Grafen von Schaumberg nie zu Kampfgenossen aufzunehmen und sich ihrer nie gegen einander zu bedienen. Diese gefürchteten Dynasten waren nun auch Gebieter auf der Veste Neuhaus und hatten sie wahrscheinlich auch erbaut. Einige urkundliche Nachrichten setzen ihr Entstehen an das Ende des eilften Jahrhunderts (zwischen 1078—1085) und das sogenannte Weissbacher'sche Manuscript, welches auch Pillwein in seinem Werke über den Mühlkreis benutzte, berichtet, dass Rapotto von Julbach, welcher der erste sich einen Grafen von Schaumberg nannte, die Burg erbaut und von Passau zu Lehen genommen habe. Heinrich von Schaumberg ward von den Chronisten als einer der kühnsten Faustrechtritter genannt (1332—1346). Schwere Zölle waren bei Aschach und Neuhaus errichtet und wurden mit Gewalt erpresst. Die Lage von Neuhaus zeigte sich besonders geeignet, den Strom zu sperren, und jedem Schiffe das Vordringen gegen den Willen der Zwingherren zu nehmen. Von hier aus wurden oft in jener wilden Zeit der Gewalt die Schiffe geplündert und versenkt. Im Jahre 1366 hatten die stolzen Schaumberge abermals den Herzog von Oesterreich beleidigt; diesmal aber ward die Macht derselben gebrochen. Sie verloren ihre Reichsfreiheit, viele Schlösser und Burgen, darunter auch Neuhaus und mussten noch überdies ein Pönale von 12,000 Goldgülden, eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe, bezahlen. So hatte der Kaiser entschieden.

Die Schaumberge athmeten Rache über diesen Ausgang und begannen schon 1379 abermals die Fehde. Herzog Leopold selbst zog vor die Veste Schaumberg, konnte sie aber nicht gewältigen. Mit wechselndem Glück ward die Fehde noch drei Jahre geführt, 1382 endete sie mit einem Vergleiche, in welchem die Schaumberge sich verpflichteten, die Burgen Stauf und Neuhaus, so wie den Markt Efferding als österreichische Lehen zu empfangen und den „Purgstall" zu Neuhaus, der in Schutt gelegt war, nicht wieder zu erbauen. Dieser „Purgstall" war jener Theil der Veste, der, wie an den Felsen gebacken, unten am Donaustrome stand, das eigentliche Raubnest, aus welchem die Ausfälle auf die Schiffer geschahen. Uebrigens erhielten die Schaumberger wieder die verlorne Reichsfreiheit. Als österreichisches Lehen besassen sie nun fortan Neuhaus und setzten hieher ihre Vögte, zum Theile aus des Landes edelsten Geschlechtern, den Gneussen, Upfenthallern, Scharffenbergen, Steinböcken u. s. w. 1484 fiel Herzog Georg von Bayern in Oesterreich ein, eroberte Neuhaus und Ranariedel und behielt diese Herrschaften zwanzig Jahre lang, 1504 mussten sie an Maximilian I. zur Entschädigung für die Kriegskosten wieder abgetreten werden. Als man 1526, nachdem die Ungarn gegen die Türken die Schlacht bei Mohàcz verlóren hatten, einem Einfalle des siegreichen Padischah Suleymann entgegensah, so bestimmten die Landstände in jedem der oberösterreichischen Kreise einige feste Plätze als Zufluchtsorte für Weiber und Kinder. Im Mühlkreise war auch Neuhaus einer dieser Plätze, woraus hervorgeht, wie wichtig damals noch diese Burg war. 1536 ward Neuhaus von Kaiser Ferdinand I. um 3000 Pfund Schillinge an die Sprinzenstein verpfändet und später erhielten sie dieselbe geschenkt. Bei den Wirren zwischen den fürstlichen Brüdern Rudolph und Matthias (1610—1611) ward bei dem Einrücken des sogenannten Passauervolkes, welches Rudolph in's Land rief, bei Neuhaus stark geschanzt, der Donaustrom durch eine Kette gesperrt u. s. w., bewaffnete Schiffe hüteten überdies den Strom und 679 Knechte wurden als Besatzung in die Burg gelegt. Im Bauernkriege erschienen 1626 die Rebellen vor Neuhaus. Der Graf Sprinzenstein, seine Gattin und Kinder erfuhren sehr strenge Behandlung von ihnen, sie wurden scharf be-

wacht, das Schloss geplündert, und die Donau abermals mit Ketten und Seilen gesperrt. Am 20. August errichteten die Empörer hier starke Schanzen. Am 30. August geschah das Treffen bei Leonfelden, wo die Bauern durch das Preuner'sche Regiment eine Niederlage erlitten. Obrist Preuner zog dann, verstärkt durch Oberst Löbel und des Statthalters Herbersdorf Truppen, vor Neuhaus und liess, als die Bauern seiner Aufforderung sich zu ergeben kein Gehör gaben, angreifen. Die Bauern erlagen bald, sie verliessen die Schanzen und übergaben ihr Geschütz und die Ketten und Seile. Die Schanzen wurden sogleich demolirt, die Kette mit einigen gefangenen Rädelsführern nach Linz geschickt, und die gräfliche Familie befreit. Von den Sprinzensteinern kam dann Neuhaus an die Thurn-Valsassina, welche diese Herrschaft noch gegenwärtig besitzen. —

In den Zeiten ihres Glanzes und ihrer Macht, bestand diese schöne Burg, welche selbst jetzt in ihren Trümmern noch ein so imposantes Bild giebt, aus fünf verschiedenen Abtheilungen, mit zwei kolossalen viereckigen Streitthürmen, starken Ringmauern und Wällen u. s. w. Ganz unten an der Donau erhob sich, dicht an den Fels gelehnt, der „alte Purgstall" ein mächtiges, umfangreiches Gebäude, mit grossen Sälen für die reisigen Knechte, welche auf die Vorüberschiffenden lauerten. Eine Brücke mit drei hohen gemauerten Bogen führte dann zu einem Vorwerke und aus diesem wieder eine Zugbrücke in das Hochschloss. In imposanten Massen, schwarzgrau, wie der Fels, auf dem sie ruhen, zeigen sich noch in ernster Gestalt die Trümmer des starken Baues, der Nachwelt Kunde gebend des starken Geschlechtes, welches sie schuf. Auf wahrhaft romantische Weise verbindet sich hier das Bild einer freundlichen Gegenwart, mit der Erinnerung an des Faustrechts zwar kräftige, aber durch Rohheit verdüsterte Tage. Ein prächtiger Neubau, wahrscheinlich von den letzten Sprinzensteinern stammend, schliesst sich im Süden an die melancholischen altergrauen Trümmer der Schaumbergischen Veste. Wenn man von Landshaag her auf Neuhaus zurückblickt, zeigt sich dieser Neubau so imposant, dass er fast mehr einer Stadt, als einem Schlosse gleicht. — Die Ortschaft Neuhaus besteht aus nur sechs Häusern mit 10 Wohnparthieen, aus 122 Personen bestehend. Zur Herrschaft

gehören 135 Unterthanshäuser. Es befindet sich hier ein herrschaftliches Brauhaus, eine Meierei und die Wohnung des Amtmannes. Das Districtcommissariat Neuhaus mit einem Pfleger hat hier seinen Amtssitz. Eingepfarrt ist Neuhaus nach der Kirche zu St. Martin. Durch dieses Dorf, auf einer offenen, freundlichen Anhöhe mit einer herrlichen Uebersicht der Umgegend, führt die lebhafte Commerzialstrasse. — St. Martin zählt 22 Häuser und 171 Bewohner. Die schöne altdeutsche Pfarrkirche zu St. Martin mit ihren Glasmalereien, einem schönen Madonnenbild von Turriani, und einem höchst interessanten Kreuzbilde in der Todtenkapelle von einem leider unbekannten Meister, ist sehenswerth. In dieser Kirche sind die Ruhestätten mehrerer adeliger Familien, der Grunber, Hohensteiner, Sprinzensteiner u. s. w. Der älteste Grabstein, deren mehrere merkwürdige sich hier befinden, ist von 1308. Im Garten des Pfarrhofes steht der schönste ächte Kastanienbaum des Kreises, der noch alle Jahre reichliche Früchte trägt. In der Pfarre St. Martin befinden sich auch die Steinbrüche dieses Distriktcommissariates. In der Umgegend von Neuhaus zeigen sich mehrere sehr pittoreske Punkte; das Thal, aus welchem die Mühel herabbrauset aus den dunklen Forsten, in denen sie entspringt, hat viele höchst anziehende Parthieen, wahre Studien für Wald- und Felsennatur; der Charakter düsterer Wildheit zeigt sich hier im schönsten Wechsel mit dem freundlichen Schimmer milderer Gegenden. Schäumend, sich an den Klippen brechend, umrauscht der tosende Waldbach den Fels, auf welchem die Ruine von Neuhaus thront, und ergiesst sich unfern davon bei der kleinen Ortschaft Unter-Mühel in die Donau. Nach Hochgewittern oder starken Regengüssen schwillt dieser Gebirgsbach öfters zu unglaublicher Höhe an, die Fluthen verlaufen sich zwar gewöhnlich wieder sehr schnell, aber die Verheerungen, welche sie in ihrem kurzen Laufe anrichten, sind oft sehr bedeutend. Indessen hat der Mensch auch hier das ihm so oft dräuend erscheinende Gewässer seinem Willen dienstbar gemacht. Seit langer Zeit wird die Mühel zur Holztrift benutzt und trägt auf ihren rasch dahingleitenden Wogen den Holzreichthum der Wälder, denen sie entstammt, von den Grenzmarken Böhmens hinab an die Gestade der Donau. — Schon 1588 betrieb Passau die Holzschwemmen auf der Mühel zu



Partenstein. 1754 erbaute der industriöse, bei vielen Unternehmungen seiner Zeit genannte, von einem gemeinen Schwarzwälder Fuhrmann zum Freiherrn mit einem Vermögen von Millionen emporgestiegene Baron von Grechtlern (er ruht auf dem Friedhofe bei Hütteldorf nächst Wien neben Denis) hier den grossen Holzrechen an der Mündung der Mühel. Jetzt dient Holzschwemme und Rechen der grossen noch lange nicht genug gekannten Schwarzenberg'schen Holzschwemme, welche aus dem Böhmerwalde hieher triftet. — In der Nähe des Rechens erheben sich auf einem waldigen Felsenberge die trauernden Ruinen des alten Partensteins, an pitoreskem Reiz indessen jenen des nachbarlichen Neuhauses weit nachstehend. Partenstein ist eine Ortschaft von 8 Häusern mit 74 Bewohnern. Die Veste entstand wahrscheinlich im eilften Jahrhundert. Im Jahre 1219 finden wir sie schon urkundlich erwähnt. 1358 gehörte sie dem Erzstift Passau und wir finden schon den „Burggrafen von Partenstein" genannt, welcher dort des Rechtes pflog. 1489 bekam Oswald Hasler die Burg von dem Erzstifte. 1506 kam die Burg an die Herzoge von Oesterreich. Die Auffangung der Scheiter an dem Partensteiner Rechen beschäftigt in den Monaten Mai und Juni gewöhnlich 200—300 arme Taglöhner aus der Umgegend; doch kommen auch selbst von den böhmischen Grenzen welche hieher. Auch bringen hier die fleissigen Bauersleute von Kleinzell und St. Martin ihre Holzarbeiten zum Verkaufe, welche Arbeit sie den Winter hindurch betreiben und einen nicht ganz unbedeutenden Erwerb damit erzielen. Diese Arbeiten bestehen in Thürstöcken, Fensterstöcken, Karren u. s. w. In Unter-Mühel wohnen auch die Holzschwemme-Kassabeamten. Noch müssen wir als eines interessanten Punktes in der Umgebung von Neuhaus der auf einer steilen, sehr schwer zugänglichen Klippe erbauten alten Veste Wolfstein gedenken. Diese Burg, das Stammhaus der alten in den Geschichtstafeln des Vaterlandes oftmals genannten Wolfsteiner, wird schon urkundlich 1282 als Sitz dieser Ritter genannt. Nach dem Aussterben derselben kam die Burg an die Grueber, dann an die Schallenberge. Schon 1747 war sie unbewohnt und ist seit dieser Zeit mächtig verfallen, doch giebt sie immerhin noch einen der malerischen Punkte dieser Gegend. — Die Ruine der Veste Schallenberg am linken Ufer der Mühel

verdient ebenfalls einen Besuch. Sie ist die Wiege des gleichnamigen Geschlechtes, welches dem Staate ausgezeichnete Männer im Dienste des Krieges und des Friedens, sowie in Wissenschaft und Kunst gab. Kaiser Ferdinand II. erhob sie 1636 in den Freiherrn- und Kaiser Leopold I. 1666 in den Grafenstand. — Noch erwähnen wir in dieser, an Denkmalen des ritterlichen Alterthums so reichen Gegend des Schlosses Gneissenau, unfern des sogenannten rauhen Steinbruches, von den Gneissen im 13. Jahrhundert erbaut, und glauben somit keinen interessanten Punkt in der Nähe von Neuhaus unbeachtet gelassen zu haben. —

XV. u. XVI.

Pesth.

Vereinigte Pesther, Piliser und Solther Gespannschaft.
Königreich Ungarn.

Von

Johann Grafen Mailàth.

Pesth, oder wie andere schreiben: Pest, ist die merkwürdigste Stadt von Ungarn und eine der merkwürdigsten in der ganzen österreichischen Monarchie. Einem blühenden Jüngling gleich sprosst sie durch eigne jugendliche Kraft empor und entwickelt sich mit staunenswerther Schnelle. Die jetzige Bevölkerung ist gegen 70,000 Köpfe stark. Wer Pesth nur einige Jahre hindurch nicht sieht, staunt, wiederkehrend, über die Veränderungen, über die Vergrösserungen der Stadt. Die Ursache dieses raschen Zunehmens ist vorzugsweise der Handel, der besonders in der neuesten Zeit grosse Ausdehnung gewonnen hat, immer im Steigen ist und daher einem noch stets kräftigern Emporblühen der Stadt mit Recht entgegen sehen lässt. In neuerer Zeit sind noch zwei Ursachen hinzu gekommen, die auf den erhöhten Flor der Stadt einwirken. Zuerst der lang anhaltende Frieden. Dieser befördert den Wohlstand überhaupt, und veranlasst daher viele Güterbesitzer, die früher auf ihren Gütern gelebt, den ländlichen Aufenthalt mit der Stadt zu vertauschen. Es ist aber natürlich, dass die meisten Güterbesitzer Pesth zu ihrem Aufenthalt wählen, denn es ist die Hauptstadt des Landes, bietet also die meisten Annehmlichkeiten dar. Als Sitz der Universität der Auf-

enthalt der besten Meister und Lehrer, finden Eltern dort die vorzüglichsten Erziehungsmittel für ihre Kinder. Endlich ist Pesth der Sitz des obersten Gerichtshofes (der königlichen Curia). Nun giebt es in Ungarn wenig Familien, die nicht mehr oder weniger in Prozesse verwickelt wären. Der Wunsch also, die eigenen Rechtsangelegenheiten selbst zu überwachen, bestimmt ebenfalls mehrere Adelige, Pesth zum Aufenthaltsort zu wählen. Die Zahl der Rechtsauscultanten (die Ungarn nennen sie Juraten) nimmt durch den Frieden ebenfalls zu, weil dies der Pfad ist, den jeder Ungar betreten muss, der nach Civildiensten strebt, und da der lange Friedensstand keine Aussicht zu schneller Beförderung im Militärstande gewährt. Diese Ursache wirkt auch auf die Zahl der Studirenden an der Pesther Universität, sie wächst mit jedem Jahr. Eine andere Hauptursache der Zunahme von Pesth ist die erleichterte Verbindung mit Wien und dem Ausland, mit Konstantinopel und Asien, durch die Dampfschifffahrt auf der Donau. Vom Josephs-Markt im März bis nach dem Leopolds-Markt im November, gehen und kommen alle Wochen zwei Dampfschiffe von und nach Wien. Nie kommt ein Dampfschiff aus Wien ohne wenigstens 100 Reisende zu bringen. Manchmal bringt es nahe an 400 auf ein Mal. Dieses stete Zu- und Abströmen der Fremden muss von grosser vortheilhafter Wirkung für Pesth sein. Wie Ungarn auf die Schneide hingestellt ist zwischen dem Orient und dem Occident, so ist in Ungarn Pesth der Ort, wo sich Ost und West am häufigsten berühren. Wie vordem Ungarn zwei Jahrhunderte hindurch der Kampfplatz war, auf dem die Barbarei des Ostens mit der christlichen Bildung, das Schwerdt in der Faust, um den Sieg stritt, so ist jetzt Pesth die Pforte, durch welche im friedlichen Weg des Handels, europäische Bildung die Rohheit des Orientes sänftigt.

Wie im menschlichen Körper alles Blut durch das Herz strömt, so strömen durch Pesth Ungarns Geld, Erzeugnisse und Menschen. Es ist das Herz von Ungarn. Drei Unternehmungen sind jetzt im Antrag, die, wenn sie zu Stande kommen, Pesth zu noch ungeahneter Höhe erheben müssen. Diese sind: die Eisenbahn von Wien nach Raab auf dem rechten Donauufer, eine andere Eisenbahn auf dem linken Donauufer von Pesth über Waizen, Neutra, Tirnau, Pressburg nach Wien, endlich statt der

jetzigen Schiffbrücke eine feste Brücke, die in Pest die beiden Theile Ungarns, die jetzt im Winter durch die Donau getrennt sind, zu leichtem ununterbrochenen Verkehr verbindet.

Die Chroniken haben verzeichnet, dass die Ungarn, als sie am Ende des 9. Jahrhunderts das Land eroberten, auf der Insel Csepély unfern von Pesth die ersten festen Häuser gebaut haben. Arpads Hütte auf der Insel Csepély, und Pesth wie es jetzt ist sind die beiden Endpunkte auf der Bahn der Civilisation, welche Ungarn durchschritten hat.

Ueber den Namen Pesth oder Pest wird gestritten. Pesth schreibt man wohl, um den Namen von jenem einer verderblichen Seuche zu unterscheiden. Pest schreiben jetzt mehrere, weil es magyarisch auch so geschrieben wird. —

Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Wahrscheinlich hatten die Römer, welche zu Ofen, *Aquincum*, im stehenden Lager waren, dort wo jetzt Pesth steht, einen Brückenkopf gegen die Jaziger. Meines Wissens geschieht die erste Erwähnung der Stadt unter Geiza dem II. im 12. Jahrhundert. Es war eine Stadt deutscher Ansiedler, und damals schon handeltreibend. Der Domherr, nachherige Erzbischof von Spalatro, Roger, der als Augenzeuge die Verheerung Ungarns durch die Mongolen beschreibt, nennt Pesth die reiche deutsche Stadt. Bei dem Mongolen-Einfall 1241 lagerte sich König Béla der IV. in Pesth. Damals sahen die Mauern von Pesth den Herzog von Oesterreich, Friedrich den Streitbaren, in persönlichem Kampf mit zwei Mongolen; der Eine fiel unter den Streichen des ritterlichen Helden, den Andern nahm sein starker Arm gefangen. Später sah Pesth die Ungarn in wildem Aufruhr gegen die Kumanen, den König derselben Küthen sammt Frau und Kindern in der Stadt ermorden. Auch hierbei hatte Friedrich der Streitbare die Hand im Spiel. Die Mongolen verliessen die Umgegend von Pesth, lockten den König in verstellter Flucht sich nach und schlugen ihn, an der Sajo bei Mohi, in vernichtender Schlacht. Auf's Neue vordringend eroberten sie Pesth und erschlugen daselbst 100,000 Menschen, theils Bewohner der Stadt, theils Flüchtlinge, die sich dahin gerettet. Am Donauufer schichteten sie die Leichen auf. Nach dem Abzug der Mongolen bevölkerte sich die Stadt wieder, vorzugsweise durch Deutsche. König Béla der IV. gab dersel-

ben einen neuen Freiheitsbrief und umschloss sie mit Festungsmauern. —

Im 15. Jahrhundert ertheilte ihr Kaiser Sigmund das Recht, den Reichstag durch zwei Gesandte zu beschicken, und das Privilegium zu zwei Jahrmärkten, zum Tage *beati Petri Martyris* und *beati Petri ad vincula.*

Im Jahre 1458 wurde in Pesth der 13jährige Matthias Corvinus zum König von Ungarn gewählt. Die Feinde des Hauses Hunyadi wollten nicht einwilligen, aber Szilágyi, Oheim des jungen Matthias, hatte die Stadt mit seinem Heer umstellt und Galgen und Rad errichtet. Die Bewohner von Pesth erklärten sich für Matthias, so wurde die Wahl des Königs erzwungen.

Nach der Niederlage von Móhacs, in welcher König Ludwig II. Krone und Leben verlor, besetzte der Padischah Suleymann Ofen und Pesth, letztere Stadt fand er menschenleer. Nach dem Abzug der Türken nahm Johann Zápolya Besitz von Pesth, musste es aber alsbald räumen, als 1527 Kaiser Ferdinand der I. gegen ihn anrückte. Der Kaiser verliess die beiden Städte bald, und nun kam die Stadt wieder in die Gewalt Zápolya's.

Dasselbe war der Fall zwei Jahre darauf 1529, als Suleymann wieder nach Ungarn vorrückte. Der Wechsel des Krieges führte 1540 Ferdinands Feldherrn, Kels, unter die Mauern von Pesth, er eroberte die Stadt. Aber als im nächsten Jahre 1541 Roggendorf Ofen fruchtlos belagerte, fiel nach seinem Rückzug Pesth in die Hände der Türken. Sie nahmen es zur Nachtzeit mit Sturm. Sämmtliche Einwohner hatten die Stadt verlassen, nur wenig ungrische Reiter bildeten die Besatzung. Im nächsten Jahr 1542 brachte Kaiser Ferdinand ein grosses Heer auf die Beine; es zählte 80,000 Mann deutsche Reichstruppen und Ferdinand's eigene, deutsche Unterthanen, Italiener und Ungarn. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg, dem Geschäft durchaus nicht gewachsen, war ihr Befehlshaber. Es waren ihm noch 8 deutsche Räthe beigegeben. Das Heer rückte vor Pesth, belagerte es 7 Tage, die Italiener und Ungarn zeichneten sich durch fruchtlose Tapferkeit aus. Die Türken widerstanden und Joachim hob die Belagerung auf. Nun blieb Pesth in türkischer Gewalt. 1598 rückte Erzherzog Matthias zur Eroberung von Ofen vor; er nahm zuerst Pesth. Die Belagerung von Ofen misslang, Pest kam

wieder in die Gewalt der Türken. 1602 nahm General Rosswurm Pesth ein und belagerte Ofen. Der Grossvezir Hassan, der sich kurz vorher von Pesth nach Siebenbürgen gewendet hatte, kehrte mit seinen kriegerischen Schaaren alsbald um und rückte vor Pesth. Es wurde also zu gleicher Zeit Ofen durch die Christen und Pesth durch die Türken belagert. Die Noth im türkischen Lager war so gross, dass der Kilo Gerste 15, der Kilo Weizen 20 Dukaten hoch im Preise stand. Das türkische Heer musste von Ofen aus mit Lebensmitteln versehen werden, auf diese Weise hätte der Grossvezir den Mundvorrath von Ofen in Kurzem aufgezehrt, und die Stadt sich den Kaiserlichen ergeben müssen. Er hob also die Belagerung von Pesth auf und ging nach Belgrad zurück. Vorgerückte Jahreszeit und häufige Regengüsse zwangen auch die Kaiserlichen, die Belagerung von Ofen aufzugeben.

Nach diesem Feldzuge erhob sich der Grossfürst von Siebenbürgen Stephàn Botskay gegen Kaiser Rudolph. Der deutsche Hauptmann Jagenreiter zog mit der Besatzung von Pesth ab, um jene von Gran zu verstärken. Pesth fiel ohne Schwerdtstreich in Botskay's Hände. Es war im erbärmlichsten Zustand. Kein Haus war ganz, Alles beinahe der Erde gleich, keine Kirche, kein Thurm erhob sich. Ein schmutziger Graben durchschnitt die Stadt und die Einzäunung derselben war Flechtwerk mit Lehm beworfen. Die Bewohner weniges verworfenes Gesindel. Pesth ist ein wahres Pestlager, sagt Bacazius, Bürgermeister von Kaschau, der in Botskay's Gefolge nach Pesth kam, als dieser mit dem Grossvezir Mehmed hier eine Zusammenkunft hatte.

Achtzig Jahre blieb nun Pesth in feindlicher Gewalt. Die zweite misslungene Belagerung Wiens war der Wendepunkt der türkischen Herrschaft in Ungarn. Das folgende Jahr rückte Karl von Lothringen zur Belagerung von Ofen vor. Als er sich näherte, zündeten die Türken Pesth an und räumten es. Als Karl von Lothringen die Belagerung von Ofen aufheben musste, liess er die Verschanzungen von Pesth schleifen, und verliess den nun offenen Ort. Eiligst kamen dann die Türken herüber und richteten die Wälle wieder auf. Es fehlte ihnen aber Muth zur Vertheidigung derselben, denn als Karl von Lothringen zwei Jahre später wieder heranzog zur Belagerung von Ofen, fand er es

von den Türken verlassen. — So war Pesth zum fünften und letzten Mal aus den Händen der Barbaren in jene der Christen übergegangen. Ofen wurde dasselbe Jahr erobert und so die Macht der Türken in Ungarn gebrochen. Die Stadt zeigte sich damals in einem kläglichen Zustande. Die Bevölkerung war beinahe auf Null herabgesunken. Bald aber siedelten sich Raizen und Deutsche dort an. Kaiser Leopold I. erliess 1703 ein Diplom, durch welches er Pesth neuerdings in die Reihe der königlichen Freistädte aufnahm, ihr alle früheren Gerechtsame und Privilegien wieder ertheilte, und ein neues Wappen verlieh. Von jener Zeit an erblicken wir Pesth in stetem Wachsen.

Die unter Kaiser Karl VI. 1723 neu errichtete königliche *Curia* (der ungrische oberste Gerichtshof) nahm 1724 ihren Sitz zu Pesth. Drei Jahre darauf, 1727, wurde das grosse prächtige Invaliden-Gebäude vollendet. 1751 kam die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Gemahl Franz I. nach Ofen und besuchte auch Pesth. Seit 224 Jahren, nämlich seit 1527, war kein ungrischer König aus dem Hause Habsburg in Pesth gewesen. Die Vorstadt Theresienstadt erhielt damals ihren Namen. 1767 wurde statt der fliegenden Brücke, die jetzt noch bestehende Schiffbrücke eingeführt. 1786 kamen die englischen Fräulein nach Pesth. 1774 wurde das deutsche Theater in Pesth eröffnet. Die Felix Bernersche Kindergesellschaft gab das Lustspiel: die indianische Witwe. Einen Beweis des tiefen anhaltenden Friedensstandes giebt der Umstand, dass das Theater in einem Rundell der vormaligen Festungsmauer errichtet wurde. 1784 übersiedelte die königliche Universität von Ofen nach Pesth. 1786 und 87 liess Kaiser Joseph das sogenannte Neugebäude aufführen, einen gigantischen Bau, nach dem im städtischen Archive aufbewahrten Plane zu einem allgemeinen Versorgungshause im grossartigsten Sinne bestimmt, mit 311 Gemächern und 77 Küchen, in dem jetzt ein ganzes Artillerie-Regiment liegt. 1808 begann der Bau des grossen städtischen Theaters. Es wurde 1812 eröffnet. 1814 führte Kaiser Franz den Kaiser von Russland und den König von Preussen vom Kongress aus auf einige Tage nach Ofen und Pesth. 1820 war bei Pesth ein grosses Cavallerie-Lager von 15 Regimentern. Damals beehrte Kaiser Franz und die Kaiserin Carolina Augusta Pesth mit ihrer Gegenwart. 1831 wüthete die



asiatische Cholera in Pesth; sie raffte an 3000 Menschen weg. 1832 wurde der Bau des Theatergebäudes durch die Aufführung der Redouten-Säle vollendet, und das Gebäude für die ungrische Militair-Academie, das Ludoviceum genannt, unter Dach gebracht. Das ungrische Theater wurde 1837 vollendet. 1838 ward Pesth durch eine schreckliche Ueberschwemmung heimgesucht, der furchtbarsten, welcher die Chroniken der Stadt gedenken. 2000 Häuser stürzten ein, 1000 waren stark beschädigt. 151 Leichen wurden aufgefunden und zwei Vorstädte, die Josephs- und die Franzstadt beinahe ganz zerstört. Dieses grässliche Ereigniss bewährte aber die hohe Bedeutung von Pesth neuerdings. Von allen Seiten, auch aus dem Auslande, strömten Unterstützungen zu. Beinahe eine Million Gulden Metallmünze kam in kurzer Zeit für die nothleidenden Bewohner zusammen. Wien, im grössten Verkehr mit Pesth, steuerte zu dieser Summe fast eine halbe Million. Ausserdem wies die österreichische Nationalbank drei Millionen Gulden Metallmünze zu zwei Procent den Städten Pesth, Ofen und Gran zum Wiederaufbau der eingestürzten Häuser an. In Ungarn war wohl kein Mensch, dessen Verhältnisse nicht mittelbar oder unmittelbar von den Folgen dieser Ueberschwemmung berührt worden wären. Ich kann mich nicht enthalten, hier einen Zug mitzutheilen, welcher die unverwüstliche Lebenskraft der Stadt charakterisirt. Trotz des furchtbaren Unglückes, dessen ich so eben gedacht, hatte sich Pesth doch so schnell erholt, dass drei Monate nachher mehrmal an einem und demselben Tage das deutsche Sommertheater, das deutsche Theater in der Stadt, und das ungrische Theater voll waren, und das Ofner Sommertheater Pesther Bewohner in seiner Mitte sah. Es lässt sich hoffen, dass binnen wenigen Jahren die sichtbare Spur der Zerstörungen, welche die Donau veranlasst hatte, verschwunden sein und Pesth sich schöner darstellen wird, als es vor der verheerenden Fluth gewesen.

Es werden einigen der interessantesten Punkte Pesth's eigene Darstellungen in diesem Werke gewidmet sein, weshalb wir uns hier einer nähern Bezeichnung entheben zu können glauben, da die gegenwärtige Schilderung der Stadt im Allgemeinen angehört. Doch können wir dieselbe nicht schliessen, ohne mindestens flüchtig auf die merkwürdigeren Gegenstände aufmerksam zu machen,

welche sie umfasst. So verdient die altdeutsche Pfarrkirche mit dem Denkmale eines der tapfersten ungarischen Heerführer, des Feldzeugmeisters Kray, welches sich im Sanctuarium erhebt, einen Blick. Unter den übrigen kirchlichen Gebänden dürfte nur die Universitätskirche mit ihren schönen Fresken, und die griechisch-wallachische Kirche an der Donau mit ihren reichen Goldverzierungen sehenswerth sein. An vorzüglichen Gebäuden ist Pesth sehr reich. Es wird sehr viel und geschmackvoll, ja luxuriös, selbst bei Privathäusern, gebaut, wobei die nahen vorzüglichen Stein- und Marmorbrüche reiche Hülfsmittel gewähren. Als besonders bemerkenswerth mag hier das prächtige städtische Theater mit den grossartigen glänzenden Redoutensälen, das imposante Handelsstandgebäude, in dem sich das National- und das kaufmännische Casino befinden; ferner das sehenswerthe, vor Kurzem vollendete ungarische Nationaltheater, das herrliche Ludoviceum, gewiss das imposanteste Gebäude dieser Gattung, genannt werden. Aber das eben unter der Vorsorge Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Palatin im Bau begriffene National-Museum dürfte an Umfang, Pracht und architectonischem Geschmack alles bisher Bestehende weit überragen. Der neue Marktplatz ist einer der grössten Plätze in Europa, 100 Klafter lang, 93 breit. Vor 50 Jahren war hier noch Flugsand und Sumpf. Das Universitätsgebäude, 1786 von Kaiser Joseph erbaut, ist durch seine Grösse bedeutend. Das prachtvolle Invalidenhaus erstand unter Kaiser Karl VI. Es hat 370 Klafter im Umfange und vier grosse Höfe. Der berühmte Martinelli führte den Bau. Das sogenannte Parisergässchen, eine Passage im Geschmack der Pariser, mit Glas gedeckt, und mit niedlichen Kaufläden, ist bisher in der Monarchie einzig. Noch müssen wir der von dem Primas, Cardinal Pazmany, 1635 gestifteten Universität erwähnen. Sie ward von Tyrnau 1777 nach Ofen, 1784 nach Pesth verlegt. Mit ihr vereint ist die Thierarzneischule. Sie besitzt eine Bibliothek von 60,000 Bänden, ein Naturalien- und physikalisches Cabinet, ein anatomisch-pathologisches Museum, und einen botanischen Garten. Das berühmte National-Museum war das erste Etablissement dieser Art im Kaiserstaate. Patriotische Gaben des Grafen Franz Szecheny gründeten es 1802. Die Sammlungen sind durch zahlreiche Merkwürdigkeiten ausgezeichnet. Auch eine ansehnliche

Bibliothek von mehr als 10,000 Bänden, ein Naturalien-Cabinet u. s. w. ist damit verbunden. Alles dieses wird in dem vorerwähnten neuen grossen Gebäude auf das Zweckmässigste aufgestellt werden. — An schönen Promenaden ist Pesth vermöge seiner Lage weniger reich als Ofen, doch ist das Stadtwäldchen eine artige, stark besuchte Anlage.

Die eine Ansicht der Stadt, welche hier mitgetheilt wird, zeigt Pesth vom Ofner Festungsberge längs der Donau. Es ist ein äusserst prachtvoller Anblick, der aber durch die lange Ausdehnung in dieser Ferne und auf dem so beschränkten Raume unseres Bildes schwer wiederzugeben ist. Von der griechischen Kirche bis zum Auslandungsplatze eine Reihe neuer, eleganter Häuser. Das grosse Theatergebäude, das Haus des Handelsstandes treten vor allen hervor. In regsamer Geschäftigkeit wandelt die Menge längs des Quay's und über die Brücke, und an dem Ufer, soweit Pesth reicht, liegt Schiff an Schiff. Majestätisch ist der Anblick, den der Reisende geniesst, wenn das Dampfschiff bei mondhellem Abend zwischen den beiden Städten hinrauscht. Das alterthümliche Ofen mit den amphitheatralisch den Berg hinansteigenden Häuserreihen zur Rechten, links das elegante, beleuchtete Pesth, weit hingegossen an der Donau, die verbindende Brücke vor dem Auge, den gewaltig rauschenden Strom unter sich, und über dem Haupt die hellen Sterne, den ruhig leuchtenden, rastlos wandelnden Mond — man wird des Anblickes nicht satt. —

Die andere Ansicht zeigt den sogenannten Ausladungsplatz, wo auf der linken Seite die von Pressburg und Wien kommenden grössern Schiffe ausgeladen werden. Vor und auf der ganzen Ausdehnung herrscht besonders während des Jahrmarktes das regste Leben, welches unsere Künstler auf dieser Ansicht so sprechend wieder gegeben haben. Die längs des ganzen Ufers liegenden kleinen Schiffe bringen grösstentheils Töpferwaaren, die auf dem Platze vor uns einzeln verkauft, grösstentheils aber in ganzen Ladungen sammt den Schiffen in die untern Gegenden bis nach Serbien abgesetzt werden. Rechts zeigt sich die herrliche Häuserreihe, unter denen das ehemals Dèron - nunmehr Nakósche Haus durch Grösse und geschmackvolle Architektur den ersten Rang einnimmt.

XVII.

Weideneck.

Niederösterreich. Viertel ob dem Mannhartsberg und ob dem Wienerwald.

Wir führen den Leser in der gegenwärtigen Schilderung an eine in vielfacher Hinsicht der höchsten Aufmerksamkeit würdige Gegend. Am linken (nördlichen) Ufer der Donau liegt auf einem, von der Stromseite unersteiglichen Felsen die uralte doppelthürmige Veste Weideneck, zu ihren Füssen der kleine gleichnamige Markt. — Etwas weiter abwärts am Ufer erblickt man das Schlösschen Lubereck, den freundlichen, anspruchslosen Landsitz, in welchem Kaiser Franz I. so oft und gerne weilte. Gegenüber am südlichen (rechten) Donaustrande erhebt sich auf einem mächtigen Granitfels Oesterreichs und Deutschlands prächtigste Benediktinerabtei, das reiche Mölk. Der Donaustrom wälzt in imposanter Breite seine Wogen durch die Grenzen dieses reichen, landschaftlichen Gemäldes. — Weideneck ist eine der ältesten Burgvesten des Landes. Als im achten Jahrhundert die Raubzüge der furchtbaren Avaren rings das Land verheerten, fasste Karl der Grosse den Entschluss, durch die Macht seiner Waffen diesem Gräuel ein Ende zu machen. Er sammelte seine Heeresmacht an der Enns und rückte auf beiden Ufern der Donau gegen die Avaren vor. Sie wurden geschlagen, ihre Ringe (feste Sitze) gesprengt und die Fliehenden bis weit nach Ungarn hinab verfolgt. Noch mehrmals versuchten die tapfern Barbaren Widerstand zu leisten; nach einigen Jahren erneuerte sich der



Kampf, bis sie endlich, stets besiegt, im Jahr 799 sich dauernd zum Frieden verstanden und die Herrschaft der Franken anerkannten. Karl schied nun Oesterreich von Pannonien, und errichtete daselbst die sogenannte östliche Mark (*Marcha orientalis*) von eigenen Grenzgrafen bewacht, welche die Aufsicht über die ferneren Bewegungen der Barbaren erhielten. Damals erstanden auf Befehl des grossen Kaisers ringsum in dem befreiten Lande die in Schutt gelegten Kirchen wieder, und viele von den Rittern und Edlen, die dem Heereszuge folgten, erbauten sich feste Burgen auf dem eroberten Gefild, in welchem nun Cultur und Gedeihen wieder aufzublühen begann. — Höchst wahrscheinlich entstand auch die Veste Weideneck zu derselben Zeit, doch erscheint sie urkundlich erst im dreizehnten Jahrhundert, wo aber von ihr, als einer sehr alten Burg, gesprochen wird. Die Sage lässt dieses interessante Schloss durch den Helden des Nibelungenliedes, den ritterlichen Rüdiger von Pechlarn, entstanden sein, und es spricht Vieles für den Grund jener Sage. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren die Kuenringer Eigner dieser festen Burg. Leutold von Kuenring, Schenk von Oesterreich, war Haupt des Bundes der Landherren, welche sich auf der Versammlung zu Triebensee 1290 gegen Albrecht I. verschworen. Die Verschwörung ward entdeckt, Kuenring ward flüchtig und eilte nach Böhmen, dessen König Wenzel III. auf Antrieb des Gegenkaisers Adolph von Nassau den Verschwornen Unterstützung verheissen hatte. Allein der König zog sich jetzt zurück, und Kuenring kehrte, um sein gänzliches Verderben abzuwenden, wieder nach Oesterreich heim und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Seine Schlösser Aggstein, Dürrenstein, Mollenburg, Pöggstall, Streitwiesen, Weideneck, Meissau u. a. m. waren durch Alberts Kriegsleute erobert. 1296 nahm aber der Kaiser den Reuigen wieder in Gnaden auf, und er erhielt den grössten Theil seiner Besitzungen wieder. Weideneck war im Sturm zerstört worden und lag in Trümmern. Kuenring verkaufte es und nun ward es landesfürstliches Kammergut, ward wieder erbaut und der Tochter Albrechts, Agnese, Wittwe des Königs Andreas III. von Ungarn, als Wittwensitz zugewiesen. Damals müssen auch beträchtliche Besitzungen zur Burg gehört haben, denn wir finden Weideneck als eine Grafschaft erwähnt. Auf der Veste sassen lan-

desfürstliche Pfleger. Im Jahre 1362 ward der Bürger von Emmersdorf, Otto Grinsinger, welcher im Stifte Mölk den Kreuzpartikel und mehre Kostbarkeiten geraubt hatte, zu Weideneck in das Verliess geworfen und später verbrannt. 1392 war Hans von Lichtenstein, der gewaltige Hofmeister genannt, durch seine wechselnde Schicksale bekannt, Besitzer Weidenecks. Dann ward es wieder landesfürstlich. Unter Friedrich IV. ward Weideneck nebst vielen andern Schlössern durch Ladislaus von Ungarn erobert, fiel aber nach seinem Tode wieder an den Kaiser. 1416 besass der bekannte Wiener Bürgermeister Ulrich Holzer Weideneck. Von ihm zog der Kaiser es wieder an sich. In den Bürgerkriegen zwischen 1459 — 1463 ward Weideneck auch belagert und eingenommen. 1468 fiel es den Waffen des grossen Ungarnkönigs Matthias Corvinus, und kam erst nach seinem Tode 1491 wieder an den Kaiser. 1513 verkaufte Kaiser Max I. Weideneck an seinen Geheimen Rath Georg von Säuseneck, welcher 1518 auch zum Freiherrn von Weideneck ernannt ward. Nun erschienen stets wechselnde Besitzer, bis im Jahre 1796 auch Weideneck zu den K. K. Familienherrschaften gezogen ward. Gegenwärtig gehört zu dieser Herrschaft der Markt Weideneck, am Fusse des Burgfelsens, die Ueberfahrt bei Ufer, die Oerter Münzesberg und Berndorf und die berühmte Ruine Zelking. Die Herrschaft wird von der Verwalterschaft Leiben dirigirt. Der Markt Weideneck zählt 19 Häuser mit 107 Einwohnern. Es befindet sich daselbst ein Schiffmeister, welcher einen ausgebreiteten Handel mit Bauholz treibt, das er bis nach Pressburg führt. Bei dem ehemaligen Holzrechen mündet hier der Weidenbach in die Donau. Der imposante Felsenkegel, auf welchem die Veste steht, zeigt an der Donauseite nur schroffe, durchaus unersteigliche Abstürze. Der Zugang ist von der Rückseite (im Norden). Man umgeht den Fels, lenkt in ein interessantes kleines Thal ein, welches der Weidenbach durchrauscht, der hier einen Teich bildet, und gewahrt dann bald den Fusspfad, welcher aufwärts zu der Ruine führt. Der Bau zeugt auch in seinem jetzigen Verfall noch von der Kühnheit derer, die ihn schufen. Die Veste bestand aus einem grossen, befestigten Hauptgebäude und dem auf dem höchsten Felsrücken noch über selben vorspringenden Hochschlosse, aus welchem noch der gewaltige Wartthurm emporragt,

in seiner unzerstörten Festigkeit wohl noch manchem Jahrhundert trotzend. Die Ersteigung ist jetzt schon wegen der rasch vorschreitenden Zerstörung mit Gefahr verbunden. Die Leiter, auf welcher man das Thurmpförtchen erstieg, ist daher ganz weggenommen worden. Das Innere des Unterbaues gewährt einen sonderbaren Anblick. Unter dem Chaos von Trümmern haben sich noch mehrere Gemächer und Gewölbe erhalten. Diese werden von armen Leuten bewohnt, welche sich dort ansiedelten und unter den Ruinen ihr Gemüse bauen. Alle ebenen Plätzchen sind zu Gemüsebeeten und Erdäpfelfeldern benutzt, und die Ziegen, welche die armen Leute besitzen, klettern auf den Mauertrümmern auf und ab. 1672 war die Burg noch ganz bewohnt. In Fischers Topographie ist es noch mit ganzer Bedachung, vollständigem Gemäuer, den beiden unversehrten Thürmen und den Söllern abgebildet. Einer dieser letztern, gegen die Donauseite, stürzte erst 1832 mit einem Theile der Mauer herab. Ueberhaupt ist die Donauseite am meisten verfallen, und wird alljährlich untersucht, da dicht unter dem Fels eine Reihe Häuser steht, welche fortwährend durch etwaige Abstürze bedroht werden. Es ist zu bedauern, dass man nicht an eine gänzliche Restauration dieser Burg denkt, welche durch ihre Lage und durch ihren Bau interessant, zu den schönsten Ruinen des Landes gehört. — Die Fernsicht von der Burg aus ist reich und lohnend. Eine sehr gut angelegte und erhaltene Fahrstrasse führt hinter dem Schlossberge durch das romantische Weidenthal zwischen herrlichen Wald- und Feldparthien nach dem eine halbe Stunde entfernten Leiben.

Ganz nahe an Weideneck liegt das einfache kleine Schlösschen Lubereck. Schultes in seinen Donaufahrten 2. Bd. sagt, dass er von dem alten Lubereck keine Sage aufbewahrt gefunden habe; diess ist sehr begreiflich, da es kein altes Lubereck gab. Vor mehr denn 100 Jahren kamen die Herrschaften Leiben und Weideneck an Johann Carl Weber Edlen von Führenberg. Dessen Sohn errichtete vor etwa 60 Jahren an dem Weidenbach eine Holzschwemme, deren Rechen in Weideneck noch sichtbar ist. Die sogenannte Heinerau (auf der jetzt Lubereck steht) war ein sehr geeigneter Ort zur Aufstellung, Einschiffung und Verführung der geschwemmten Hölzer. Führenberg benutzte sie dazu, und um die Arbeiter stets im Auge zu haben, erbaute er sich

dort ein hölzernes Landhaus, welches er Lubereck nannte. Die eigentliche Heinerau wurde sammt der Wirthshütte, welche Führenberg zum Bedarf der Schwemmarbeiter darauf hatte bauen lassen, von dem ungeheuren Hochwasser des Jahres 1787 weggerissen. Auch das Schlösschen ward stark beschädigt, blieb aber doch stehen. 1795 erkaufte Peter Freiherr von Braun die Führenbergischen Herrschaften und bot sie sogleich dem Kaiser Franz I. an, mit der Vorstellung, dass, da von diesen Herrschaften jährlich 30,000 Klafter, und von dem K. K. Waldamte 40,000 Klafter Brennholz nach Wien geschafft würden, bei dem Umstande, dass dadurch fast der halbe Bedarf der Residenz gedeckt sei, durch mässige Verkaufspreise dem Holzwucher am besten gesteuert werden könnte. Der Kaiser nahm den Antrag an, erkaufte die Herrschaften, und bestimmte Lubereck zum Inspectorat der K. K. Familiengüter, da das Erträgniss der Waldungen die Haupteinkünfte dieser Herrschaften bildeten, und zu Lubereck die Niederlage der Schwemmhölzer schon bestand. — Zur Unterkunft des Inspectorats und Holzschwemm-Amtes ward um 1796 das vormals Führenbergische Bauholzmagazin verwendet, zu ebener Erde eine Wohnung mit sieben Zimmern eingerichtet, und ein Stockwerk mit zehn Zimmern angebaut. Auch das Schlösschen erhielt damals seine Umgestaltung in die jetzige freundliche Form. — 1797 wurden die Holzwände, welche seit der Ueberschwemmung von 1787 schon schadhaft waren, abgetragen, neue aufgeführt, sechszehn Zimmer eingerichtet, die Tischlerwerkstelle zu ebener Erde in eine Hauskapelle umgestaltet (das sehr schöne Altarblatt, den heiligen Georg vorstellend, ist eines der schönsten Gemälde des Kremser Schmidt), an beiden Seiten der Kapelle Gemächer und Küchen für die Wohnungen des Beneficianten und des Kirchendieners hergestellt, dem Saale im oberen Stockwerk ein Balkon zu freier Aussicht auf Strom und Land vorgebaut, und überhaupt alles in den jetzigen Stand gesetzt. Auch wurden die beiden Kanäle, die unter der Erde geführt waren, um die von dem Hügel strömenden Schneewässer und Regenfluthen in die Donau zu leiten, mit Steinen gewölbt, und zur Brechung der Eisschollen bei den Eisgängen an der Donau zwei Thürme gestellt, welche zugleich als Aufbewahrungsort des Bau- und Schwemmgeräthes dienten. Ueberdiess erstand ein Gebäude zur Wohnung der



[illegible]

[illegible] und [illegible] die Nieder- [illegible] schon besteht. — Zur Unterkunft des [illegible] wurde um 1790 das vor- [illegible] Brennholzmagazin verwendet, zu ebener Erde [illegible] Zimmern eingerichtet, und ein Stock- [illegible] Auch das [illegible] erhielt [illegible] die jetzige freundliche Form. — [illegible] welche seit der Ueberschwemmung [illegible] abgetragen, neue aufgeführt, [illegible] die Tischlerwerkstelle zu ebener [illegible] Hand [illegible] (das sehr schöne Altarblatt, [illegible] ist eines der schönsten Gemälde [illegible] an beiden Seiten der Kapelle [illegible] die Wohnungen des [illegible] und des Kir- [illegible] dem Saale im oberen Stockwerk ein Bal- [illegible] Aussicht auf Strom und Land vorgebaut, und über- [illegible] jetzigen [illegible] Auch wurden die bei- [illegible] unter der Erde geführt waren, um die von dem Hügel [illegible] von Regenfluthen in die Donau [illegible] Steinen gefüllt, und zur [illegible] zwei Thürme gestellt, wel- che zugleich als Aufbewahrungsort der Bau- und Schwemmgerä- the dienen. [illegible] enthält ein Gebäude zur Wohnung der



Arbeiter, ein Schüttkasten zu 1000 Metzen Körner im untern und 500 Metzen im obern Raum, ein Strohboden, eine Remise für 4 Wagen, eine Schmiede und ein Wirthshaus. Der schmale Uferweg von Weideneck nach Lubereck, vor 50 Jahren kaum fahrbar, ward jetzt 2 Klafter erhöht, 253 Klafter lang und 8 Klafter breit in seiner ganzen Ausdehnung fest und eben angelegt und mit Alleen bepflanzt. Im Jahre 1803 verweilte Kaiser Franz zum erstenmale in diesem neuen Etablissement; es gefiel ihm so wohl, dass er alljährlich wiederkehrte, und durch zehn Jahre mehre Herbstwochen in diesem einfachen Landhause verlebte. Die Schwemme bei Weideneck wird seit 24 Jahren nicht mehr betrieben, weil die Wälder unter Führenberg etwas zu sehr angegriffen wurden, so dass man den Nachwachs abwartet. Das grosse jetzige Schwemmwerk der Herrschaften ist an der Isper schon 1723 durch den Grafen Hoyos errichtet, nach einer fast allgemeinen Zerstörung durch einen Wolkenbruch 1797 ganz neu wieder hergestellt, und seit 1802 im Gange. Im Jahre 1805 besetzte das Mortier'sche Corps und zwar die Division Graindorge Lubereck, der General hielt treffliche Mannszucht und ehrte den erlauchten Besitzer durch diese Schonung. Es ward damals nichts in dieser einfachen Villa angetastet. Im Jahre 1809 hingegen wurde auch Lubereck ausgeplündert.

Das benachbarte Emmersdorf ist ebenfalls des Besuches werth. Emmersdorf wird in den Geschichtstafeln des Vaterlandes oft und vielmals genannt. Wir finden es in Urkunden bereits im zwölften Jahrhundert erwähnt. Schon im dreizehnten Jahrhundert befand sich daselbst eine einträgliche Donau-Mauth. Im Jahre 1336 ward die Kirche in Emmersdorf zur Pfarrkirche erhoben. Im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts war die Burg von Emmersdorf eines der gefürchtetsten Raubnester. Das Geräune, jene geheimnissvolle Rechtspflege des Mittelalters, über welche wir bei Darstellung von Leiben sprechen, zerstörte auch Emmersdorf im Jahre 1402. Die Raubritter sowohl als ihre Knechte fanden den Tod der Schande; dann kam die Reihe an die Erstürmung der benachbarten Raubburg Leiben. Emmersdorf ward indessen bald wieder erbaut, denn schon 1463 hielt es eine Belagerung aus. Der Ritter von Lambeck, Schlosshauptmann von Weideneck, war mit seinen Völkern vor Emmersdorf gezo-

gen, welches sich in dem Bürgerkriege wegen Friedrich IV. und Albrecht für den letztern erklärt hatte. Später glückte es dem Freiherrn von Seisseneck die widerspänstige Besatzung dieser Veste zum Gehorsam zu bringen. Im Jahre 1475 treffen wir zum Letztenmale urkundlich den Namen der Herren von Emmersdorf. Nun wechselten die Besitzer der Veste sehr oft. Am längsten war es Eigen der Grafen von Hoyos (von 1586 bis 1800), von denen es der Kaiser Franz I. erkaufte. 1812 kam die Herrschaft Emmersdorf unter die Verwalterschaft Leiben. 1832 begründete der Kaiser daselbst zur Beförderung der Tugend und Sittlichkeit unter dem Landvolke eine Heirathsausstattung für tugendhafte Mädchen, mit einem Stiftungscapitale von 1000 fl. C. M., dessen abfallende Zinsen alle zwei Jahre zu einer Ausstattung von 100 fl. verwendet werden sollten. Der Markt Emmersdorf ist einer der kleineren des Landes. Er zählt 43 Häuser mit 249 Einwohnern. Er liegt zum Theil auf einer Anhöhe und stellt sich malerisch dar. Es ward hier einst starke Essigsiederei betrieben. Jetzt hat dieser Erwerbszweig bedeutend abgenommen, und es befindet sich nur noch ein einziger Essigsieder hier; das hiesige Brauhaus setzt alljährlich gegen tausend Eimer Bier ab. Ausserdem ist in Emmersdorf noch eine Pottaschesiederei und eine Lohstampfe, welche Fichtenrinde stampft und nach Wien verkauft. Die alte Pfarrkirche ist ein sehenswerthes Gebäude; sie hat mehrere alte Grabsteine, und der Bau selbst verbürgt ihr hohes Alter. Höchst anziehend gestaltet sich die Gegend stromabwärts von hier. Die Wachau ist ohne Zweifel eines der pittoreskesten Thäler. Majestätisch wallt der Strom dahin zwischen den unendlich grotesken Felsen; der Eingang in dieses Thal, zwischen Emmersdorf und Schönbüchel, gewährt einen wahrhaft magischen Anblick. Die mächtigen Steinwände, die prächtigen Ruinen, unter denen das Cyklopenschloss Aggstein, diese einst unüberwindliche Veste der Kuenringer, vielleicht die interessanteste aller Ruinen in Oesterreich, deren Abbildung und Beschreibung in unserm Panorama baldigst folgen wird, besonders imposant vortritt, die an den steilsten Abhängen, mit einem Fleisse, wie ihn nur der Landmann in solcher Gegend kennt, angelegten Obst- und Weingärten, die schönen, malerisch zerstreuten Dörfchen, der Rückblick auf das schimmernde Melk, das freundliche Lubereck und die

ernsten Ruinen von Weideneck, im Süden die Alpenzüge Nieder- und Ober-Oesterreichs, an den Grenzmarken von Steyer, alles diess vereint sich zu einem herrlichen Gemälde, welches sich in einer fortgesetzten Suite immer im reizendsten Wechsel entwickelt, bis zu der jenseitigen Mündung der Wachau gegen Krems und Stein. Nach jüngeren Bestimmungen beschränkte man sie von Emmersdorf bis Stein, auch wohl gar nur von Emmersdorf bis Aggsbach. Für jeden Fall ist es einer der merkwürdigsten Theile von Nieder-Oesterreich. Von Emmersdorf aus ist auch sehr leicht die Ersteigung des hohen Jauerling, 505 Klafter über dem Mittelmeere, zu bewerkstelligen. Dieser mächtige Berg ist der höchste in dem Granitzuge am linken (nördlichen) Donauufer, die Vorberge dieses Riesen, dessen Gipfel eine der überraschendsten Fernsichten in ganz Oesterreich bietet, senken sich bis gegen Emmersdorf hinab. Der Weg von Emmersdorf bis Maria Laach wird durch die seltene Schönheit der Gegend auf das genussreichste verkürzt. Maria Laach hat keine Merkwürdigkeit als seine alte Kirche, diese selbst aber ist allein eine Wanderung dahin werth. In derselben befindet sich einer der grössten Kunstschätze des Mittelalters, einer der herrlichsten altdeutschen Flügelaltäre, an Kunstwerth, Grösse und Schönheit nur dem berühmten Flügelaltare in St. Wolfgang vergleichbar. Es gebührt dem Topographen Schmidl das Verdienst, auf dieses interessante Kunstwerk in seinem Werke: Wiens Umgebungen, zwanzig Stunden im Umkreise, zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Dieser herrliche Altar ist an 37 Fuss hoch. Auf dem Sockel von ungefähr zwei Fuss Höhe ruht der Mitteltheil des Altars mit der Hauptvorstellung, der Muttergottes mit dem Kinde von Engeln umgeben, unter einem reichen Baldachin, meisterhaft geschnitzt. Ueber dem Mittelstück steigen dann noch die zierlichen Pyramiden 9 Fuss hoch empor. Die beiden Flügel des Altars stellen, in zwei Felder getheilt, in dem obern die heilige Elisabeth und den englischen Gruss, in dem untern die Krippe und die Anbetung der Könige dar. Schliesst man die Flügel, so zeigen sich 8 Bilder aus der Passionsgeschichte, der Oelberg, der Judaskuss, die Geisslung, *Ecce Homo*, die Dornenkrönung, die Kreuzigung und Auferstehung. Auf der äussersten Seite der Flügel sind noch Darstellungen aus dem Leben Maria's, nämlich

die Opferung im Tempel, die Beschneidung, der Tod Maria's und ihre Krönung im Reiche des Lichtes. Auf dem Sockel des Altars sind an den beiden Enden Maria Magdalena und St. Ursula gemalt. In dieser unteren Abtheilung war der Tabernakel befindlich und dieser war ebenfalls mit Flügeln zum Schliessen eingerichtet. Diese Flügel waren bei einer früheren Renovirung des Altars weggenommen und als unnütz verschleppt worden. Der jetzige thätige Herr Caplan Mugerauer, der den Kunstwerth dieses herrlichen Altars zu würdigen weiss, fand sie glücklicher Weise wieder auf. Sie sind ebenfalls bemalt, und zeigen die heilige Katharina, Barbara, Apollonia und Margaretha. Der Name des Künstlers, der dieses schöne Werk schuf, ist leider nicht erhalten. In der Kirche steht auch ein Gnadenbild der Madonna, zu welchem häufige Wallfahrten geschehen. Es ist ein gutes Gemälde altdeutscher Schule auf Holz gemalt. Das Grabmal Ritter Hans von Kuefsteins ist ebenfalls ein sehr ausgezeichnetes Kunstwerk. Ein Postament von 7 Fuss 8 Zoll Länge, 3 Fuss 10 Zoll Breite, trägt die Tumba, auf welcher der Ritter kniet. Das schöne Monument ist vom Jahre 1607, wie die Inschrift besagt. Auch von diesem Werke ist leider der Künstler nicht bekannt, es gehört aber zu den trefflichsten Arbeiten dieser Art. Auch finden sich noch mehrere andere interessante Grabsteine in dieser Kirche, an welcher die Erbgruft der Kuefsteiner war.

Von Laach bis auf den Gipfel des Jauerlings steigt man bequem in zwei Stunden; die Erhebung ist überall mässig, die Beschwerde des Steigens gering, der Lohn reich. Gleich oberhalb Laach beginnt der Wald, durch den man eine Strecke wandelt. Bald hat man ihn durchschnitten und gelangt über sanfte Abhänge an das Schöneck, von dort erhebt man sich zu dem eigentlichen Gipfel, auf welchem die Triangulirungspyramide steht, und der den Namen des Burgstockes führt. Das Panorama, welches sich dort eröffnet, ist bezaubernd. Besonders dürfte die Ansicht der südlichen Alpenkette, vom Schneeberg und Oetscher angefangen, bis hinauf an die Grenzen von Salzburg, von keiner anderen in Oesterreich übertroffen werden.

XVIII.

Wien,

Haupt- und Residenzstadt der Oesterreich'schen Monarchie. Niederösterreich. Viertel unter dem Wienerwalde.

Kolossal, wie die Häusermasse der mächtigen und reichen Metropole an der Donau, deren Bild hier vor uns liegt, ist der Stoff, welchen wir den Lesern in der Schilderung derselben zur Anschauung bringen sollen. Es würde Raum und Zweck unsers Werkes übersteigen, wenn wir diesem Stoffe in seinem Detail folgen wollten. Wir gedenken also keinesweges eine Beschreibung der Kaiserstadt zu geben, (wer solche sucht, findet in bändereichen, werthvollen Werken darüber Aufschluss und Belehrung), wir wollen ein Bild derselben vor dem geistigen Blicke aufrollen, und glauben auf diese Weise der Tendenz des „Panorama," wie dem Raume, welchen dasselbe uns gestattet, zu entsprechen. Seit drei Jahrhunderten die Residenz einer der ersten Grossmächte Europa's, in Folge dieser Stellung der Vereinigungspunkt eines reichen, glanzliebenden Adels, dotirt mit Instituten für Wissenschaft und Kunst, welche an Grossartigkeit und Zweckmässigkeit keinerlei Vergleich zu scheuen haben, belebt von einer thätigen, gewerbsfleissigen, industriösen Bevölkerung von nahe an 400,000 Menschen, in jeder Beziehung das Herz und der Centralpunkt des mächtigen Kaiserstaates, dessen Lebenspulse sich hier vereinigen, zeigt sich das herrliche, in seinen volksthüm-

lichen Beziehungen von so manchem Eulenruf des Auslandes geschmähte, doch immer lebensfreudiger erblühende Wien als einer der interessantesten Punkte des europäischen Festlandes. Reiche, und ehrwürdige historische Erinnerungen umschweben seine Mauern, eine herrliche, an jeglicher Schönheit überreiche Natur zeigt in seiner Umgebung ihren zauberischen Glanz, und in dem Schoosse derselben freut sich ein biederes, gemüthliches, an Geist und Herz rühmlich erprobtes Volk seines Lebens.

Wir wollen nun zuerst die Hauptmomente an uns vorübergehen lassen, welche Wiens Entstehung und Erblühen bezeichnen. Ohne der fabelhaften Annahme früherer Epochen zu gedenken, erscheint uns der Anfang Wiens in der Zeit der römischen Weltherrschaft; damals, als der Donaustrom die Gränzscheide zwischen dem unermesslichen Gebiete der Imperatoren, und den Wüsten und Wäldern der Barbaren bildete, erstanden längs dem ganzen römischen Ufer des Stromes Castelle und Schanzen. So auch Vindobona; zum römischen Municipium erhoben stieg der Ort schnell an Glanz und Wichtigkeit. Hier starb der grosse Marc Aurel, der Philosoph auf dem Throne, hier schlug der verworfene Caracalla eine Zeitlang seinen Wohnsitz auf. Die zehnte Legion hatte in Vindobona ihr Quartier, so wie die favianische Cohorte. Hieher ward zu Theodosius Zeit die Präfectur der Donauflottille von Carnuntum versetzt. Es kam die Zeit des Verfalles der römischen Macht. Die entnervten Römer erlagen dem Schwerdte der immer unwiderstehlicher vordringenden Barbaren, und Attila's verheerende Schaaren zerstörten endlich den letzten Rest des alten Vindobona. Bald indessen erstand wieder ein Wohnsitz der eingedrungenen Barbaren an der Stätte des zertrümmerten Municipiums. So fand ihn der heilige Severin, als er im Jahre 454 seine Zelle in Heiligenstadt erbaute. Er starb 482, und in einem neuen Verheerungszuge der Herulen wurde 488 auch diese Ansiedlung zerstört; nun herrschte Oede ringsum. Wald und Sumpf bedeckte die Gegend, und erst die Heereszüge Karls des Grossen riefen wieder Leben auf die erstorbene Flur. Zu jener Zeit entstand das Fischerkirchlein St. Ruprecht; die Ansiedler mehrten sich, und schon 812 erhob sich eine zweite Capelle, Maria am Gestade, auf den Hügeln, an deren Fuss, am heutigen Salzgries, damals die Donau floss. Bei dem allen blieb

der Ort klein und unbedeutend, selbst als Karl der Grosse noch eine dritte Kirche, zu St. Peter im Jahre 813 errichtete. Die Ungarn besetzten später das Land, und ihre Schaaren trugen Schrecken und Zerstörung bis tief nach Bayern. Endlich erschien der Tag der Vergeltung. Im Jahre 955 am 10. August erlitten die Ungarn eine totale Niederlage am Lech bei Augsburg. Kaiser Otto I. schlug sie auf das Haupt, sie wurden aus der Ostmark vertrieben, und Leopold von Babenberg zum Markgrafen 983 eingesetzt, als Burchard der Reichsvogt von Regensburg, welcher einstweilen diese Stelle bekleidet hatte, gestorben war. Die Markgrafen hauseten auf der von den Magyaren ersiegten Veste Melk; Leopold der Heilige erbaute sein Fürstenschloss auf dem Kahlenberge (1110). In dem nahen Faviana baute er, da, wo jetzt der Esterhazy'sche Pallast in der Wallnerstrasse steht, ein Jagdhaus. Heinrich Jasomirgott muss eigentlich als der neue Begründer Wiens genannt werden. Er erbaute sich daselbst eine Burg (am Platze, der noch jetzt davon der „Hof" heisst). Er erhob St. Stephans prächtiges Münster, er stiftete die Schottenabtey. Zuerst unter ihm erscheint Wien als Stadt, urkundlich (*Civitas nostra Faviana*). Unter den folgenden Herzogen aus dem Babenberg'schen Hause schritt nun die Vergrösserung der Stadt stets vorwärts. Ottokar von Böhmen that ebenfalls viel für sie, aber den Gipfel ihres Glanzes sollte sie unter den Habsburgern erlangen. Schon Kaiser Friedrich Barbarossa hatte die rasch aufgeblühte Stadt, als sie ihm ihre Thore geöffnet hatte, während der kühne Herzog Friedrich der Streitbare, geächtet und verfolgt, hinter den festen Wellen der „allzeit getreuen" Neustadt dem wider ihn erstandenen Sturme trotzte, zur freien Reichsstadt erhoben. Unter den Habsburgischen Fürsten entwikkelte sich stets glänzender Flor dieser Stadt. Kirchen und Palläste erstanden, und schon im Jahre 1365 stiftete Rudolph IV. die Wiener Hochschule. Viele edle Ritter- und Bürgergeschlechter hatten ihren Sitz in der freudigen Stadt, lebhafter Handel und Gewerbsthätigkeit verschaffte den Wienern Reichthum und Glanz. — Es fehlte indessen in den Zeiten des Faustrechts, und der wilden Bewegungen roher Kräfte auch nicht an trüben Tagen in der Geschichte Wiens. Unter Albrecht, Rudolph von Habsburgs Sohn, erhoben die Wiener laute Klagen. Mit Eifer-

sucht sahen die Edlen Oesterreichs die Günstlinge des Herzogs, die aus Schwaben gekommenen Wallseer. Es kam endlich zum Ausbruch, Albrecht zog auf das feste Schloss am Kahlenberg, liess durch sein Kriegsvolk alle Strassen verlegen, und bald zwang die Noth die Aufrührer die Gnade des Herrn anzuflehen. Der Abt von den Schotten vertrat sie vor dem erzürnten Fürsten, der ihre Privilegien zerriss, aber endlich doch die Stadt wieder gnädig bedachte. Abermals loderte dann die wilde Flamme der Zwietracht in den wilden Partheiungen, in welche Wien gespalten war, zur Zeit des unseligen Zwistes zwischen Ernst und Leopold (1408). In fester Treue für den angestammten Herrn bestieg der greise Bürgermeister Konrad Vorlauf das Schaffot; mit ihm sanken die Häupter mehrerer Rathsmänner. Endlich legten sich die blutigen Wirren, und Wien erfreute sich wieder des Friedens, bis zu den Tagen Friedrichs IV. Jene Zeit brachte wieder Blut und Trübsal. Wie sich die Stadt in diesem Zwischenraume (von 1408—1460) erhob, davon haben wir eine gleichzeitige Schilderung aus der Feder des berühmten Papstes Pius II., früher Clemens Sylvius Piccolomini, seine Laufbahn als Dorfpfarrer in den Thälern Tyrols beginnend, lange in Oesterreich weilend, ehe er St. Peters Stuhl bestieg. Die Schilderung Wiens, welche er entwirft, zeigt uns die Stadt von 50,000 Menschen bewohnt, reich, glänzend und herrlich. Unter Friedrichs eben so langer, als unheilvoller Regierung traf Wien schweres Drangsal. Wieder zuckte innere Zerspaltung in der Stadt, Friedrichs Zwiste wegen der Vormundschaft über Ladislaus Posthumus, und die daraus entstandenen Fehden, der Unfug, den die entlassenen und nicht bezahlten Söldner auf dem flachen Lande und in der Umgebung Wiens trieben, erregten Streit und Zwietracht; Friedrich ward endlich von den empörten Wienern in der Hofburg belagert. Der Böhmenkönig Georg Podiebrad brachte Entsatz. Lange noch währten die Nachzuckungen dieser Wirren. 1469 erklärte der Papst, auf Ansuchen Friedrichs, Wien zu einer Stadt des ersten Ranges (*Civitas*), und seine Kollegialkirche bei St. Stephan zur Kathedrale und zum Bischofssitze. Leo von Spauer, der Erbschenke von Tyrol, ward Wiens erster Bischof. 1471 starb König Podiebrad von Böhmen, und der polnische Wladislav folgte ihm auf dem Throne, von Friedrich anerkannt.





Gez. v. E. Ender — Verlag von C. A. Hartleben in Pesth — C. Heath

OTTENSHEIM.

Darob Fehde zwischen dem Kaiser, und dem Ungarkönig Matthias Corvinus, dem derselbe früher deshalb geheime Zusicherungen gegeben hatte. Schon am 22. August dieses Jahres standen die Ungarn vor Wien, es drängend in harter Belagerung. Die Wiener leisteten tapfere Wehre. In Korneuburg wurde endlich Friede geschlossen und die Stadt hatte sich behauptet. Die Summen, welche Friedrich in diesem Friedensschlusse versprochen hatte, konnten bei dem ihn drückenden Geldmangel nicht abgetragen werden, und bald stand daher der Ungarkönig mit seinen Schaaren, den Krieg erneuernd, abermals vor Wien. Am 4. December 1484 begann die Belagerung. Sie gestaltete sich zur engsten Blokade seit dem 25. Januar 1485. Noch ein halbes Jahr widerstand die Stadt. Hunger und Seuchen wütheten. Der Nothstand war auf das höchste gestiegen. Friedrich, unvermögend zu helfen, residirte abwechselnd zu Linz, Gratz und Innsbruk. Von keiner Seite war Hülfe abzusehen, da wurde endlich die Uebergabe der Stadt beschlossen. Sie fand am 1. Juni 1485 statt. Unter einem Erdbeben zog der siegreiche König ein. Noch in selbem Monat liess er sich den Huldigungseid leisten. Bald war Neustadt der einzige Ort, der nicht in seinen Händen war. Im August 1487 fiel auch dieses, von Hunger bezwungen, und Matthias sah sich nun im Besitz von ganz Niederösterreich. 1490 ereilte den Heldenkönig in Wien plötzlich der Tod. Mit ihm fiel die Herrschaft Ungarns in Oesterreich. Maximilian, Friedrichs Sohn und Erbe, rückte auf die Nachricht des Hinscheidens des gefürchteten Feindes rasch in Oesterreich ein, und stand bald vor Wien; Zapolya suchte vergebens die Wiener zum Widerstande zu stimmen. Alle Herzen riefen nach dem ritterlichen Maximilian. Die Ungarn zogen ab, und Wien war frei. Friedrich selbst sah es nicht wieder. Fast Jedermann unzugänglich, ergab er sich auf dem Schlosse zu Linz der Alchymie und Astrologie, und starb daselbst 1493. — Wiens Wohlstand war durch die kriegerischen Bewegungen jener Epoche erschüttert. Bald aber erstand er unter der Regierung Maximilians von neuem, und in erhöhtem Maasse. Schon erhoben sich um die reiche Stadt theilweise die blühenden Vorstädte, deren eigentlicher Flor indessen erst nach zweimaliger Einäscherung bei den türkischen Belagerungen, aus Schutt und Trümmern aufsprosste. Es naht die Zeit, in welcher

Wien dauernd die Residenz des Kaisers, und der seit Ferdinand I. mit dieser Krone vereinigten Königreiche Ungarn und Böhmen werden sollte. Hier in Wien wurde im Jahre 1515 die Doppelheirath zwischen Maximilians Enkeln Karl, oder Ferdinand und Maria und den Kindern Wladislaws, Königs von Ungarn und Böhmen, Ludwig und Anna gefeiert. Am 16. Juli trafen der Kaiser und die Könige (auch der Polenkönig erschien bei dieser Feier) zusammen. Glänzende Feste verherrlichten diese Tage. Wien entfaltete seinen ganzen Glanz vor den erlauchten Gästen. Die Feste währten bis 9. August. Im Jahre 1529 erschienen die Osmanen, geführt von dem gewaltigen Padischah Suleymann vor Wien. Fiel dieses seinen Waffen, so vermochte nichts mehr den Siegeszug des Unwiderstehlichen zu hemmen, und West-Europa wäre wahrscheinlich den Waffen der Ungläubigen unterlegen. Mit Heldenmuth setzte sich die Stadt zur Wehre, der hohen Bestimmung eingedenk. Noch zur rechten Zeit warf sich der jugendliche Held Pfalzgraf Philipp als Kommandant in die Stadt. Der greise Niklas von Salm und Wilhelm von Rogendorf theilten mit ihm den Ruhm der Vertheidigung. Die bewaffnete Bürgerschaft befehligte der Erbkämmrer von Kärnthen, Wilhelm Griessenegger. Die ganze Besatzung zählte 21,700 Mann, 2200 Pferde. 300,000 Osmanen umlagerten die Stadt. Am 26. September begann die Belagerung. Des Grossherrn prächtiges Gezelt, einer kleinen Stadt ähnlich, erhob sich bei Simmering. Sturm und Minenkrieg ängsteten die Stadt, doch unerschütterlich war der Muth der Vertheidiger. Am 14. Oktober geschah der letzte Sturm am Kärnthnerthore. Er ward abgeschlagen. Im letzten Augenblicke noch zerschmetterte ein Stein dem Helden Salm den Schenkel. Am andern Morgen hob Suleymann die Belagerung auf. Deutschland war gerettet. Ueber 20,000 Türken fanden den Tod in den Gefechten. Eben so viele erlagen den Seuchen, welche das nasse Herbstwetter erzeugt hatte. Die Besatzung zählte 2200 Todte, darunter 700 von der Bürgerschaft. Man erkannte nun die Wichtigkeit der Befestigung Wiens, und stellte die Werke der Stadt fest und dauerhaft her. Ueberhaupt erfuhr die Stadt unter Ferdinands I. Herrschaft wichtige Umstaltung und Verschönerung. Im Jahre 1548 dichtete Wolfgang Schmelzl, Schullehrer bei den Schotten, seine bekannten Lobreime auf Wien,

welche ein anschauliches Bild der Gestalt der Stadt in jenen Tagen geben. Unter Ferdinand I. und Max II. griff die Reformation immer stärker in Oesterreich um sich; der grösste Theil des Adels bekannte sich zur neuen Lehre. Indessen war Land und Stadt ruhig, bis zu den Tagen der unseligen Gemüthskrankheit Rudolphs II. Die damals entstandenen Wirren influirten auch auf Wien. In Ungarn hatte die Strenge der kaiserlichen Feldherrn Belgiojoso und Basta den Aufruhr entflammt statt erstickt. Der kühne Botskay, Fürst von Siebenbürgen, stand auf einmal in Waffen, und führte seine Söldner bis nach Oesterreich. Im Angesicht Wiens brannten und raubten die Heiduken, im Wienerwalde bis ins Gebirge bei Pitten und Sebenstein. Im Jahre 1606 vereinten sich endlich alle Erzherzoge in Wien zu jener Akte, wodurch Rudolph als regierungsunfähig bezeichnet, und Matthias mit der Führung des Gouvernements bekleidet wurde. Am 20. Januar 1612 starb Rudolph. Wenige Monate darauf wurde Matthias auch Kaiser. Unter ihm, 1618, brach der dreissigjährige Krieg aus. Er starb 1619. Unter den traurigsten Auspicien trat Ferdinand II. die Regierung an. Am 20. März war Matthias gestorben; am 5. Juni standen die Böhmen unter Thurn vor Wien. Er nahm sein Hauptquartier in Margarethen, warf bei St. Ulrich Batterien auf, und seine Kugeln donnerten gegen die alte Kaiserburg. In Wien selbst war wilde Gährung; die protestantischen Landherrn drangen in die Burg, zu Ferdinand, der eben im Gebete vor dem Kreuzbilde knieete, unziemliche Forderungen drangen von den Lippen der Kühnen, sie wagten Hand an den Herrn zu legen, — da verscheuchte sie der Trompetenmarsch des Cuirassierregiments Dampierre, von dem jungen Helden St. Hilaire geführt. Ferdinand war gerettet, Thurn hob die Belagerung auf. Zwei Monate später empfing Ferdinand in Frankfurt die Kaiserkrone. Bis auf diesen Tag hat das genannte Cuirassierregiment den Vorzug, dass es in die Stadt marschiren und auf dem Burgplatze sein Werbezelt aufschlagen darf. Im Laufe des dreissigjährigen Krieges drangen die Schweden unter Torstenson bis an die Donau bei Wien (1645), zogen aber, durch die imposante Haltung der Vertheidiger gelähmt, bald wieder ab. Im Jahre 1679 brach die furchtbarste Pest aus, welcher die Annalen Wiens gedenken. Vom Januar bis November raffte sie 122,000 Menschen

dahin. Die Dreifaltigkeitssäule am Graben erstand in Folge eines Gelübdes des Kaisers Leopold I. in jenen Schreckenstagen. Der Hof hatte Wien im August verlassen. 1683 erschienen zum zweitenmale die Türken vor Wien. Dräuender noch war die Gefahr, blutiger der Kampf als bei der ersten Belagerung. Graf Rüdiger von Stahremberg kommandirte in der Stadt. Der Hof und mehr als 60,000 Bewohner flüchteten am 7. und 8. Juli. An Linientruppen zählte die Besatzung 13,866 Mann, die bewaffnete Bürgerschaft, die Zünfte, Hofdiener und Studenten zählten 8004 Mann, zusammen 21,870 Mann. Die Osmanen, unter dem Grossvezir Kara Mustapha, zählten 216,000 Combattenten. Am 14. Juli umwogten ihre Schaaren die Stadt. Alle Vorstädte liess Stahremberg anzünden. Alle Dörfer auf dem flachen Land um Wien zerstörten die Türken. Des Vezirs Gezelt erhob sich bei St. Ulrich. Die Belagerung währte acht Wochen; die Stadt war auf dem Punkte, sich ergeben zu müssen, als der Entsatz erschien. Das Reichsheer und die Polen, kommandirt von König Sobiesky und dem Herzoge von Lothringen, schlugen die Türken am 14. September aufs Haupt. Wien war gerettet, als es verloren schien! — Schnell erholte sich die Stadt wieder. Die Vorstädte stiegen schöner aus der Asche empor, und bald blühte wieder alles im alten Wohlstande. Im Jahre 1698 sah Wien den grossen Czar Peter I. in seinen Mauern. Prächtige Feste feierten seine Anwesenheit. Grosse Verschönerungen erhielt die Stadt unter Kaiser Karl VI. Nach seinem Tode, im Erbfolgekrieg drangen Franzosen und Bayern bis gegen Wien vor. Die tapfern Ungarn, welche sich in Massen zur Vertheidigung der Rechte ihrer geliebten Königin, der Erbtochter Karls, der grossen Maria Theresia erhoben hatten, verscheuchten bald diesen Feind. Seitdem, unter der Regierung Theresiens, des grossen Joseph, Leopold II. und Franz I., stieg Wien auf den Gipfel seines Glanzes. Unter der vielgeprüften Regierung des letzten berührten indessen auch die Kriegsdrangsale die freudige Kaiserstadt. Schon 1797 drohete die Gefahr. Alles ergriff die Waffen, und damals entfernte ein schnell geschlossener Friede (zu *Campo Formio*) die Feinde. 1805 brach sie wirklich herein. Am 13. November rückten die Franzosen ein, und hielten die Stadt bis zum Pressburger Frieden am 26. December besetzt. Am 13. Januar war

Wien geräumt. Ausser den Kosten der Verpflegung des Feindes mussten Stände und Stadt 32 Millionen erlegen. 1809 erfolgte die zweite Invasion. Diessmal gedachte man die Stadt zu vertheidigen. Sie ward in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai heftig beschossen und kapitulirte am 12. Am 14. October ward der Friede unterzeichnet. Am 20. November zogen die feindlichen Truppen wieder ab. Vom Mai bis zum Waffenstillstand nach dem Treffen bei Znaym, am 12. Juli hatte der Feind schon über 10 Millionen von der Stadt erhoben, am 21. Juli abermals zwei Millionen. Beim Abzuge wurden die Festungswerke Wiens gesprengt. — Die Vergeltung dieser Tage der Drangsal erschien, als nach erkämpftem Weltfrieden der Kaiser am 14. Juni 1814 im Triumph in Wien einzog, und bald darauf fast alle Fürsten Europens sich zu dem Wiener Congresse versammelten, welcher die glänzendsten Feste herbeiführte, welche Wien je sah. — Die letzte Zeit der Prüfung erschien für die Stadt, als im Jahre 1832 die Cholera auch Wien berührte. Der Kaiser verliess indessen die Stadt nicht. Als treuer Landesvater weilte er auch in der drohendsten Gefahr bei seinen über diese Hingebung entzückten Unterthanen, und der Würgengel ging hier schonender als in irgend einer der andern Hauptstädte vorüber; doch erlagen der Seuche bei ihrem dreimal wiederholten Ausbruch über 10,000 Menschen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Stadt und ihr inneres Leben selbst. Den grossartigsten Anblick gewährt die Häusermasse der Residenz, mit ihren Thürmen, Kuppeln und dem, alle andere Gebäude überragenden Stephansdom von der Höhe des Wienerberges, im Süden der Stadt. Dort scheinen die im Westen angrenzenden Dörfer gleichsam damit verbunden, und das Ganze stellt sich, von dem Belvedere im Osten bis hinüber nach Schönbrunn und Meidling im Westen, als eine ununterbrochene Häuserreihe dar. Malerischer ist der Anblick von den Höhen des Kahlenberges im Norden Wiens. Indessen bildet der Anblick auch dort ein chaotisches Gewühl von Gebäuden, und nur auf den tiefer gelegenen Resten der Türkenschanze stellt sich das Bild in wahrer Klarheit dar, daher wir auch zur Auffassung unsers Bildes diesen Standpunkt gewählt haben. — Die eigentliche

innere Stadt begreift nicht den zehnten Theil jenes Raumes, den die unermesslichen Vorstädte einnehmen, deren manche einzelne, z. B. die Wieden mit 37,218 Einwohnern, die Leopoldstadt mit 26,000 Einwohnern, zahlreicher bevölkert sind, als manche Hauptstädte Deutschlands. Die Gesammtbevölkerung Wiens stieg im Jahre 1837 auf 342,000 Einwohner, ohne das Militair und die zahlreichen Fremden zu zählen; davon beleben die innere Stadt 55,318 Bewohner. Ein freier Raum, das Glacis, mit Bäumen besetzt, trennt die Stadt von den Vorstädten. Der Donaukanal, über welchen fünf Brücken führen, worunter zwei Kettenstege, scheidet die Donauinsel Leopoldstadt mit dem Prater von der Stadt. Im Ost und Süd strömt das Flüsschen Wien, über welches zwölf Brücken und Stege führen. Ein Wall und Graben, die sogenannte Linie, aus welcher zwölf Barrieren führen, zieht sich um sämmtliche Vorstädte. Die Festungswerke der Stadt sind, bis auf den Wall, der zugleich einen der besuchtesten Spaziergänge bietet, grösstentheils abgetragen. Strassenpflaster und Beleuchtung ist hier vortrefflich. Die innere Stadt trägt natürlich noch das Gepräge ihrer Anlage als mittelalterliche Stadt. Die Strassen sind grösstentheils enge und nicht regelmässig; doch ist in neuerer Zeit bei allen Neubauten auf möglichste Erweiterung der Strassen geachtet worden. Die Stadt ist indessen reich an schönen Pallästen, Kirchen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. St. Stephansmünster ist ein herrlicher altdeutscher Bau, zum Theile noch aus dem zwölften Jahrhundert, dem ein eigenes Blatt unsers Werkes gewidmet sein wird. —

Ein höchst interessanter Bau ist auch die herrliche altdeutsche Kirche Maria Stiegen, mit ihrem schönen Thurme. Sie entstammt dem 13. Jahrhundert; die Kirchen zu St. Michael, die Teutschordenskirche und die Augustinerkirche sind ebenfalls interessante Denkmale der Baukunst des Mittelalters. In letzterer befindet sich das ausgezeichnetste Monument neuerer Bildnerkunst, welches Wien besitzt: das Grabmal der Erzherzogin Christina von Canova's Meisterhand. Die k. k. Hofburg ist ein weitläufiges altes Gebäude, in architektonischer Hinsicht nicht ausgezeichnet, doch im Innern prächtig und reich. Der Flügel der ehemaligen Reichskanzlei aber ist einer der schönsten Palläste Wiens. Zur k. k. Hofburg gehörig ist das majestätische Gebäude der k. k.

Hofbibliothek, welche zugleich eine Seite des Josephsplatzes, eines der schönsten und regelmässigsten Plätze Wiens bildet, welchem ebenfalls in unserm Werke eine besondere Darstellung gewidmet sein wird. Dicht am Josephsplatze ist auch die herrliche Winterreitschule, das Hofburgtheater, das Antikenkabinet und die Mineraliensammlung. In der Hofburg selbst befindet sich die reich dotirte k. k. Schatzkammer. In der Herrngasse und links derselben zeigen sich fast ausschliesslich Palläste des hohen Adels, darunter das alte Liechtensteinische Palais, das kolossalste, prächtigste Gebäude dieser Art. Auch ist in der Herrngasse das Gebäude der Nationalbank, und gegenwärtig im Bau begriffen erhebt sich dort der schöne neue Pallast der österreichischen Stände, (das Landhaus). Der Kohlmarkt, der Graben und Stock am Eisen-Platz, bilden den belebtesten Theil der Stadt. Hier zeigen sich die elegantesten Kaufläden, hier ist der Centralpunkt der Spaziergänger. Auch in der Kärnthnerstrasse concentrirt sich lebhaftes Treiben, so wie in der Rothenthurmstrasse, welche nach der Leopoldstadt führt; dort am alten Fleischmarkte befindet sich auch das Gebäude der Hauptmauth, die Postwagenexpedition, und es ist daselbst der Hauptsammelplatz der Orientalen, wodurch dieser Theil der Stadt ebenfalls sehr belebt wird. Im westlichen Theile der Stadt ist die schöne St. Peterskirche, die Schottenabtei mit dem pallastähnlichen Stiftsgebäude, der Hof, einer der grössten Plätze Wiens, mit dem Gebäude des Hofkriegsrathes und der Garnisonskirche und dem Arsenale der Bürgerschaft. In der Wipplingerstrasse befindet sich das Rathhaus, die vereinigte böhmische Hofkanzlei und an der hohen Brücke das kaiserliche Zeughaus. Am neuen Markte steht das schöne Gebäude der Mehlgrube, der fürstlich Schwarzenbergische Pallast und die Kapucinerkirche mit der kaiserlichen Gruft. Die schönste Fontaine Wiens, mit Bildsäulen von Raphael Donner, ziert den Platz. 34 Vorstädte umgeben die Stadt; grossentheils sind sie erst nach der zweiten türkischen Belagerung entstanden. Die Leopoldstadt ist die schönste derselben. An sie schliesst sich der Prater, dieser in seiner Art einzige Lustwald. Vom Ostermontag angefangen ist von der Stadt bis in den Prater Corso, die glänzendsten Equipagen, und an 30,000 Spaziergänger bieten an schönen Sonntagen dem Auge ein wahrhaft grossartiges Bild. Auch ist im Pra-

ter der Auslaufspunkt der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Dort erheben sich die weitläufigen Gebäude des Bahnhofes. Auch der schöne Augarten gehört zur Leopoldstadt. Auf dem Rennwege und der Landstrasse sind die Klöster der Salesianerinnen und der Elisabethinerinnen, das Bürgerspital zu St. Markus, das Invalidenhaus und das grosse Hafenbecken des Neustädterkanales bemerkenswerth. Als hieher gehörig erwähnen wir auch des grossen Thierarznei-Instituts, der Kanonenbohrerei, des Schwarzenbergschen Gartenpallastes und des Belvedere mit der grossen k. k. Gemäldegallerie. Auf der Wieden erhebt sich die prächtige Karlskirche, von Kaiser Karl VI. 1736 erbaut, die schönste neuere Kirche Wiens mit dem Grabdenkmale des vaterländischen Dichters Collin. Auch ist hier in der Nähe das prächtige neue Münzgebäude aufgeführt worden, eines der am zweckmässigsten, mit den neuesten technischen Vorrichtungen dotirten Etablissements auf dem Continent, dessen Anlage und Ausführung durch den akademischen Rath, Herrn Paul Sprenger, den Kenntnissen und Talenten desselben zum wahren Ruhm gereicht; ferner das herrliche Polytechnicum, das Theresianum (als „alte Favorite," Lieblingspallast Kaiser Leopold I.), das Artillerie-Gusshaus, das Taubstummeninstitut, und das grosse Stahremberg'sche Freihaus. In Mariahilf ist die k. k. Ingenieur-Akademie, das Theater an der Wien u. s. w. Neubau umfasst die grossen Fabriksvorstädte Schottenfeld und Neubau, mit zahllosen Fabriken, Webereien u. s. w. Ferner gehört zu diesem Bezirke das Gebäude des k. k. Marstalles, die Mechitaristenkirche mit der berühmten Druckerei dieses Ordens, und das Palais der ungarischen Edelwache. In der Josephstadt ist das Piaristen-Collegium mit dem Löwenburgschen Convicte, das Josephstädtertheater u. s. w. Im Alsergrund befinden sich die grossen Sanitätsanstalten der Kaiserstadt, das allgemeine Krankenhaus, das Militärspital, Irrenhaus, Gebärhaus, die medicinisch-chirurgische Josephsakademie, das Waisenhaus, das Lazareth u. s. w. In der Rossau endlich ist das Servitenkloster, der prächtige fürstlich Liechtensteinsche Gartenpallast mit der berühmten Gemäldegallerie, der grosse Gazometer zur Gasbeleuchtung, die k. k. Porzellanmanufactur u. s. w.

Fast jede der Vorstädte Wiens hat eigenthümliche Physiognomie nach der Lebensweise der Bewohner. Kaufmännisches

[illegible] der Ausgangspunkt der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Dort erheben sich die [illegible] Gebäude des Bahnhofes. Auch der [illegible] Leopoldstadt. Auf dem Rennwege [illegible] Kloster der Salesianerinnen und der [illegible] das Bürgerspital zu St. Marx; das Invali- [illegible] Bassin des Neustädterkanales [illegible] erwähnen wir noch das [illegible], das Schwarzen- [illegible] das Belvedere mit der grossen k. k. [illegible] erhebt sich die prächtige Karls- [illegible] Karl VI. 1736 erbaut, die schönste [illegible] des vaterländischen [illegible] in der Nähe das prächtige neue Mann- [illegible] werden, eines der am zweckmässigsten, mit [illegible] Vorrichtungen dotirten Etablissements [illegible] dessen Anlage und Ausführung durch den [illegible] Herrn Paul Sprenger, den Kenntnissen und [illegible] zum wahren Ruhm gereicht; ferner das [illegible] das Theresianum (als „alte Favorita" Lieb- [illegible] Leopold I.), das Artillerie-Gusshaus, das Taub- [illegible] und das grosse Stahremberg'sche Freihaus. In [illegible] die k. k. Ingenieur-Akademie, das Theater an der Wien [illegible] Neubau umfasst die grossen Fabriksvorstädte [illegible] und Neubau, mit zahllosen Fabriken, Webereien [illegible] gehört zu diesem Bezirke das Gebäude der k. k. [illegible], die Mechitaristenkirche mit der berühmten Druckerei [illegible] und das Palais der ungarischen Edelwache. In [illegible] das Piaristen-Collegium mit dem [illegible] u. s. w. Im Alser- grund [illegible] Sanitätsanstalten der Kaiserstadt, [illegible], das Militärspital, [illegible], Gebär- haus, [illegible] Josephsakademie, das Waisen- haus [illegible] u. s. w. In der Rossau endlich ist das [illegible] fürstlich Liechtenstein'sche Garten- palais [illegible] Gemäldegallerie, der grosse Garten [illegible] die k. k. Porzellanmanufaktur u. s. w.

[illegible] Wien hat eigenthümliche Physio- gnomie [illegible] der Bewohner. Kaufmännisches



Treiben ist auf der Landstrasse, und in der Leopoldstadt, dort befinden sich die grössten Magazine am Kanale, hier concentrirt sich der Verkehr für die Donaufrachten. In Gumpendorf herrscht lebhaftes Treiben der Weber und Spinner; Schottenfeld, Neubau und Breitenfeld zeigt die grösste Thätigkeit in Seidenzeug-, Band- und Shawlfabriken. Erdberg, Liechtenthal, Lerchenfeld wird meist von der um Taglohn arbeitenden Klasse belebt u. s. w. — Wien ist überhaupt die erste Fabrikstadt der Monarchie, und, besonders in Luxuswaaren für die übrigen Länder des Kaiserthums, was Paris für Frankreich. Die Manufacturen beschäftigen über 60,000 Menschen, und Wiens Kutschen, seine Leder- und Seidenarbeiten, seine Galanteriewaaren, seine Grossuhren, seine Pianoforte's haben europäischen Ruf, und werden nach allen Ländern versendet. Künste und Wissenschaften finden freudige Pflege. Hat auch in der bildenden Kunst in neuerer Zeit das kunstbelebte München sich so vorzüglich erhoben, so steht doch auch die Wienerschule, besonders in der Landschaft und im Genrebild, auf achtbarer Stufe. Die Namen Amerling, Gauermann, Waldmüller, Ender, Höger, Barbarini, Krafft, Petter, Fendi, Steindle, Ranftl, die beiden Alt u. s. w. dürfen sich ohne Scheu den künstlerischen Celebritäten des Auslandes an die Seite stellen. Die Leistungen des k. k. Generalquartiermeisterstabes, in Herausgabe als trefflich anerkannter Kartenwerke sind der rühmlichsten Erwähnung würdig. In der Musik ist Wien noch immer eine der ersten Städte Europa's, und ihre Stimme hat hier volles Gewicht. Mancher europäische Ruf in der Tonkunst ward hier gegründet. In den Bestrebungen der schönen Literatur ist Wien nicht zurück geblieben, und Grillparzer, Zedlitz, Bauernfeld, Auersperg, Lenau, Vogl, Leiter, Castelli, und mehrere Andere geben in ihrer Thätigkeit Zeugniss von Talenten, welche den besten des übrigen Deutschlands ebenbürtig sind: des Freiherrn Hammer-Purgstalls Name wird mit Achtung in Europa genannt. Wiens Hofburgtheater nimmt ohne Widerspruch den ersten Platz in Deutschland ein. So zeigt sich Kunst und Wissenschaft in allen Zweigen gepflegt.

Lebensfreudigkeit, Gemüthlichkeit und Frohsinn ist der Typus des Wiener Volkscharakters. Unerschütterliche Liebe und Treue an das angestammte väterliche Herrscherhaus, in keinem

Verhältniss auch nur einen Augenblick schwankend, belebt die Herzen. Nach Genuss strebt der Wiener, vielleicht mehr als er sollte, aber in seiner Stadt, dem Herzen und Centralpunkte der glänzenden Monarchie, bietet sich auch die reichste Gelegenheit zu jeglichem Lebensgenusse. Was Reichthum, Luxus und das Zusammenströmen grossartiger Mittel einer Stadt an Reiz verleihen mag, zeigt sich vereint in dem herrlichen Wien. Schaubühnen, Volksspektakel, öffentliche Belustigungsorte, Gärten, Wirthshäuser öffnen sich dem Vergnügen. Eine fröhliche Volksmenge füllt sie, und es ist ein achtbares Zeichen des Volkscharakters, dass öffentliche Störungen der Ruhe, selbst bei den zahlreichsten Versammlungen, wie z. B. bei dem Feste der Brigittenau, woselbst oft an 60,000 Menschen aus den untersten Volksklassen zusammenströmen, eine fast unerhörte Sache sind. Musik und Tanz wird sehr geliebt. Strauss und Lanner haben durch ihre fröhlichen, echt nationellen Tanzweisen europäischen Ruf erlangt. Für die Freuden des Landlebens ist der Wiener sehr empfänglich. Die herrliche Natur, welche in der cetischen Hügelkette ein so reiches Paradies von Schönheit vor ihm ausbreitet, zieht an schönen Sonntagen Hunderttausende von Spaziergängern nach allen Richtungen ins Freie. Die Umgegend Wiens gewährt an solchen Tagen ein höchst belebtes, freudiges Bild. — Die zahlreichen Gesellschaftswagen erleichtern die Verbindung, und wer es nur einigermassen vermag, bezieht für den Sommer eine Landwohnung. Auch grössere Wanderungen in die nahe Alpenkette sind sehr in Aufschwung gekommen. Die Stadt selbst bietet vom Morgen bis zum Abend den Anblick eines thätigen Verkehrs. In stetem Treiben füllen die Hunderttausende der Bewohner in den verschiedenen Richtungen ihrer Bestimmung und Thätigkeit die Strassen. Zahllose Equipagen aller Gattung, vom vierspännigen Zuge des hohen Adels, dem eleganten Tilbury bis zum Fiaker und dem Lastwagen herab, durchrollen die Strassen. Besonders des Abends, wo die glänzend erleuchteten eleganten Läden ihren Glanz zeigen, gewährt das Bild einen eigenthümlichen Eindruck. Nach zehn Uhr aber herrscht bereits vollkommne Ruhe und Stille, und von dem geräuschvollen Nachtleben andrer Grossstädte ist hier nichts zu vernehmen. Der Hof in Wien entfaltet besonders bei festlichen Gelegenheiten grossen Glanz und viele

Pracht. Das Zusammenströmen des reichsten Adels um den Sitz des Monarchen erhöht ebenfalls den Schimmer der alten Kaiserstadt. Der höhere Kaufmannsstand ist im Besitze ansehnlicher Reichthümer, und ein wohlhabender Bürgerstand erfreut sich seiner Mittel im fröhlichen Genuss. Wohlthätigkeitssinn zeichnet die Bewohner der Kaiserstadt ehrenvoll aus, und milde Stiftungen, zahlreicher und besser dotirt als in irgend einer Hauptstadt gleichen Ranges, erleichtern das Loos des Dürftigen. So hätten wir denn in flüchtigen Zügen den Umriss Wiens gezeichnet, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit bei so beschränktem Raume wir nicht verkennen, und uns gern bescheiden, wenn wir sie auch nur in annäherndem Maasse, nach unsrer Absicht gelöset haben. —

XIX.

Ottensheim.

Schloss und Markt.

Oberösterreich. Mühlviertel.

Unterhalb Efferding gleitet der Donaustrom zwischen zahlreichen Auen dahin. Reich mit Gebüsch und Weiden besetzt schliessen sie ringsum jede Aussicht ab, und die Fahrt wird dadurch ziemlich monoton. Endlich gewinnt man wieder offenes Fahrwasser, und schon von ferne her glänzt der Marktflecken Ottensheim recht lieblich auf einer Anhöhe des nördlichen (linken) Ufers ausgebreitet, dem Reisenden entgegen, ein ersehnter Ruhepunkt für das Auge. Doppelt freundlich begrüsst uns der Ort nach der ermüdenden Fahrt durch die einförmigen Auen, und das Bild der Landschaft, welches sich hier öffnet, ist, wenn schon nicht grossartig oder imposant, doch von dem Glanze der Anmuth lieblich umhaucht. — Ottensheim ist einer der ältesten Märkte des Landes, und bereits im achten Jahrhundert wird urkundlich seiner, und des Weinbaues dieser Gegend gedacht. Als im Jahre 1146 das Kloster Wilhering gestiftet wurde, war Ottensheim im Besitze der Herrn von Wilhering, (welche Ritter ihr Stammschloss zur Abtey umstalteten) und ward zum Theile an ihre neue Stiftung vergabt. Die Sage geht, dass hier Kaiser Otto IV. geboren worden sei, und der Ort daher den Namen Ottensheim erhalten habe. Am Marktplatze zeigt sich auch, bezüglich auf diese

Sage, ein uraltes, im Jahre 1639 renovirtes Wandgemälde, ein Kind in einer Wiege unter einem Thronhimmel, mit der Inschrift:

Im 1208. Jahr
Da Ottensheim noch nicht genannt war
Ist Kaiser Otto auserkohren
Allhier in diesem Haus gebohren.

Bei näherer Prüfung kann die Sage aber unmöglich bestehen; Ottensheim war, wie ich bereits erwähnte, schon im Jahr 1146 genannt, und Kaiser Otto IV., welcher im Jahre 1209 bereits den Römerzug antrat, konnte nicht 1208 hier geboren werden. Wie käme auch die Wiege von Heinrich des Löwen Sohn hieher an die Gestade der Donau! Ursprung und Wesenheit dieser Sage wird also wohl für immer im Dunkel bleiben. — Die Ritter von Wilhering starben schon im zwölften Jahrhundert, und Ottensheim kam in Besitz Leopold des Tugendhaften, Herzogs von Oesterreich, aus dem Stamme Babenbergs. Von diesem erkauften es die Ritter von Schluenz; später ward es wieder landesfürstlich, und Herzog Albrecht der Lahme (von Habsburg) verlieh Ottensheim an die Walseer. In den Fehden der Walseer mit den böhmischen Herren von Neuhaus und Sternberg, ward bei dem Vordringen der letztern bis an die Donau auch Ottensheim verwüstet. Solches geschah 1351. In den blutigen Wirren um die böhmische Königskrone nach Georg Podiebrad's Tode, zwischen dem grossen Ungarkönig Matthias Corvin, dem Jagellonen Wladislav, und Kaiser Friedrich IV., drangen böhmische Söldner wieder bis Ottensheim vor. Sie mussten sich aber bald zurückziehen, als der tapfere Bernhard von Scharffenberg ihren linken Flügel bei Grain schlug. Ein Paar Jahre später kamen die Lichtensteiner in den Besitz von Ottensheim und wurden den Linzern arge Nachbarn. Als nämlich nach geschlossenem Frieden zwischen Friedrich IV. und Matthias Corvinus strenge Verfolgung jene Edlen traf, die es mit dem Könige gehalten hatten, übten die Lichtensteiner Vergeltungsrecht, nach Faustrechtssitte. Aus Ottensheim überfielen sie mit 1500 Reisigen Linz; die Vorstädte erlagen ihrem Schwert und wurden in Brand gesteckt. Stadt und Schloss aber vermochten sie nicht zu überwältigen. —

Diese Streifzüge setzten sie noch lange fort, und ihre festen Schlösser Steyerek und Ottensheim trotzten jeder Gegengewalt.

Endlich aber legten sich jene wilden Brandungen des erregten Zeitstromes. Friede blühte wieder in Oesterreich, und die Landesfürsten brachten Ottensheim abermals an sich. Im Jahre 1525 schenkte Kaiser Ferdinand I. Schloss und Herrschaft dem Niclas Rabenhaupt von Suchy. Später besassen die Tschernembl Ottensheim, und im Jahre 1603 erkauften die oberösterreichischen Stände die Herrschaft, und gedachten hier eine protestantische Lehranstalt zu errichten. Der Entwurf kam aber nicht zur Ausführung, da später die protestantischen Stände entweder verbannt wurden, oder in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehrten. Im Bauernkriege 1626 schlugen die rebellischen Landleute bei Ottensheim eines ihrer Hauptlager, unter dem Kommando ihres Hauptmanns Christoph Zeller auf. Aus diesem Lager erliessen sie die kühne Aufforderung an die umliegenden Herrschaften, dass Adelige und Unterthanen bei Strafe der Verheerung der Güter sich dorthin stellen sollten. Von dort aus bedrohten sie Linz. Im bayerschen Erbfolgekriege plünderte die von Linz abziehende französische Besatzung Ottensheim, und auch in den Invasionen während des Revolutionskrieges, besonders 1809 wurde der Ort hart von den Siegern mitgenommen. Der kleine Krieg ward in den letztgenannten Jahren hier lebhaft betrieben, und fast jeder Tag sah Gefechte zwischen den Oesterreichern, den Franzosen und deutschen Bundestruppen, welche damals den französischen Adlern verbündet waren. Der Ort erholte sich indessen bald wieder von all jenen Drangsalen. Der lebendige Schifffahrtsverkehr, die Holztriften auf der hier in die Donau mündenden Rottel beschäftigen einen Theil der Bewohner. Die Rottel entspringt in dem düstern Waldesschatten des mächtigen Sternwaldes bei Leonfelden, an den Gränzmarken Böhmens. Dieser majestätische Forst, grossentheils nur selten von menschlichem Fusse betreten, zeigt dem Wanderer in vielen Theilen noch die ernste Scenerie eines Urwaldes. Windbrüche und Blitzstrahlen fällen dort die ungeheuren Bäume, welche riesig emporragen. Aber auch die Axt des Holzfällers erklingt jetzt schon in diesem weitläufigen dunklen Waldgebiet, und die raschen Wogen der Rottel tragen das gefällte Holz an die Gestade der Donau. Ferner beschäftigen sich hier viele Bewohner mit Holzarbeiten; Obstcultur wird thätig betrieben, der Ackerbau nährt den fleissigen Land-

mann, Gerbereien, Garn- und Leinwandhandel gewähren den damit Beschäftigten lohnenden Gewinn, und die hiesige Wallisfabrik erfreut sich eines ausgebreiteten Betriebes. Vor einiger Zeit versuchten die thätigen Bewohner auch ihr Heil im Bergbau. Man grub auf Steinkohlen und Alaun, aber die Arbeit lohnte sich nicht. Schloss und Herrschaft ist gegenwärtig im Privatbesitz. Der Markt aber gehört dem Stifte Wilhering, von welchem sogleich gesprochen werden wird. — Ottensheim zählt gegenwärtig 140 Häuser, der ganze Pfarrbezirk 229 Häuser mit 1513 Einwohnern. — Zu den interessanten Punkten der Umgebung Ottensheims gehört zuvörderst das uralte Cisterzienserstift Wilhering, gegenüber von Ottensheim, etwas stromabwärts, am südlichen (rechten) Ufer, im Hausrukviertel des Landes ob der Enns. Malerisch liegt das alte Münster am Fusse des dunkle Wälder tragenden Kirnberges, an felsigem Stromufer, das hier ein Cap bildet, an welches brausend die Wogen schlagen. Der Kettenstein (so heisst dieses Cap) war einst von den Donauschiffern gefürchtet. — Hier bauten im Jahre 1146 die Ritter von Wilhering, aus dem Geschlechte der alten Grafen von Kirnberg, den Cisterziensern ein Kloster. Rein in der Steyermark lieferte die Bewohner. Schnell blühete das Stift empor, und entsandte bald selbst Kolonieen zu verwandten Klöstern, nach Engelhardszell und Hohenfurt. Die Stiftskirche ist reich verziert, von edler Bauart. Sie und das Kloster wurden im Jahre 1733 von einer wüthenden Feuersbrunst sehr beschädigt, aber bald prachtvoller als früher hergestellt. Die Anlage des Klostergebäudes war indessen so grossartig, dass der Bau, wegen Mangel an Mitteln nur theilweise vollendet ward, ein Schicksal, welches Wilhering mit den meisten Abteien Oesterreichs und Steyermarks theilt. In der Kirche ruhen die beiden Stifter des Münsters, die Brüder Cholo und Ulrich von Wilhering. Auf den Särgen zeigen sich ihre Marmorbildsäulen, einen ernsten feierlichen Eindruck gewährend. Martin Altomonte und sein Sohn haben ihre Kunst in diesem Tempel gezeigt. Ersterer malte mehrere Altarblätter, zum Theile beachtenswerthe Kunstwerke, letzterer verfertigte das schöne Freskogemälde des Plafonds. Im Saale befindet sich die Zeichnung des Stiftes, wie es vollendet sich hätte darstellen sollen. Schöne Obst-, Zier- und Küchengärten, von Mauern umfangen,

schliessen sich an das Stift. Von hier führt die Strasse sehr pittoresk, immer zwischen den felsigen und waldigen Abhängen des Kirnbergs und dem Donaustrome, bis Linz. Sehenswerth sind auch auf diesem Wege die neuen Befestigungen in Verbindung des neuen Systems Sr. königlichen Hoheit des Erzherzogs Hoch- und Teutschmeisters Maximilian. Die Kühnheit im Baue dieser Befestigungen, welche den Strom hier beherrschen, ist bewundernswerth. — Nicht minder interessante Punkte bietet die Umgebung Ottensheims auch auf dem nördlichen (linken) Stromufer. Dazu zählt man die Wanderung durch die Schlucht, welche die Rottel durchrauscht, und von welcher wir bereits oben bei Erwähnung der Holztrift auf diesem Bache Andeutungen gaben. — Die Gebirgsparthie gegen Buchenau und den Pöstlingberg hin, ist ebenfalls lohnend für das Auge. Das freundliche Buchenau gewährt ein besonders liebliches heiteres Bildchen, auf seinem Hügel thronend, umschwebt von ländlichem Reize. Es erscheint schon genannt in den Tagen der fränkischen Kriege. Im neunten Jahrhundert wird das kleine Dörfchen urkundlich erwähnt. Ein Jahrtausend ist an seinen stillen Hütten vorübergegangen, und der mächtig rauschende Strom der Zeit, welcher so vieles Grosse und Mächtige hinwegtilgte mit seinem unwiderstehlichen Wogenschlage, ist schonend vorüber gerauscht an den einfachen Wohnungen des kleinen Fischerdörfchens. Christoph Ernst Graf von Schallenberg erbaute 1668 das kleine Schlösschen auf dem grünen Wasen. 1809 befand sich hier das Hauptquartier der Bayern. Buchenau gegenüber erhebt sich ein schöner Calvarienberg. Malerisch ziehen sich die Stationsplätze an dem, mit dunklem Eichenwald bedeckten Hügel, bis zur heiligen Kreuzkapelle hinan, welche eine prächtige Aussicht über Strom und Land gewährt. Der Pöstlingberg ist ebenfalls einer der ausgezeichnetsten Punkte des Landes ob der Enns, und besonders des Landestheiles am nördlichen Ufer der Donau. Er erhebt sich 233 Klafter hoch, und die schöne, seinen Gipfel schmückende Wallfahrtskirche wird weit ins Land gesehen. Auch der Pöstlingberg ist in den Bereich des Fortificationssystems gezogen, welches hier zuerst in Anwendung gebracht wurde. In jeder Beziehung ist die Ersteigung dieses interessanten Berges höchst lohnend, seine nähere Schilderung gehört indessen der Darstellung von Linz an,



aus der die Leser diesen merkwürdigen Berg ausführlicher kennen lernen. Die Zwischenräume des Pöstlingberges und jener Hügel, welche sich von ihm westlich hinziehen gegen Ottensheim, bergen ebenfalls eine Menge anziehender Parthien in landschaftlicher Beziehung, welche indessen durch keinen besonders auffallenden Punkt vortreten, sondern in ihrer Verbindung ein eben so angenehmes als heiteres Bild gewähren. —

XX.

Die trajanische Tafel

am

Ausgange der Klissura.

Königreich Ungarn.

Engpass der Donau im ungarischen Gränzgebiete gegen Serbien. Bezirk des walachisch-illyrischen Regiments.

Von

J. von Dorner.

Bei der Beschreibung des Babakai haben wir bereits Gelegenheit gehabt, den wildromantischen Donaupass — die Klissura — im Allgemeinen kennen zu lernen. Wir haben gesehen, welch schauerlich schöne Reize jene interessante Gegend entwickelt. Mit Ungestüm, gleich einem tobenden Gebirgsbache, wälzen sich die Fluthen des mächtig herangewachsenen Donaustromes durch einen kaum über 80 Klafter breiten Felsenkanal, dessen Ufer durch schroffe, hochaufgethürmte, abenteuerlich gestaltete Felswände gebildet werden, so dass an vielen Stellen kein Strahl der Sonne die schäumende Bahn beleuchtet. Der weitverhallende Ruf der vielen Brandungen erhöht den grossartigen Eindruck der erhabenen Wildniss, die nun, seit ihre gefahrdrohendsten Stellen durch die unermüdeten Arbeiten der Ingenieure, den beharrlichen

Unternehmungsgeist der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft bezwungen worden, Tausende aus allen Theilen Europas herbeilockt, um ein Gemälde anzustaunen, das durch einen ganzen Welttheil seines Gleichen suchen mag.

Wir werden dies Gemälde noch um so anziehender und interessanter finden, wenn wir nach der Geschichte der zahlreichen Denkmäler fragen, die ein grosses, längst dahingegangenes Volk, mitten unter den Schrecken dieser Wildniss, seinem unvergänglichen Ruhme gesetzt hat. Viele Baureste, Trümmer von Burgen und Vesten, von denen nur dunkle Sagen aus der grauesten Vorzeit herüberklingen, beweisen zur Genüge, dass auch unsere Vorfahren den wilden Kampf des Elementes nicht gescheut; auch sie haben dessen Macht bezwungen, und ihre schwanken Fahrzeuge kühn den sich bäumenden Wellen auf den Rücken geladen.

Unter den vielen Trümmern dahingegangener Jahrhunderte verdienen vor allen die Reste eines Denkmals unsere besondere Aufmerksamkeit, das die Spuren seines Gründers noch am deutlichsten an der Stirne trägt; es ist die trajanische Tafel am Ausgange der Klissura. Mit dem Einbruche Trajans in die dacischen Provinzen, worauf die Tafel sich offenbar bezieht, beginnt die eigentliche Geschichte dieses Landes, welches wir heute unter dem Namen Banat und Siebenbürgen kennen. Die Geschichtsbücher erzählen wohl schon von Darius und Alexander dem Grossen, dass sie durch den Pontus Euxinus bis herauf an die nördlichen Gestade der Donau gekommen sind, und die Geten, ein Volk, das eins war mit den Daciern, bekriegt hatten. Es war ein kampflustiges, muthiges Volk, das auch in spätern Zeiten, bis auf Trajan, ihre Nachbarn, die Römer, fortwährend beunruhigte. Aber das sind nur dunkle unzusammenhängende Ueberlieferungen von wilden, blutgierigen Kämpfen barbarischer Völkerschwärme, und solch sinnloses Länder und Völker verwüstendes Treiben kann doch keine Geschichte genannt werden. Erst durch Trajans glücklich beendigten Feldzug nach den diesseitigen Ufern sehen wir den Zustand des Landes und der Bewohner freundlicher sich gestalten. Denn im Gefolge des vortrefflichen Kaisers, den eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den Lorbeeren eines grossen Feldherrn

über den gewaltigen Strom in diese Wildniss gelockt, ein Volk zu demüthigen, das seine Vorgänger mit Schmach bedeckt hatte, im Gefolge dieses menschlichen Kriegers zogen römische Sitten und Cultur unter dem Geklirre der Waffen mit ein. Als das Land erobert war, schaffte Trajan aus allen Theilen Italiens römische Pflanzvölker herbei, es wurden Strassen, Canäle, Brücken gebaut, und der Bergbau sehr emsig betrieben. Trajan wollte durch seine Eroberungen nicht bloss verwüsten, er hat seine Macht erweitert, um Land und Volk glücklich zu machen. Freilich währte es nicht lange, so kehrte der alte Zustand der Verwirrung und Barbarei wieder ein, denn kaum war Trajan den Mühseligkeiten eines langwierigen, beschwerlichen Feldzuges nach dem Orient unterlegen, als auch die Dacier den Augenblick benützten und das römische Joch vom Halse warfen. Die trajanischen Pflanzvölker wurden vertrieben, ihre Bauten und Befestigungen niedergerissen und die wilde Kampf- und Mordlust der kaum Besiegten erwachte wieder in ihrer ganzen Stärke. Trajans Nachfolger waren den Daciern nicht mehr gewachsen, denn auch Rom, das viele Jahrhunderte lang gross da gestanden und eine Welt unterjocht hatte, ging unaufhaltsam dem Abgrunde zu, in den es auch bald versank.

Hier verlieren wir den unter Trajan so schön begonnenen Faden der Geschichte wieder auf längere Zeit. Asien, die Wiege des menschlichen Geschlechts, wo auch die Keime aller Wissenschaft und Kunst, all unserer Glückseligkeit zuerst erwachten, hat auch die vielköpfigen Ungeheuer geboren, die verwüstend und verheerend in Europa eindrangen. Wilde Horden überschwemmten von allen Seiten das Land und erschütterten die Grundfesten des morschen Gebäudes, an dem die Römer Jahrhunderte lang sorgsam gebaut hatten. Auch die dacischen Provinzen wurden ein Raub der Barbaren, die sich gegenseitig bekriegten und vernichteten, bis die eindringenden Lehren des Christenthums wieder mildere Sitten brachten. Aber im Herzen Europas wuchs bald ein neuer schrecklicher Feind zu furchtbarer Macht heran, der bis nahe an unsere Zeiten herauf die Sünden der Väter an den spätesten Nachkommen noch rächte. Der Türken Macht stieg mit dem Hasse gegen das Christenthum und nun beginnt

eine Geschichte voll der grässlichsten und blutigsten Kriegsscenen, die meist auf dem Boden des alten Daciens ausgefochten wurden. Die Klissura bewahrt zahlreiche Trümmer aus dieser unglückseligen Zeit.

Wir wenden unsern Blick von dieser traurigen Epoche und wollen dem gefeierten Kaiser auf seinem Feldzuge nach Dacien folgen.

Trajans Vorgänger kämpften mit wenig Glück gegen dieses kriegerische Volk. Domitian war sogar genöthigt, einen schimpflichen Frieden von Decebalus, ihrem Fürsten, zu erkaufen. Noch verwegener durch solche Vortheile gemacht beunruhigten sie fortwährend die nah gelegenen römischen Provinzen. Kaum war daher Trajan aus Germanien abberufen worden, um zu Rom den Kaiserthron einzunehmen, so dachte er vor Allem daran, Decebalus zu demüthigen. Seinem Rufe folgte freudig die grosse Schaar der Legionen, denn er hatte schon am Rhein sich einen guten Namen erworben. Der Feldzug begann im Jahre 101 n. Chr. G.

Siscia, auf der Insel Segestica gelegen, wo die Culpa in die Save läuft, war schon seit undenklichen Zeiten ein wohlbefestigter Ort, den die Römer auf ihren Heereszügen nach Pannonien als Waffenplatz benützten. Dort soll auch Trajan sein Heer versammelt und geordnet haben. Von da führte er seine Schaaren über Belgrad nach der Klissura, benützte und erweiterte wahrscheinlich den schon von seinen Vorgängern angelegten Treppelweg und setzte sodann auf 2 Schiffbrücken über den reissenden Strom. Der Feind wähnte sich in seiner Wildniss gesichert, aber Trajan drang unaufhaltsam über Orsowa, Mehadia, Karansebes, Lugos und durch das Hatzeger Thal, wo noch heutzutage viele Reste eines römischen Lagers getroffen werden, nach Siebenbürgen vor, wo Zarmizegethusa, die Hauptstadt des Decebalus, lag. Ueberrascht durch dieses kühne Vorrücken, sahen die Dacier sich ausser Stand, noch länger sich zu halten, Decebalus schloss mit Trajan einen demüthigenden Frieden. Der Kaiser wurde im Triumphe nach Rom geführt, und der Senat ertheilte ihm den Ehrennamen Dacicus.

Dieser vorläufige Sieg, dem 2 Jahre ohngefähr darauf,

nachdem Decebalus seinem gegebenen Worte untreu geworden war, eine vollständige Unterjochung Daciens folgte, war für Trajans Zukunft, für seinen Ruf als Feldherr von bedeutender Wichtigkeit. Wir finden es daher natürlich, wenn der Kaiser, nach glücklich überwundenen Schwierigkeiten, den Entschluss fasste, das kühne Unternehmen durch ein Denkmal, an Ort und Stelle errichtet, zu verewigen. Auf solche Weise erklären wir die Bedeutung der in Rede stehenden Tafel.

Es befindet sich nämlich dieses schöne Denkmal am Ausgange der Klissura, dem Gränzdorfe Ogradina gegenüber auf serbischer Seite, wo die Strombahn sich erweitert und das schroffe Gebirge, das die Ufer bildet, besonders auf österreichscher Seite, landeinwärts biegt, sanftere Formen annimmt und endlich in das freundliche Schuppanecker Thal sich verläuft. Unsere in der Nähe von Ogradina aufgenommene Ansicht lässt uns das Ende der Klissura oberhalb des genannten Dorfes nebst diesem so merkwürdigen Denkmal überblicken. Zwei geflügelte Genien halten von beiden Seiten eine colossale Tafel, die ziemlich tief in die Kalkwand, unmittelbar über dem bereits erwähnten Treppelweg eingehauen ist. Eine breite, in Quadratfelder eingetheilte, rahmenähnliche Einfassung schliesst diese Tafel ein, auf deren obern Theile nur noch folgende Inschrift zu lesen ist:

IMP. CAES. D. NERVAE. FILIVS.
NERVA. TRAIANUS. GERM.
PONT. MA. — — — —
— — — — — — —

Zeit und Witterung haben dasselbe stark beschädigt und auch das serbische Fischervolk hat das Seinige beigetragen, um die schöne Sculptur-Arbeit zu zerstören. Denn noch immer benützen diese Leute die tief in den Felsen gehauene Stelle, um Feuer darunter anzuzünden. So kam es denn, dass die Genien, die Delphine, der römische Adler in der Mitte der obern Einfassung theils verwittert, theils von Russ und Rauch angegriffen sind. Am meisten hat jedoch der untere Theil der Tafel gelitten, wo fast alles schon verwittert ist.

Man findet diese Tafel von allen Alterthumsforschern angeführt, die die Inschriften Daciens, Mösiens und Pannoniens sammelten, aber keiner der Gelehrten schien mit dem Gegenstande sich näher befasst zu haben, denn ein Jeder schrieb die Fehler des Einen dem Andern nach. Der Eine fügt der Inschrift Worte bei, die wohl nie Jemand so gelesen haben konnte, der Andere lässt die Tafel unter den Trümmern der vermeinten trajanischen Brücke beim severiner Thurme finden, und von da erst auf ihren gegenwärtigen Standpunkt bringen, und selbst Marsigli, der doch zur Zeit des Türkenkriegs viel in jenen Gegenden herumgekommen ist, ist nicht ganz rein aus der Sache hervorgegangen. Keiner wusste daher recht, was man aus der Tafel machen sollte, bis Griselini, in seinen Briefen über das *temesvärer Banat*, die Sache deutlicher machte, und eine gute Abbildung der Tafel lieferte.

Es ist demnach als gewiss anzunehmen, dass Trajan seinen ersten Einbruch in die dacischen Provinzen zugleich den glücklich bewerkstelligten Uebergang über den reissenden Strom bei Ogradina, durch dieses Denkmal bezeichnen wollte, wie es in jener Zeit bei solcher Gelegenheit allgemein üblich war. Zu dem Schlusse berechtigt uns die Geschichte seines ersten Feldzuges, theils die Stelle der Tafel selbst. Die Gründung des Denkmals zur Zeit des ersten Feldzuges dürfte um so mehr ausser Zweifel sein, als auf der Inschrift der Beiname Dacicus noch fehlt, welchen Ehrentitel der Kaiser erst später erhielt, als der erste Versuch glücklich ausgefallen war. Zur Zeit des zweiten Feldzuges, wo Trajan den Decebalus gänzlich vernichtete, der dann in der Verzweiflung Gift nahm, war die Klissura für den Sieger von keiner so bedeutenden Wichtigkeit mehr, denn seine Hauptarmee ging viele Meilen unterhalb Orsowa über den Strom, und er griff Siebenbürgen von beiden Seiten, von der Wallachei und vom Banat aus, zu gleicher Zeit an. Später baute Trajan auf der Stelle, wo er bei Tschelleh über den Strom ging, jene berühmte stehende Brücke, welche eine dauernde Verbindung zwischen Mösien und Dacien erhalten sollte, und deren Trümmer bis auf den heutigen Tag ein Zankapfel der Gelehrten waren.

Wir müssen daher um so mehr bedauern, dass von der Geschichte Trajans so wenig Zusammenhängendes auf uns gekommen ist. Unsere Geschichtschreiber haben die Daten mühsam aus den vorhandenen Inschriften und Monumenten zusammengetragen. Aber der grösste Verlust bleiben die eigenen Commentare des Kaisers über den dacischen Krieg, welche, wie so vieles Schätzbare, in den Trümmern der Zeit untergegangen sind.



XXI.

Vissegràd.

Königreich Ungarn.

Burgruine. Graner Gespanschaft.

Von

Johann Grafen Mallàth.

Drei Strecken sind es in dem weiten Laufe, in welchem sich der Hauptstrom des Königreichs, die herrliche Donau, durch die Gauen desselben hinrollt, die der pittoresken Auffassung Stoff zu interessanten Darstellungen bieten. Die erste ist bei dem Eintritt des Stromes in die Grenzmarken Ungarns, wo die Kalkmassen der Thebnerberge und die Granitgebilde der kleinen Karpathen sich erheben. Malerische Formen zeigen sich dort dem Auge, Strom und Gebirg vereinen sich zu einem herrlichen Bilde, von welchem wir auch in diesem Denkbuche zwei Episoden in den Darstellungen von Theben und Pressburg lieferten. — Unterhalb Pressburg strömt die Donau zwischen Auen und monotonen Ufern hin, bis man bei Gran die zweite Strecke erreicht, wo der malerische Reiz der Gegend wieder in sein Recht tritt. Hier bei Gran hat sich der Strom gewaltsam Bahn gebrochen durch das Gebirge, im Granthal von Nord nach Süd streichend, sich dort an die Höhen des Bakonierwaldes schliessend. Im Norden tauchen die Ausläufer der Karpathen bis an den Strom herab. In dieser Gebirgsgruppe zeigt sich Gran, von welchem wir vielleicht auch eine Darstellung liefern werden, und die imposante, in den An-

nalen des Reiches vielfach besprochene Ruine des alten Königsschlosses Vissegràd, von welchem die gegenwärtige Darstellung dem Publikum das interessante Bild vor das Auge führt; die Ausläufer dieses Gebirges, welche sich bis Ofen hinab am rechten Ufer des Stromes hinziehen, enden mit dem Blocks- oder Gerhardsberge bei Ofen, und aus diesem Theile desselben gaben wir die Darstellungen von Ofen und Pesth. Von Pesth bis Peterwardein wiederholt sich die Erscheinung des Stromgebietes, wie zwischen Pressburg und Gran, in noch ausgedehnterem Massstabe. Mächtig und breit zwar rollt der Strom dahin, aber nur Auen und hohes Gebüsch begrenzen seine Ufer, welche zu beiden Seiten bloss den Anblick unermesslicher Flächen, der grossen Ebene von den Karpathen bis Belgrad (bei 75 Meilen) und vom Plattensee bis Grosswardein (bei 50 Meilen) bieten; bei Peterwardein, welche Festung selbst schon auf mächtigen Serpentinfelsen thront, ist gleichsam die Eingangspforte, die Vorhalle zu der grossartigen malerischen Scenerie, welche eigentlich bei Uj-Palanka beginnt, wo die Gebirge des Banats an die Stromufer herantauchen, und mit den serbischen Gebirgen jene fortlaufende Reihe pittoresker Anschauungen beginnen, welche alle Gegenden der obern Donau übertreffen. Die Engpässe, welche die Donau hier durchrauscht, die Stromfälle, die Ruinen aus römischer und mittelalterlicher Zeit, bieten von Palanka bis Galacz eine Suite von überraschenden Gebilden, deren mehre wir unseren Lesern in diesem Werke vorzuführen gedenken, welches vorzugsweise dazu bestimmt ist, die noch weniger gekannten Schönheiten des grossen vaterländischen Stromes und den Reiz seiner Gestade zu würdiger Anschauung zu bringen. —

Wir kehren nach dieser Einleitung, welche uns hier am besten ihren Platz gefunden zu haben scheint, zur erklärenden Darstellung des Bildes zurück. —

Wann die Burg Vissegràd erbaut worden? Wer der Erbauer gewesen? lässt sich nicht ausmitteln. Der Name Vissegràd ist unverkennbar slavischen Ursprungs und bedeutet eine hohe Burg. Dies begründet die Vermuthung, dass die Erbauung vor der Einwanderung der Magyaren statt gehabt hat, denn wenn diese die Erbauer gewesen wären, hätten sie dem Bau keinen slavischen, sondern einen ungarischen Namen gegeben. Die Magyaren fanden Vissegràd bereits, und behielten den slavischen Namen. In Ur-

kunden ungarischer Könige erscheint es als hohe Burg (*Altum Castrum*), hoher Stein (*Altus lapis*), deutsch heisst es: Blindenburg oder Plintenberg. Der Ursprung dieser deutschen Benennung ist unbekannt.

Die ungarischen Geschichten erwähnen Vissegrád zum erstenmal in der Mitte des eilften Jahrhunderts unter Andreas dem Ersten, der beiläufig um das Jahr 1056 ein griechisches Mönchskloster zu Vissegrád stiftete. Das Geschick seines Sohnes, Salomon I., so romantischer Art, dass es in der ungarischen Geschichte nachgelesen zu werden verdient, und Stoff zu einem vortrefflichen Romane bieten könnte, ist mit der Geschichte der Burg Vissegrád ebenfalls verknüpft. — Nach mancherlei Wechselfällen des Lebens hatte er dem Throne der Magyaren entsagt, aber unruhigen, wankelmüthigen Sinnes, beschloss er die Krone wieder an sich zu reissen. Er lud seinen Vetter Ladislaus den Ersten, der damals König von Ungarn, zu einer freundlichen Unterredung, bei welcher er ihn fangen oder tödten wollte. Der Anschlag wurde verrathen und Salomon von Ladislaus gefangen und zu Vissegrád in einen Thurm gesperrt 1081. Der Thurm heisst noch jetzt der Salomonsthurm. Hier sass der Unglückliche ein ganzes Jahr über. Die Legende berichtet seine Freilassung auf folgende Weise: König Ladislaus wollte die Gebeine des ersten Königs der Magyaren, des 1081 heilig gesprochenen Königs Stephan, erheben, aber keine Gewalt vermochte den Sarg zu öffnen; nach dreitägigem Fasten und Beten verkündete die Nonne Charitas dem Könige: nie werde er die Gebeine des heiligen Königs Stephan erheben, wenn er nicht zuvor seinem Vetter Salomon die Freiheit geschenkt. Sobald der König den Befehl zu Salomons Freilassung gegeben, konnte Stephans Grab gleich geöffnet werden (1082). Ein geistreicher Schriftsteller (Baron Aloys Mednyansky) bemerkt, indem er dies erzählt: liegt vielleicht in dem Namen Charitas der Schlüssel zu Salomons Befreiung ohne Wunder? —

Durch zwei Jahrhunderte schweigt nun die Geschichte von Vissegrád; erst nach dem Erlöschen der Arpade, als das Haus Anjou auf den ungarischen Thron kam, im Jahre 1310 übertrug Karl Robert die heilige ungarische Krone von Stuhlweissenburg, wo sie bishin aufbewahrt worden, nach Vissegrád, und wählte diese Burg zu seiner Residenz. Hier feierte Karl Robert seine

drei Vermählungen, hier war er in grosser Lebensgefahr. Ein ungarischer Edelmann, Felician Zàh, drängte sich in den Saal, während die königliche Familie an der Mittagstafel sass. Felician hieb nach des Königs Haupt, der mit vorgehaltenem Arm den tödtlichen Streich abwehrte; hierauf verwundete Felician die Königin an der Hand und wollte sich eben auf die königlichen Prinzen werfen, als Johann, aus dem Geschlechte Patorh, Vertreter des Küchenmeisters der Königin, sich auf Felician warf und ihn mit dem Vorlegmesser von rückwärts niederstiess. Dieses Ereigniss verleitete dem König die Burg nicht. Er fuhr fort, sie zu verschönern. Hier empfing er den König von Böhmen, Johann, sammt dessen Sohn Karl, und den König von Polen, Casimir (1335). Beide erneuerten hier die Ausgleichung ihrer Streitigkeiten (5. November), die sie schon früher durch Karl's Vermittlung in Trentsin geschlossen hatten (24. August). Noch ein dritter König, Stephan von Bosnien, verherrlichte damals Vissegrád durch seine Gegenwart. Wie gross das Gefolge der Könige gewesen sein mag, ergibt sich daraus, dass für den Hofstaat des Königs von Böhmen täglich zweitausend dreihundert Laib Brod, für jenen des Königs von Polen tausend fünfhundert geliefert wurden. Vissegrád beherbergte also zu gleicher Zeit vier Könige, nämlich den Einheimischen und drei als Gäste.

Drei Jahre später (1338) erschien der Herzog der Preussen zu Vissegrád, und schloss mit Karl ewiges Friedens- und Freundschaftsbündniss. Im nächsten Jahre (1339) erschien abermals Casimir von Polen in der Vissegráder Königsburg und schloss mit seinem Schwager Karl, König von Ungarn, eine Uebereinkunft, mittelst welcher sie das Erbfolgerecht in Polen auf Karl's Sohn, Ludwig, übertrugen. In Folge dieser Uebereinkunft vereinigte Ludwig die beiden Kronen von Polen und Ungarn später wirklich. Drei Jahre nachher (1342) starb König Karl zu Vissegrád. Sein Schwager Casimir, König von Polen, und Johann, Markgraf von Mähren, Bruder Kaisers Karl des Vierten, erschienen bei den feierlichen Exequien zu Vissegrád. —

Unter der Regierung Ludwigs des Ersten blieb Vissegrád die königliche Residenz. Als er aus Neapel zurückkehrte, wohin er gezogen, um den Mord seines Bruders Andreas zu rächen, brachte er auch einige fürstliche Gefangene mit, die der Mitschuld an

jenem Mord bezüchtigt waren. Sie wurden in Vissegràd gefangen gehalten, bis sie nach 4 Jahren auf Verwendung des Papstes frei gegeben wurden.

Auch einen Kaiser sah Vissegràd als Gast, es war Johann Paläologos, der Herrscher von Byzanz, welcher Hülfe suchend gegen die immer wachsende Macht der Osmanen, an Ludwig des Grossen Hof erschien.

Nach Ludwigs Tode bestieg dessen Tochter Maria den ungarischen Thron. Ein Theil der Magyaren aber berief aus Neapel Karl den Kleinen als Gegenkönig. Dieser kam wirklich nach Ofen, wurde aber dort nach kurzer Regierung in Maria's Gemach durch Blasius Forgacs auf den Tod verwundet, gefangen und nach Vissegràd abgeführt, woselbst er nach wenig Tagen starb. —

Nun schweigt die Geschichte durch beinahe 50 Jahre von Vissegràd; als Ungarn zwischen den Königen Ladislaus V. und dem polnischen Wladislaw I. in zwiespaltiger Königswahl getheilt war, erschien Ladislaus's Mutter, Elisabeth, Wittwe Kaiser Albrecht II., zu Vissegràd, erbrach das Behältniss, worin die heilige Krone aufbewahrt war, und nahm sie fort, damit Wladislaw nicht mit ihr könne gekrönt werden. —

Als Wladislaw später mit seinen Anhängern nach Vissegràd kam und die Krone nicht fand, wollten die Seinen den Kronhüter Niklas Gara niedersäbeln, weil er die Entwendung der Krone gestattet. Wladislaw rettete ihm das Leben, liess ihn zwar noch denselben Augenblick verhaften, aber gleich in der darauf folgenden Nacht entfliehen.

Nachdem Wladislaw I. in der Schlacht von Várna durch die Osmanen erschlagen worden, Ladislaus V. aber zu Prag gestorben war, gelangte Mathias Corvinus auf den ungarischen Thron. Unter ihm war Vissegràd im höchsten Flor. Die glanzvolle Beschreibung der Herrlichkeit von Vissegràd, die uns ein Augenzeuge, der Erzbischof Olàh, hinterlassen, wird später vorkommen.

Zwei Gefangene brachte Mathias Corvinus nach Vissegràd. Der Eine war Victorin, Sohn des Böhmenkönigs Georg Podiebrad, in offener Feldschlacht gefangen; der Andere Johann Vitéz, Erzbischof von Gran, der Verschwörung gegen den König überwiesen. Letzterer wurde in den Salomonsthurm gesperrt, und einer Sage, die sich auf diese Einkerkerung bezieht, werde ich später erwähnen.

Nach Mathias Corvinus bestieg Wladislaw II. den ungarischen Thron. Unter ihm, so wie unter dessen Sohn Ludwig II., hat sich nichts Merkwürdiges in Bezug auf Vissegràd ereignet. Dies Eine abgerechnet, dass ein Gesetz gegeben worden, wodurch Vissegràd zum Aufbewahrungsorte der Krone bestimmt wird. Zwei Kronhüter hatten sie in ihrer Obhut. Einer derselben musste immer anwesend sein. Sie durften die Krone selbst dem Könige nicht ausliefern, sondern nur den versammelten Reichsständen.

Nach der unglücklichen Schlacht von Mohács (1526) war Ungarn durch beinahe zwei Jahrhunderte der Kampfplatz zwischen den Osmanen und dem Hause Oesterreich. Vissegràd theilte das Schicksal des Landes, es war bald in österreichischen, bald in türkischen Händen.

Nach der Schlacht von Mohács wurde die Krone aus Vissegràd fortgebracht, weil sie dort nicht mehr sicher war. In der That erschien ein Türkenhaufe vor dem Schlosse, aber die Paulinermönche von Maria Noster, die sich in die Burg geworfen, wehrten den Andrang ab. Als im nächsten Jahr (1527) Ferdinand I. nach Ofen zog, öffnete Vissegràd seinem Feldherrn die Thore ohne Widerstand. Es blieb nicht lange in seiner Gewalt, denn während Suleiman nach Wien zog (1529), berührte ein Theil seines Heeres Vissegràd und eroberte es. Der kaiserliche Feldherr Wilhelm Roggendorf, der im nächsten Jahre (1530) Ofen erobern wollte, glaubte Vissegràd nicht im Rücken lassen zu können. Drei Monate wehrten sich die Türken, so dass er erst im November in Ofen erscheinen konnte. Vissegràd hatte er erobert, aber die Zeit zur Wegnahme Ofens war verloren. Nach 2 Jahren (1532) wurden die Kaiserlichen durch Grith (?) aus Vissegràd vertrieben, somit war der Gegenkönig Zapolya in den Besitz der Burg gekommen. Der kaiserliche Feldherr Leonhard von Fels gewann die Burg wieder zurück (1540), aber nach 4 Jahren erschienen die Türken wieder an den Mauern von Vissegràd. Der Befehlshaber Peter Amadé vertheidigte sich mannhaft und ergab sich nur, nachdem die Türken alle Wassermaschinen zerstört hatten und die Besatzung 5 Tage ohne Wasser gewesen war.

Ein halbes Jahrhundert blieben die Türken unangefochten im Besitze von Vissegràd. Wie Erzherzog Mathias endlich 1595

gegen Ofen vordrang, griff der Vortrab seines Heeres, von Niklas Palffy geführt, Vissegràd an. Mit unglaublicher Mühe wurden Kanonen auf den nächsten Berg geschleppt, ihr verheerendes Feuer zwang die Türken zur Uebergabe. Die Festung war in vielfachem Kriegswechsel dergestalt beschädigt, dass sie von den Kaiserlichen als unhaltbar verlassen wurde, wie die Türken 1605 sich der Festung wieder näherten. Die Osmanen besetzten Vissegràd ohne Widerstand.

Neun und siebzig Jahre blieben die Türken nun wieder in Besitz von Vissegràd. Nachdem die Osmanen im Jahr 1683 von Wien zurückgeworfen worden waren, eroberten die Kaiserlichen im nächsten Jahr (1684) Vissegràd wieder, verloren es aber noch dasselbe Jahr an die Türken. — Zwei Jahre darauf (1686) wurden die Türken aus Ofen vertrieben. Das Schicksal der Hauptstadt theilte auch Vissegràd und der grössere Theil des Landes. Wie nun die Türken mehr und mehr aus Ungarn zurückgedrängt wurden, verschwand die Nothwendigkeit kleinerer Festungen im Lande, die früher Gränzfestungen waren. Mehre wurden geschleift. Dieses Schicksal traf auch Vissegràd, seither ist die Burg verödet.

Vissegràd bestand aus drei Abtheilungen. Zwischen dem Berge und der Donau, wo jetzt das Dorf, war die sogenannte Stadt. Sie war befestigt. Auf dem Gipfel des Berges war das eigentliche Schloss. Der Raum zwischen der Stadt und dem Schlosse war die äussere Festung. —

Die Pracht der königlichen Burg von Vissegràd unter Mathias Corvinus beschreibt der Augenzeuge Niklas Olàh, Primas des Reichs und Erzbischof von Gran, auf folgende Weise:

(*Nicolai Olahi*, *Hungaria et Attila. Liber primus. Caput sextum.*)

„Vissegràd, welches die Deutschen Plentenburg nennen, ist von Ofen gegen Sonnenuntergang fünf Meilen entfernt. Es ist an dem Ufer der Donau und dem Saume eines ungeheuern Waldes erbaut, in welchem vielerlei Wild. In der Fronte des Ortes, gegen Morgen zu, ist die Königsburg, mehr als man sagen kann schön und reich, vorstrahlend durch Paläste und wahrhaft königliche Gebäude, die zu gleicher Zeit vier Königen mit ihrem Hofstaate bequeme Wohnung darbot. Man sagt, dass sie mehr als 350 Zimmer enthalte. Das Thor öffnet sich gegen die Donau,

die an 200 Schritte entfernt ist. Dieser Raum bis zum Orte Vissegràd selbst ist mit Weiden bepflanzt. Auf der andern Seite der Burg ist der Garten, angenehm durch Weinreben und Obstbäume. Wer durch das Thor in die Burg einschreitet, gelangt in den grossen Burghof, der, von allen Seiten grün, eine Menge Feldblumen weist. Beiläufig 100 Schritte vom Thore beginnt die Stiege aus Quadern, sieben bis acht Ellen breit, beiläufig 40 Fuss hoch. Sie führt wieder zu einem viereckigen Hofe, der auf lauter Gewölben ruht, die, prachtvoll gebaut, die königlichen Weine aufbewahren. Der Hof ist mit Quadern gepflastert und in gleichen Entfernungen mit Linden bepflanzt, die im Frühjahr höchst angenehm duften und einen heitern Anblick gewähren. In der Mitte ist ein Brunnen, mit bewundernswerther Kunst aus rothem Marmor gearbeitet, mit den Bildnissen der Musen geziert. Auf dem Gipfel desselben sitzt Cupido auf einem marmornen Gefäss, aus dem er Wasser giesst, welches eben so schmackhaft als kalt, von einer Quelle des nahen Berges durch Kanäle hingeleitet, mit fröhlichem Geräusch in das Bassin rauscht. Dieser Brunnen ist von Mathias Corvinus gebaut, wie alle Gebäude, die ich beschreibe. Die Alten haben mir erzählt, dass Mathias Corvinus, wenn er Triumphe feierte, aus diesem Brunnen abwechselnd rothen und weissen Wein fliessen liess, der kunstreich auf dem Berge in die Kanäle geleitet wurde. Im Frühjahr und Sommer, wenn die Bäume blühten, pflegte der König sich hier zu ergehen, zu speisen und auch Gesandte zu empfangen.

An der Seite des Hofes gegen den Berg zu, etwas erhöht, ist eine sehr angenehme Kapelle, in Mosaik-Arbeit gepflastert, wie meistentheils die Gebäude. In der Kapelle ist ein kostbares musikalisches Instrument, welches man Orgel nennt. Die Pfeifen sind von Silber; der Tabernakel und die Altäre, mit allem, was dazu gehört, sind vom reinsten Alabaster und Gold. Von hier gegen Morgen zu erstreckt sich in zwei Reihen die Wohnung des Königs, das Getäfel vergoldet und mit vieler Kunst gearbeitet. Ein Weg führt hinauf zu einem länglichen Palast, hart am Berge, ein anderer Weg führt zu den unteren Theilen des Gebäudes. Auch hier ist in der Mitte eines kleinen Hofes ein Brunnen von Alabaster, umgeben von einem marmornen Säulengange, der die Wandelnden vor der Sonnenhitze schützt. — Von hier erstrecken



sich die Gebäude gegen Norden und Abend, sich wieder in dieser Richtung an die oben erwähnten Schlosstheile anschliessend. Die Fenster sind gegen die breit anströmende Donau gewendet, welches den Hinaussehenden um so angenehmer ist, da auf dem jenseitigen Ufer das deutsche Dorf Maros und an selbigem ein mehr langer als hoher Berg voll Weingärten zu schauen.

Die Königsburg hat ausser der angenehmen Lage den Schmuck so prachtvoller Gebäude, dass sie ohne Widerrede die Gebäude der meisten Reiche überbietet. So viel Reiche ich auch bis auf den heutigen Tag durchwandelt, habe ich doch nirgends so prachtvoll eingerichtete Gebäude gesehen. — Selbst in Paris im Parlamentshofe, wo Recht gesprochen und des Königs Angelegenheit verhandelt wird, sah ich nur eine einzige Kammer, die wie die Vissegráder und Ofner Gebäude aus vergoldetem Getäfel gebildet ist. Ober der königlichen Residenz auf dem höchsten Gipfel des steilen waldumgebenen Berges ist, wie ein Nest, das feste Schloss zu schauen.“ Bis hieher Olahus. —

Wo sind nun diese Herrlichkeiten? Hundert Jahre und darüber steht die hohe Vissegrád öde. Die vereinte Gewalt der Zeit und der Menschen haben an ihrer Zerstörung gearbeitet, und so vollständig ist dies gelungen, dass die Spuren gewesener Herrlichkeit nicht mehr aufzufinden sind. Der Forscher, der Wanderer sucht sich vergebens in dem Gemäuer zurecht zu finden. Der Salomonsthurm am Fusse des Berges bewahrt in seinem Namen seit 700 Jahren die Erinnerung an einen unglücklichen Fürsten und auf dem Gipfel des Berges verrathen nur die Ueberreste einer Cisterne den Zweck ihrer früheren Bestimmung, und nur ein einzelner Stein mit halbverwitterten Wappen und beinahe zerstörter Inschrift bezeigt das ohnmächtige Streben, irgend ein Ereigniss dem Strome der Vergessenheit zu entreissen; nur das Thor, der Eingang zur obersten Burg, steht noch in alter Festigkeit; aber manches Jahr vergeht und keines Menschen Fuss schreitet durch das Gewölbe, durch welches sich einst täglich Hunderte hin und her drängten. Der Prophet singt: Wie einsam ist's in der einst so volkreichen Stadt, einer Wittwe gleich ist die Völkerbeherrscherin; von ihren Theuern ist Niemand über, der sie tröstet, und ihre Freunde alle haben sie verlassen. Und mit Recht singt der morgenländische Dichter:

Es zieht in Kaiserhallen vor dem Thor
Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabens Königshallen
Hört man als Heermusik die Eule schallen.

Aber die Natur bleibt gleich gross und herrlich, wenn auch die Pracht untergegangen ist, mit der sie einst die Menschen geschmückt. Das Auge schaut hin über die Gipfel der Berge, jenseits der Donau, und aus der Ferne schimmert ein breiter silberner Strom. Die Donau ist's, die majestätisch daher rollt. Der Blick verfolgt ihren Lauf, aber Berge verdecken ihn; nur am Fusse der hohen Vissegràd strömt sie wieder und eilt den belebten Gegenden der Hauptstadt des Reiches zu. Wo die Donau zum zweitenmale verschwindet, dämmern aus der Ferne wieder Berge. Auf einem derselben prangen die Ruinen der stolzen Burg Neográd. Sie liegt gebrochen gleich Vissegràd. Zwei Heldenmäler untergegangener Zeiten.

Niemand, der von der Burg herab längs der Mauer pilgert, die sich von oben bis herab zum Salomonsthurme zieht, scheidet von der ehrwürdigen Ruine, ohne das Echo zu versuchen, welches vom Salomonsthurme schallt. Wie mancher leere Schall, Worte tiefer Empfindung, grosse Namen sind schon, dem Gemäuer zugerufen, vom Thurme zurückgegeben worden! Charakteristisch aber für die Nation ist die Sage, dass die Stimme des Thurmes Ein Wort nicht zurückruft, es ist der Name des einst im Thurme eingekerkerten Verräthers seines Königs: Vitèz. —

XXII.

A s c h a c h.

Schloss und Markt.

Oesterreich ob der Enns. Hausrukviertel.

Von Engelhardszell an gleitet das Schiff auf der rasch dahinströmenden Donau zwischen schönen Gebirgen, deren Schluchten und Buchten im überraschenden Wechsel landschaftlichen Reizes sich entfalten. Es fehlt dieser Strecke des Stromes nichts, um sie den gepriesensten Gestaden des Rheines an die Seite zu stellen. Groteske Felsenparthieen, ernste Wälder, brausende, in die Donau mündende Bäche, prächtige Ruinen alter Burgen, zum Theile umschimmert von reichen historischen Erinnerungen, alles dies verbindet sich hier zu einem in vielfacher Beziehung interessanten Ganzen. Das Granitgebirge, dessen imposante Formen von Vilshofen in Bayern, bis unterhalb Neuhaus in Oesterreich den Strom besäumen, zeigt gerade auf der Strecke zwischen Engelhardszell und Neuhaus seine mächtigste Erhebung, und thürmt hier seine kühnen Klippenmassen zu Bergen von mehr als 1200 Fuss Höhe empor. Abwärts von Neuhaus senken sich dann die Gipfel, die Gebirge treten weiter von dem Stromufer zurück, immer weiter, und freundlicher wird das Thal, und der Uebergang von der wildromantischen Felsen- und Gebirgsnatur zu den freundlichen Scenen der Ebene wirkt äusserst wohlthätig auf Auge und Sinn des Reisenden. Wirklich frappant ist der Anblick bei dem völligen Ausbeugen des Stromes in die Fläche. Herrlich und üppig liegt das reich gesegnete schöne Land vor dem Auge. Im tiefen Süden

tauchen die Schneehäupter der Kalkalpenkette empor, ringsum erschaut man Höfe, Weiler, und Flecken, Wohlstand verkündend, und heitern Anblicks! — Aschach mit seinem Schlosse und dem Park, so wie das jenseits des Stromes, am nördlichen Ufer gelegene Jagdschloss Landshaag bildet einen der vorspringendsten Punkte in diesem reichen Gemälde. Diese Gegend war eine der am frühesten bewohnten Gegenden unsers Vaterlandes nach den Stürmen der Völkerwanderung, und eine mehr als tausendjährige Cultur hat sie veredelt, und verschönt. Schon zur Zeit Karls des Grossen war hier die Rebe gepflanzt, und spendete dem fröhlichen Winzer ihren sorgenverscheuchenden Saft. Thassilo der Agilolfinger schenkte den Mönchen zu Kremsmünster im Jahre 777 Weingärten um Aschach. Im zwölften Jahrhunderte hauseten Ritter auf dem Schlosse, welche den Namen der Aschacher trugen. Weikard und Konrad von Aschach werden urkundlich erwähnt. Dies Geschlecht starb im 14. Jahrhundert aus. Von ihnen kam Burg und Herrschaft an die mächtigen, hier so reich begüterten Grafen von Schaumberg, dann an die Jörger von Tollet, endlich an die Harrach, welche es noch gegenwärtig besitzen. Im Bauernkriege besetzten die Rebellen am 16. May 1626 Aschach. Sie plünderten das damals mit einem ziemlich reichen Arsenal versehene Rathhaus, nahmen alle Waffen, Rüstungen und Munition, und zogen nach Efferding. Am 4. August kehrten sie zurück, und wollten auch hier, wie in Engelhardszell, die Donau sperren. Die Schmiede in Steyer, welche Stadt sie gleich im Beginne der Empörung gewältigt hatten, mussten ihnen zu diesem Zwecke eine hundert Klaftern lange Kette, deren einzelne Glieder jedes zwanzig Pfunde wog, liefern. Ausserdem spannten sie noch zwei andere Ketten, und zwei Seile über den Strom. So, glaubten sie, würde es den Baiern unmöglich werden, auf Schiffen dem belagerten Herbersdorf Succurs zu bringen. Ihre Hoffnung täuschte sie, die bairischen Schiffe sprengten auch hier Ketten und Seile, und bahnten sich den Weg. Bei dem zweiten Aufstande im Jahre 1632, überfielen die Aufrührer am 1. September Aschach, und plünderten es. Am 9. October setzte der kaiserliche Oberst Traun mit seinen Truppen von Landshaag aus über den Strom, und steckte das Lager der Bauern in Brand. — In dem Kriege von 1809 sah Aschach auch wiederholte Gefechte in seiner Nähe.

Als nach dem Frieden das Innviertel an Baiern abgetreten war, wurde die österreichische Grenzmauth von Engelhardszell nach Aschach verlegt, und blieb daselbst bis 1819, wo sie, nachdem das Innviertel wieder an Oesterreich zurückgekommen war, abermals nach Engelhardszell kam. Die Ueberschwemmungen der Donau, denen Aschach sehr ausgesetzt ist, haben schon oft hier grossen Schaden gethan. Noch vor 30 Jahren wogte die Donau dicht an den Häusern des Marktes: bei Hochwasser, und Eisgängen stieg die Fluth oft bis an die Dächer und selbst die Kirche ward zuweilen bis über die Höhe der Kanzel unter Wasser gesetzt. Seit dieser Zeit aber hat sich eine Sandbank gebildet, und der Strom hat sich weiter zurückgezogen. Dies bedroht indessen den Markt abermals mit einem Missgeschicke anderer Art. Ein Haupterwerb der Bewohner kommt nämlich aus dem lebhaften Schifffahrtsverkehre, und den einträglichen Holz- und Lattenmärkten. Wird die Sandbank nun nicht bald geräumt, nimmt sie im Gegentheil durch Anschwemmung zu, so kann es in Aschach, wie in Steyereck geschehen, dass kein Schiff mehr hier anlegen kann. — Der Pfarrbezirk zählt 215 Häuser, mit nahe an 1400 Einwohnern. Noch wird hier, wie vor tausend Jahren Weinbau betrieben, das Gewächs, unter dem Namen Aschauer bekannt, ist aber so schlechter Qualität, dass der dazu verwendete Boden, der überdies nur karge Ausbeute (manches Tagewerk kaum einen Eimer) gibt, weit entsprechender zum Getreidebau bestimmt werden könnte. Leinwand- und Holzhandel wird lebhaft betrieben. Der Lattenmarkt ist bedeutend. Die grossen Forste von Ranariedl und Falkenstein liefern diesen Artikel zahlreich, und auf der Donau wird er dann zu Markte gebracht. — Der Park am Schlosse ist noch immer sehenswerth, obschon er von seinem frühern Glanze verloren hat. — In der Kirche befindet sich eine sehenswerthe Sculptur von 1489, und ein schönes Altarblatt von Abel, die Geburt Christi, ein wirksames Nachtstück, eine der besten Arbeiten des Künstlers, welcher hier in Aschach 1798 geboren ward. Aschach besitzt auch ein Bürgerspital. Die Umgebungen Aschachs sind reich an historischen, naturhistorischen, und pittoresken Merkwürdigkeiten, und wir wollen hier zum Schlusse einige Blicke auf dieselben werfen. — Die Gegend um Aschach wird der Aschacher Winkel genannt. Hier brach am 17. Mai 1626 der unselige

Bauernkrieg aus, welcher so vielen Orten Verheerung brachte, und dem Lande 10,000 streitbare Männer kostete, welche nur in den Schlachten gefallen sind; noch zeigt man in der Nähe des Dorfes Harbach, bei St. Agatha den Fadingerhof, aus welchem der Anführer der Bauern hervorging, der in der Belagerung von Linz den Tod fand. —

Unferne von Aschach, an dem gleichnamigen Flüsschen trauern auf einem Hügel die moosigen Trümmer des alten Schlosses Stauf. Ebenfalls in der Nähe ziehen die Ruinen der Burg Schaumberg das Auge an, unstreitig eines der interessantesten Ueberbleibsel ritterlicher Zeit. Das Geschlecht, welches von dieser Burg den Namen trug, glänzte vor allen andern im Mittelalter; ihre Herrschaft war eine freie Reichsgrafschaft, Rudolf von Habsburg bestätigte sie als solche, ihr Gebiet erstreckte sich von Baierns Grenzmark bis nach Linz, 1559 erloschen diese mächtigen Dynasten. Ihre Stammburg zerfällt in Schutt, aber noch bieten die kolossalen, epheubewachsenen Trümmer derselben dem Wanderer ein imposantes Bild ihres einstigen Glanzes. Möchte sich doch ein Freund des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, finden, sie vor gänzlichem Verfalle zu schützen. — Schon bei dem Aufgange aus dem Thale grüsst eine Steinsäule den Fremdling, ihm das verhängnissvolle Ende eines Ritters aus diesem Hause kündend. Der Jüngling liebte die Müllerstochter, deren Vater das einsame Gehöfte am Fusse des Schlossberges bewohnte. Einst ritt er in stiller Nacht hinab von der Burg zu Thale, da ward sein Ross scheu, und setzte mit ihm über die Felswand in den Abgrund. Zerschmettert fand man am Morgen Ross und Reiter. — Mehrere Brücken führen über die tiefen Gräben, durch die verfallenen Ringmauern in das Innere der Burg. In Mitte der Veste steht die alte Burgkapelle mit verbleichten Fresken, im Style des 15. Jahrhunderts; noch sind die mächtigen Verliesse und Souterrains zu erkennen, so wie der grosse Saal, und einige Gemächer. Dieser Theil der Veste könnte leicht restaurirt werden. Ihr Umfang zeigt die einstige Macht der Besitzer, so wie die zahlreichen Thürme und Warten die einstige Stärke der Befestigung. Noch 1626 war das Schloss zum Theile erhalten, denn die rebellischen Bauern suchten hinter diesen Zinnen Schutz, als sie bei Efferding geschlagen worden waren. Jetzt ist die Zerstörung leider schon

ziemlich weit gediehen, und schreitet natürlich von Jahr zu Jahr vorwärts. Die Ruinen von Ober-Wallsee, auf dem Gipfel des Klausberges, hinter welchem der Besenbach hervorrauscht, sind ebenfalls als ein interessanter Punkt in der Umgebung Aschachs zu erwähnen, nicht minder Eschelberg die prachtvolle Ruine des Stammschlosses der Grafen Abensberg und Traun. Hier hausete im 14. Jahrhunderte der berühmte, leider nur im Vaterlande noch immer zu wenig gekannte Ritter Hans von Abensperg und Traun, einer der tapfersten Helden seiner Zeit. Ludwig der Baier schlug ihn zum Ritter nach der Belagerung von Lindau. Er zog mit König Johann von Böhmen gegen die Sarmaten, und focht mit Eduard von England bei der Einnahme von Calais. Später zog er mit den deutschen Ordensrittern nach Litthauen, und eilte dann wieder nach Frankreich, wo er in der Schlacht von Crecy den König der Franzosen mit eigner Hand gefangen nahm. Dreissig Jahre lang focht er fast überall, wo es Krieg gab, zog endlich nach Oesterreich zurück, ward — Pfleger zu Freistadt, und später Landeshauptmann, als welcher er starb. Mühllaken verdient nicht minder, dass wir ihm einen Blick widmen. Dieses Dorf, und Wildbad liegt im Mühlviertel, unferne von Oberwallsee, und wird von den Linzern häufig besucht, und benutzt, ohne dass indessen etwas mehr für die Emporbringung des Bades geschähe. Die Heilquelle, ein eisenhältiges Mineralwasser, entspringt in einem Wäldchen am Besenbache unter einer uralten Fichte. Es sammelt sich ihr Gewässer in einem von der Natur ausgehöhlten Felsenbecken, ist mit einem gelben Schleim überzogen, äusserst klar und hell. Aus diesem Becken wird es durch hölzerne Röhren in das Badhaus geleitet. Die ganze Gegend ist sehr angenehm und freundlich, und es wäre sehr zu wünschen, dass bei den bemerkenswerthen Heilkräften, welche dies Bad zeigt, dasselbe mehr beachtet würde. Die schöne Natur bedürfte hier nur geringer Nachhilfe von Seite der Kunst, um hier Bequemlichkeiten und Reize zu schaffen, wie sie durch die liebevolle Vorsorge des Stiftes Tepl in dem so schnell und herrlich aufgeblühten Marienbade den Besuchern der Heilquellen bereitet wurden. In dem nahe gelegenen Dörfchen Besenbach findet der Freund alterthümlicher Kunst mehrere höchst beachtenswerthe Gegenstände. In der dortigen alten Kirche sind treffliche

Glasmalereien vom Jahre 1487, ein ausgezeichnet schöner Flügelaltar mit Schnitzwerk von 1499, und mehrere altdeutsche Gemälde von Meisterhand. — Zum Beschlusse erwähne ich noch der romantischen in stiller Abgeschiedenheit von Wald und Felsen liegenden Gegend „in den Schlägen" zwischen Aschach und Engelhardszell. Das Thal der grossen und kleinen Mihl (eigentlich Mühl, denn von diesen Bächen trägt das Mühlviertel seinen Namen) werden dem Auge manchen höchst interessanten Punkt bieten. Für Maler und Mineralogen trägt die ganze Gegend bis zu den Schlägen hohen Reiz, und die Rückblicke auf den Strom gewähren höchst frappante Bilder. —



XXIII.

Die Festung Peterwardein

in der

slavonisch-syrmischen Militärgrenze.

Von

Joseph von Dorner.

Die drei Hauptströme der österreichischen Monarchie, die Donau, die Drau und die Save, umfliessen ein schönes, reich gesegnetes Land, das unter dem Namen Königreich Slavonien schon seit undenklichen Zeiten eine Provinz der ungarischen Krone bildet. Der westliche Theil des kleinen, 276 □Meilen haltenden Landes, das die Römer *Pannonia interamnensis* nannten, lehnt sich an Kroatien, die Drau scheidet es vom Sümegher und Baranger Comitate; östlich bildet die Donau die Grenze gegen die gesegneten Fluren der weiten Bàtska, und im Süden trennt es die Save von Bosnien und Serbien. Schon in den frühesten Zeiten war die Provinz, gleich dem übrigen Ungarn, in Gespanschaften oder Comitate eingetheilt gewesen; aber die gefährliche Nachbarschaft der Türken, die bald das tödtende Gift der Pest, bald die blutigen Schrecken eines verheerenden Krieges über die Save brachten, machte bald, so wie die Macht des Halbmondes, zum Schrecken Europas, mehr und mehr heranwuchs, eine andere Ordnung der Dinge nöthig. Man fühlte die Nothwendigkeit einer stehenden Armee an den Grenzen immer dringender, und schon lange war

man auf ein Mittel bedacht, durch welches die weiten Grenzländer Ungarns am zweckmässigsten gegen den allgemeinen Feind könnten gesichert werden. Viele dahin zielende Pläne wurden entworfen und wieder aufgegeben. Der Entwurf zu dem jetzt bestehenden Grenzsysteme kam endlich unter Maria Theresia zur Reife, und Kaiser Franz sanctionirte im Jahre 1807 vollends die Gesetze dieser neuen Verfassung.

Dieser zufolge wurde der ganze, an das türkische Gebiet grenzende Landesstrich Ungarns von den übrigen Theilen getrennt und in Regierungsbezirke eingetheilt. Aus den Eingebornen wurde eine stabile Miliz gebildet, die zugleich Ackerbau und Viehzucht treibt, somit für ihre Unterhaltung grösstentheils selbst zu sorgen hat, und auf diese Weise dem Staate nur geringe Auslagen verursacht.

Auch Slavonien wurde demnach in zwei ungleiche Hälften getheilt, in den kleinern südlichen militärischen Theil, der in drei Grenzregimenter zerfällt: in das Gradiskaner-, Broder- und Peterwardeiner-Regiment, und in den grösseren Theil, das Provinciale genannt, das wieder in drei Gespanschaften eingetheilt wurde: in die Veröczer- nämlich, Poseganer- und in die Syrmiergespanschaft. Das Provinciale steht auf diese Weise unter der Verwaltung der Landesbehörden, das Grenzgebiet dagegen unmittelbar unter dem Peterwardeiner Generalcommando.

Obschon, wie wir gesehen haben, von geringer Ausdehnung, vereinigt das kleine Königreich auf einem geringen Raume doch so mannigfaltige Reize und Schätze, die, erst gehörig benutzt und gewürdigt, nicht leicht wieder anderswo so vereint zu finden sein dürften.

Die freundlichsten Berggegenden wechseln mit den lachendsten Ebenen, die hie und da durch Sümpfe unterbrochen werden. An der westlichen Grenze treten die letzten Zweige des ausgedehnten kroatischen Alpenzuges in das Land herein, bilden daselbst dicht bewaldete Berge von nur mittelmässiger Höhe, dazwischen liegen anmuthige Thäler, von einem kerngesunden harmlosen Volke bewohnt. Ein anderer Zweig dieses Gebirges erhebt sich in Syrmien, wo er auch bald in die sumpfigen Niederungen der Save und der Donau sich verläuft. Besonders ist diese so eben genannte Landschaft durch den milden Himmel, durch ihre

reizenden Gegenden, durch den üppigen Flor ihrer Wälder und Gärten ausgezeichnet, so dass viele Reisende es einen immer blühenden Garten, ein kleines Paradies genannt haben.

Mitten in diesen freundlichen Gefilden Syrmiens, hart am rechten Ufer des mächtigen Donaustromes, wo derselbe durch seinen plötzlich von Osten nach Westen gewendeten Lauf einen Winkel bildet, stehen die hochaufgethürmten felsenfesten Mauern von Peterwardein, seit Jahrhunderten dem blutdürstigsten Feinde trotzend. Die Feste, unstreitig die stärkste der gesammten österreichischen Monarchie, thront auf einem schroffen Serpentinfels und beherrscht, von dem hohen Standpunkte herab, gebieterisch die ganze weite Umgebung. An den nördlichen Fuss des Colosses schmiegt sich bescheiden die eigentliche Stadt, auch untere Festung genannt.

Die älteste Geschichte der berühmten Feste, von vielen das ungarische Gibraltar genannt, verliert sich in das graue Dunkel der Vorzeit. Die günstige Lage der Gegend schien schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der kriegführenden Partheien erweckt zu haben. In der Nähe von Peterwardein sieht man noch heutzutage am linken Ufer bedeutende Reste ehemaliger Befestigungen. Die allgemein bekannten sogenannten Römerschanzen, die bei Neusatz beginnen und nach mehreren Richtungen das Land durchkreuzen, werden für Wälle gehalten, mit denen die Avaren, welche lange Zeit diese Gegenden beherrscht, ihre Besitzungen einzufangen pflegten; indessen Manche noch immer an der irrigen Ansicht kleben, als hätten die Römer diese Erdwälle aufgeworfen, um ihre Provinzen gegen die Einfälle der verwegenen Nomadenschwärme zu schützen.

Es dürfte schwierig sein, die früheren Schicksale Slavoniens, die mit der Geschichte der Feste im innigsten Zusammenhange stehen, aus dem chaotischen Dunkel der verheerenden Völkerwanderungen zu entwirren. So viel dürfte indess als gewiss angenommen werden können, dass die Stammväter der heutigen Bewohner Slavoniens, die sogenannten Slovenen, schon in den frühesten Zeiten diese Gegenden mögen bewohnt haben. Das beweisen die slovenischen Namen der Dörfer, Städte und Flüsse, welche Benennungen gewiss aus den ältesten Zeiten herstammen. Die Slovenen waren ein uraltes, weitverbreitetes Volk, das ursprüng-

lich im Norden von Europa zu Hause war, und schon vor Herodot an den Gestaden des baltischen Meeres Bernstein sammelte, den sie dann an phönizische Kaufleute verhandelten. Von dort dehnten sie sich längs den Karpathen an der Wolga und dem Dniester bis an das schwarze Meer hinab aus und jenseits dem Gebirge finden wir sie wieder an der Theiss und der Donau, von wo sie weiter hinab nach Illyricum, Mösien und endlich bis an das adriatische Meer zogen.

Zur Zeit der grossen Völkerwanderung, als das asiatische Hochland seinen Ueberfluss an barbarischen Nomaden nach Europa wälzte, haben diese slovenischen Stämme vielfache Störungen erduldet. Die Gepiden, Longobarden, Hunnen, Avaren und andere Schwärme drangen wechselweise in ihre Besitzungen ein, eroberten und zerstörten was ihnen im Wege lag, und unterjochten das an Freiheit und Unabhängigkeit gewohnte friedliche Volk der Slaven. Und hier beginnt nun in der Geschichte dieser Gegenden ein verworrenes Dunkel, daraus nur unbestimmte, sich oft widersprechende Ueberlieferungen auf uns gekommen sind.

Erst mit dem Beginn der ungarischen Könige fängt es an etwas lichter zu werden, nachdem das Christenthum tiefere Wurzeln gefasst hatte. Aber kaum hatte die Wuth der Schlachten und Kriege sich gelegt, so begegnen wir auch hier wieder den bluttriefenden Waffen der Türken, die über ein Jahrhundert lang in ihrem fanatischen Wahnsinn gar arg an diesen Gestaden wütheten.

Um wieder auf Peterwardein selbst zurückzukommen, so herrscht natürlich auch über die erste Entstehung dieser Festung ein undurchdringliches Dunkel. Das überall erfinderische Volk erzählt sich hierüber eine Sage, nach welcher ein armer Fischer in der Nähe einen grossen Schatz soll gefunden haben, wodurch er sich bewogen fand, auf der glücklichen Stelle ein schönes Ritterschloss zu erbauen. Andere schreiben dessen Entstehung dem König Peter II. zu; indessen dürfte es nach Schams wahrscheinlicher sein, dass es die Ungarn im eilften Jahrhundert erbauten, um das Land gegen das grausame Treiben des Kreuzfahrers Peter des Eremiten zu schützen, der in der Gegend von Semlin arge Verwüstungen anrichtete. Aus dieser Veranlassung soll der ungarische Name der Festung *Péter-vár* entstanden sein, dem später das deutsche Peterwardein, lateinisch *Petrowaradinum*, nachgebildet wurde.

Indessen dürfte das Alter des Schlosses doch vielleicht noch weiter hinauf reichen, denn die Römer hatten hier schon einen befestigten Ort, *Acumincum* genannt, welches Wort wohl unterrichtete Geschichts- und Sprachforscher aus dem slovenischen Stammworte *kamena* (Stein) herleiten wollen, welche Ansicht wohl viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, wenn wir die slovenischen Namen der benachbarten Orte, wie z. B, Kamenitz, Slan Kamen, die alle Bezug haben auf die felsigte Gegend, gehörig berücksichtigen. Andere sind der Meinung, die Benennung *Acumincum* beziehe sich auf den spitzen Winkel, den die Donau daselbst beschreibt.

In den langwierigen Türkenkriegen erlebte die Feste die mannigfachsten Schicksale. Im Jahre 1471 drangen die bösen Gäste zuerst in Slavonien ein und verwüsteten das Land auf alle erdenkliche Weise; zahllose Männer, Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei fortgeschleppt. Man vertrieb sie wohl bald wieder, allein ihre Einfälle erneuerten sie, durch Mord- und Raublust angeregt, immer häufiger und ungestümer, bis im Jahre 1526, kurz vor dem schmählichen Tode des jugendlichen Königs Ludwig II. bei Mohátsch, die Festung in ihre Hände fiel. 500 abgeschlagene Christenköpfe wurden als blutende Siegstrophäen auf Pieken gesteckt, dem Vessir vorangetragen, und von nun an war der Gräuel kein Ende mehr. Die Türken blieben über 160 Jahre Herren des Landes, indessen die Christen viele blutige verzweifelte Versuche machten, den Feind zu vertreiben, was aber erst im Jahre 1691 einigermassen gelang.

In späteren Jahren beunruhigten sie bald wieder auf eine bedenkliche Weise den schwer errungenen Frieden, aber Eugen, Oesterreichs unsterblicher Held, ging dem verwegenen Feinde entgegen und machte ihn, seit Hunyades Zeiten, zum ersten Male wieder erbeben. Bei Zenta und Salankemen schlug er, im Angesichte der Mauern von Peterwardein, die zwei denkwürdigen Schlachten, deren Ruf durch ganz Europa freudig wiederhallte, und zerschmetterte der Türken Macht. Die Wenigen, welche auf der Wahlstatt dem Schwerte entgangen sind, stürzten fort in Verzweiflung ihrer Heimath zu und erzählten lange noch von den heissen Tagen an der Donau und der Theiss. Nun war der Friede für lange gesichert; sie versuchten es wohl noch einige

Male, das alte Uebergewicht wieder zu erringen, aber die Niederlage bei Belgrad unter dem wackern Laudon machte der blutigen Fehde, die Jahrhunderte an den Grundfesten Ungarns rüttelte, für immer ein Ende.

Die ausgedehnten Werke der Feste Peterwardein wurden, nach errungenem Frieden, ganz neu und erweitert wieder hergestellt, auch die Stadt ward vergrössert und verschönert.

Eine entzückende Fernsicht überrascht das Auge von der Höhe der unbezwinglichen Mauern. In nördlicher Richtung überschaut man die mit goldenen Aehren reich bedeckte Ebene der Bátska; zu den Füssen wälzt die Donau ihre Silberwogen, und auf ihrem breiten, sanftbewegten Rücken wiegen sich der reichbeladenen Schiffe schwere Lasten. An ihre Ufer schmiegt sich das freundliche Neusatz durch eine Schiffbrücke mit der stolzen Feste vereint. Südöstlich labt das trunkene Auge sich an den sanft gewölbten Höhen der Fruszka-Gora, dem reizenden Weingarten Syrmiens. Bescheidene Hütten, die Wohnungen friedlicher Landleute zum Dorfe vereint; hier ein Kirchlein mit einem netten Thurme, darin ein Glöcklein den Abendgruss dem Müden entgegenläutet, daneben ein stilles Kloster, die Heimath frommer Genügsamkeit, tauchen aus dem frischen Grün der Höhen und der Thäler zahlreich empor. Südöstlich winken, mitten aus dem Kreise der üppigsten Weinhügel, die vielen, im griechischen Geschmacke nett verzierten Thürme von Karlowitz entgegen, und gestalten das Ganze zu einem entzückenden Bilde.

Die obere Festung umschliesst blos die für den Kriegsdienst nöthigen Gebäude, wie die Casernen, das Zeughaus, Casematten u. s. w., welche Räume im Nothfalle bis 10,000 Mann fassen sollen. Die untere Festung oder die Stadt ist durch tiefe Graben und Mauern von den Vorstädten abgesondert. Sie ist etwas beschränkt, da sie in Allem kaum einige 60 Gebäude zählt. Die Vorstädte Rochus- und Ludwigsthal haben ein ländliches Ansehen, und besonders freundlich und angenehm ist die Lage der Ersteren.

Die gebirgigen Umgebungen von Peterwardein, auch in geschichtlicher Beziehung recht interessant, bieten den Stadtbewohnern sehr angenehme Erholungsplätze. Diese Höhen werden von einem Gebirgsrücken gebildet, der in der Richtung von Westen nach Osten Syrmien durchschneidet und unter dem Namen Fruszka-Gora

bekannt ist. Auf diesen Höhen liegt der grösste Reichthum Syrmiens. Die Reben sind weit und breit berühmt, der Karlowitzer rothe und schiller Wein hat einen europäischen Ruf erlangt, nicht minder der raitzische Wermuth und Tropfwermuth, welch' letzterer in diesen Gegenden auf eine sehr geheim gehaltene Weise bereitet wird. Schon in frühesten Zeiten ist in diesen Gebirgen, von den Römern *mons almus* genannt, Wein gebaut worden, und eine allgemeine gangbare Sage lässt die ersten Reben von Kaiser Probus, einem Syrmier, im dritten Jahrhunderte aus Italien hierher verpflanzen, und man bezeichnet sogar die Gegend des Klosters Wednek bei Rabanitza als die Stelle, wo die ersten Reben standen. Dadurch ward Syrmien die Wiege des österreichischen Weinbaues, denn erst von hier verbreitete sich der Weinbau durch ganz Ungarn und Oesterreich.

Eine weitere Denkwürdigkeit der Gegend bildet der kleine kaum über eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Wallfahrtsort Maria Schnee, an dessen Andenken sich schauerliche Ereignisse knüpfen. Die Kapelle entstand aus einer türkischen Moschee und wird wegen dem Gnadenbilde, das im Schnee gefunden wurde und den Ungarn den Sieg gegen die Türken sicherte, seit ungefähr 70 Jahren von den umwohnenden Katholiken häufig besucht. In der Nähe derselben steht der Baum, an dem General Breuner sein Leben endete. Bei einer Recognoscirung, kurz vor der mörderischen Schlacht bei Salankemen im Jahre 1716, hatte dieser tapfere Krieger das Unglück in die Hände der Türken zu fallen. Als darauf am 5. Sept. Prinz Eugen die Armee des Grossvezir vernichtete, liess dieser im Uebermass seiner Wuth den General mit Ketten an den bezeichneten Baum befestigen und nach langen Martern endlich erschiessen. Der Vezir starb den Tag darauf in Karlowitz an den Wunden, die er bei Salankemen in der Schlacht empfangen. Die eiserne Kette, so wie den Helm und Panzer des unglücklichen Generals bewahrt das Zeughaus zu Peterwardein.

Im nahen Gebirge liegen in einem engen Kreise 15 griechische Klöster recht malerisch in Gebüschen zerstreut. Die frommen Bewohner, die meist von milden Gaben leben, üben nach Kräften die zuvorkommendste Gastfreundschaft an jedem Vorüberziehenden. Ein Archimandrit (Abt) oder Iguman (Guardian) führt die Ange-

legenheiten des stillen Hauses, und die frommen Kaluger (Mönche) ehren ihn als ihren Vater.

Von diesen friedlichen Höhen kehren wir wieder zurück in die geräuschvolle Nähe der Stadt, dort ist es vorzüglich Neusatz, das unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Vor kaum 160 Jahren bestand der Ort lediglich aus einigen elenden Fischerhütten. Allmählig entwickelte sich den gewaltigen Festungswerken gegenüber ein Dorf, das lange den Namen Schanatz führte. Die günstige Lage desselben lockte immer neue Ansiedler herbei, so, dass das Dorf bald zu ansehnlicher Grösse und Wohlhabenheit heranwuchs und endlich der Haupthandelsplatz der untern Donaugegenden wurde. Maria Theresia erhob hierauf im Jahre 1778 den Ort zur königlichen Freistadt, nachdem er kaum 70 Jahre von seiner ersten Entstehung an zählte. Von nun an führte die Stadt den Namen *Neoplanta*, deutsch Neusatz, und *Uy-Vidèk* ungarisch.

Während Peterwardein ehrfurchtgebietend am gegenüberliegenden Ufer thront und von der steilen Höhe düster in die Tiefe des Stromes hinabschaut, müssig der dahingegangenen Zeiten gedenkt, die, gleich einem brausenden Sturme, welterschütternd an den stolzen Mauern vorüberrauschten, liegt Neusatz freundlich an der Ebene da, fröhlich in der segensreichen Gegenwart sich wiegend, die die tief geschlagenen Wunden jener traurigen Epoche schon längst vernarbt hat. Handel und Wandel bewegt die Stadt durch und durch wie einen lebendigen Ameisenhaufen, und eine fröhliche Geschäftigkeit herrscht bis in die fernsten Räume.

Die Stadt ist ziemlich unregelmässig gebaut und bei etwas regnerischem Wetter schmutzig und kothig, da man in den niederen Theilen Ungarns die löbliche Gewohnheit Strassen zu pflastern noch immer nicht übt. Den Haupt- und Marktplatz ausgenommen, watet man, wenn es einen Tag regnet, ziemlich tief im Kothe. Uebrigens findet man recht nette, besonders in der Donaugasse selbst viele zwei Stockwerk hohe Häuser. Da wimmelt es von Kaufmannsbuden und Kramladen aller Art, und eine grosse Menge Käufer und Verkäufer drängt sich vorzüglich zur Marktzeit, bunt durch die Gassen. Ein noch regeres Leben herrscht an den Donauufern, da werden schwere Schiffe ein- und ausgeladen; in den überfüllten Magazinen, wo die verschiedenartigsten Landesprodukte



Gez. v. Th. Ender — Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

aufgespeichert liegen, sind viele Hände unablässig thätig. Peter. wardein schaut verwaist herüber auf das lustige Treiben der Menschen.

Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus handeltreibenden Raitzen, dabei treiben die Juden ihr Unwesen, die nirgends zurückbleiben, wo es zu schachern giebt. Ausserdem bewohnen viele deutsche und walachische Familien die Stadt, so dass die Gesammtzahl der Einwohner sich auf ungefähr 17,000 Seelen beläuft, die vielen Fremden nicht mitgerechnet, die der Speculationsgeist aus dem Oriente herführt. Die vielen Kirchen der nicht unirten Griechen, Katholiken und Armenier geben der Stadt ein hübsches Ansehen.

XXIV.

A g g s t e i n.

Dorf und Burgruine.

Niederösterreich. Viertel ob dem Wienerwalde.

Wenn der Schiffer unterhalb Schönbühel zwischen Gross- und Klein-Aggsbach den Strom hinabgleitet, so zeigt sich auf dem rechten Donauufer, hoch auf dem Felsen thronend die prächtige Ruine Aggstein. Seien die Stromburgen am Donauufer auch noch so zahlreich und pittoresk, vor Aggstein's Zinnen müssen sie sich beugen. Dieser Burg ist keine andere vergleichbar in den Gauen Oesterreich's. Ihren einzigen Rivalen in diesem Lande findet sie in den herrlichen Ruinen am Kamp und dem Theya, übertroffen wird sie von keiner, weder an Kühnheit und Mächtigkeit des Baues, noch an historischem Glanze. Gewaltsam reissen diese Ruinen die Phantasie des Beschauers in die fernen Tage hinüber, denen sie entstammten. Fast sieben Jahrhunderte gingen an den Wällen dieser Burg vorüber, und noch trotzt sie mit unbesiegbarer Kühnheit dem Zahne der Zeit. Noch in ihren Trümmern gross und ernst, wie keine zweite der Vesten Oesterreichs, spricht sie mit stummen Zungen zu uns von der wilden Kraft jener Tage, in welchen sie in stolzer, gefürchteter Herrlichkeit ihr Haupt erhob, die Raubveste sonder Gleichen, Trotz bietend jeglicher Gewalt, der Sitz der kühnsten Dynasten ritterlicher Vorwelt. Wie hingeschleudert von der Faust eines Giganten liegt der unbeschreiblich kühne Bau auf seinem malerischen Fels. Freundlich zeigt sich am Fusse des Burgberges

das Dörfchen Aggstein. In dem Wirthshause daselbst erhält man die Schlüssel zur Burg. Das Gestein des Aggsteinerberges ist feinkörniger Granit, hie und da ein schieferiges Gefüge annehmend, und in Gneiss übergehend. Wo dieses Gestein längere Zeit der Luft ausgesetzt ist, nimmt es eine rothbraune Farbe an, und zeugt auf diese Weise von nicht unbedeutendem Eisengehalt. Dieser gneissartige Granit löset sich in ungeheuren, mehr oder minder rhomboidalen Stücken ab, und bildet theils Arten von Mauern, theils wird er oben an den Gipfeln der Berge, wo er Kämme bildet, zackig und geht in wahren Gneiss über.

Wir wollen, ehe wir die interessante Ruine selbst betreten, ihre Geschichte an uns vorüber gehen lassen. Urkundlich lässt sich nicht ermitteln, wer der Erbauer der Veste war. Vermuthlich aber dankt sie ihr Entstehen den mächtigen Kuenringern, rings um im Lande begütert, und durch ihre Macht und Tapferkeit in der wilden Zeit des Faustrechtes zu den gefürchtetsten Rittern des Landes gezählt. Bei dem Namen der „Hände von Kuenring" bebte der friedliche Pilger und Wanderer. Scheuen Blickes zog er an ihren dräuenden Felsenburgen vorüber, und die Donauschiffer erlagen häufig der Plünderung. Die Kuenringer beherrschten von ihren Stromburgen Dürrenstein und Aggstein weithin das Land, und plünderten es in zügelloser Willkühr, sicher auf ihren, jeder offenen Gewalt trotzenden Raubburgen. Hadmar III. von Kuenring und sein Bruder Heinrich waren die ärgsten Wegelagerer ihrer Zeit. Hadmar sass auf Aggstein. Mit einer gewaltigen Eisenkette sperrte er den Strom. Kein Schiff entging seinen Reisigen. Zwischen Aggsbach und Schönbühel erbaut er eine feste Warte. Dort erspähte der Wächter jedes kommende Fahrzeug, und sein Hornruf ertönte als Signal für die Reisigen. Noch stehen die Trümmer dieser Warte, und noch trägt sie im Munde des Volkes den Namen des „Blashauses" von der erwähnten Bestimmung. Die Jugend Herzog Friedrichs, des letzten Babenbergers, (der kaum neunzehnjährig zur Regierung gelangte), erfüllte die stolzen Barone mit den strafbarsten Hoffnungen. Heinrich von Kuenring, Marschall von Oesterreich, trieb die Vermessenheit so weit, einst in Abwesenheit des fürstlichen Jünglings, öffentlich, unter dem Vorwande, der Herzog habe ihn beauftragt, den Hausschatz durch seine Knechte abführen zu lassen. Als König Bela von Ungarn,

wegen seiner Schwägerin Sophie, von welcher Friedrich sich hatte scheiden lassen, nicht nur selbst ihm Fehde erklärte, sondern auch den Böhmenkönig zu einem Einfall in Oesterreich beredete, der Schrecken und Verderben über das linke Donauufer brachte, zeigten sich die Kuenringer als wahre Bundesgenossen der Czechen. Von Weitra, Zwettl und Dürrenstein bis Stockerau fiel alles durch Raub und Brand in ihre Hand. Krems und Stein legten sie in Asche, und Friedrich unfähig, zu gleicher Zeit den Böhmen und den Aufrührern die Spitze zu bieten, musste sich in seine festen Schlösser zurückziehen. Nachdem der Feind das arme Land ganz ausgesaugt hatte, ging er wieder nach Böhmen. Nun ereilte auch die Kuenringer die Strafe. Ihr Sitz Zwettl ward erstürmt und gebrochen. Heinrich floh zu seinem Bruder Hadmar, und auf den unüberwindlichen Felsenburgen Aggstein und Dürrenstein trotzten sie dem Zorne des Herzogs und dem Kirchenbann. Endlich wurden sie durch List besiegt. Ein Wiener Kaufmann Rüdiger begab sich im Einverständniss mit dem Herzog nach Regensburg, und fuhr nun mit einem reich beladenen Schiffe stromabwärts gen Wien. Bei Aggstein ward es, wie gewöhnlich, von den Kuenringern angehalten, Hadmar selbst stieg an Bord, unter den Waaren die beste Beute erlesend. Da entstiegen, gleich wie im trojanischen Pferd, versteckte Reisige dem Boden des Schiffes, ergriffen den stolzen Räuber, Bogenschützen und Schleuderer wehrten seine Knechte vom Fahrzeug ab, welches schnell fortfuhr und den Gefangenen nach Wien brachte. Zu gleicher Zeit setzte nun der Herzog selbst der Burg mit Blyden, Wurfmaschinen u. dgl. so heftig zu, dass sie sich endlich ergab. Den Kuenringern schenkte indessen die Grossmuth Leben und Freiheit, doch mussten sie Geisseln stellen. Das fast zerstörte Aggstein ward später wieder hergestellt, und blieb den Kuenringern bis zu ihrem Aussterben 1355. Dann kam es an die Scheke von Wald, welche, durch die Lage der Burg verlockt, ebenfalls Wegelagerung trieben. Abermals ward der Aggstein das Schrecken aller Reisenden. In den Verliessen der Felsenburg bewahrten die kühnen Räuber die aufgefangenen Reisenden, bis sie sich mit schweren Summen löseten. Das sogenannte „Rosengärtlein“ in der Veste, ein kleiner Raum am überhängenden Fels, war der Platz, wo diesen Unglücklichen täglich einmal vergönnt war, sich an Luft und Licht zu

erfreuen. Einer derselben wagte einmal den Sprung hinab, auf Tod und Leben. Er entkam; seine Erzählung der erlittenen Qualen entflammte das Land zur Rache. Ulrich von Grafeneck, kaiserlicher Feldhauptmann, zog vor das Raubnest und erstürmte es (1467). Das Schloss fiel an die landesfürstliche Kammer, ward durch Pfleger verwaltet, 1592 von Kaiser Rudolf II. an die Pothaim verkauft, ging dann an verschiedene Besitzer über, bis es 1819 an die Grafen von Beroldingen gelangte, welche es noch jetzt zu eigen haben. — Zur alten Veste hinan führt ein schlechter Fahrweg und ein Fusspfad. Der letztere leitet durch alte verödete Weinberge, dann durch ernste Waldparthien hinan. Grosse Steinplatten zeigen sich stellenweise treppenartig gefügt, als Spuren des alten Burgweges. Der Wald zeigt sich bis an den Rücken des Berges. Nur die Einsattlung, worauf die Veste thront, ist baumlos und frei. Ein noch immer ziemlich tiefer Graben, und zum Theil noch erhaltene mächtige Wälle umgaben das Burggebäude. Eine schon ziemlich schadhafte Brücke führt über den Graben zum ersten Thor, welches gewöhnlich verschlossen ist. (Ich erwähnte schon oben, dass man im Wirthshause den Schlüssel erhält.) Noch hat man zwei andere Thore zu passiren, ehe man in den eigentlichen Hof gelangt. Ueber dem dritten Thore zeigt sich eine Marmortafel mit folgender Inschrift:

Das Purkstall hat ange
vangen tze pauen Her Jo
rig der Schekh von w
ald den nachsten Montag
nach vnser Frawentag
nativitatis de von Christ
gpurd waren ergangen
mccccjjjjjj Jar.

Der Burghof ist ein 50 Schritt langes, 20 Schritt breites Parallelogram, dessen hintere Seite aber bedeutend schmäler ist. Noch ist die tiefe Cisterne im Hofe erkennbar. Rings um zeigen sich mächtige Ruinen, verfallene Gemächer, Gewölbe, Küchen, Ställe u. s. w. Aus dem Hofe erhebt sich ein etwa 50—60 Fuss hoher Felsblock, auf welchem das eigentliche Hochschloss thront. Rings um stürzt der Fels durchaus unzugänglich ab, und nur eine Holztreppe leitet zwischen den Klippen hinan zu dem Eingangspförtlein. In den Zeiten des Faustrechts war hier nur ein Aufzug.

Dieses Pförtlein führt in einen Gang zwischen den senkrechten Felsen. Abermals führt hier eine Holztreppe in die Burgkapelle. Auch diese wieder steht ganz vereinzelt. In der Chorwand ist eine Mauerspalte, durch welche der Burgherr aus seinem Gemache die Messe hören konnte. — Die Kapelle ist schon ziemlich zerstört. Ueber dem Bogen des Presbyteriums steht die Jahreszahl MCXIII. Noch ist der Sanctuar erkennbar, und das kleine Glockenthürmlein steht auch noch. Neben der Kapelle führt wieder eine Treppe in die ebenfalls schon sehr verfallenen Gemächer. Aus einem derselben führt eine Oeffnung in das oben erwähnte sogenannte „Rosengärtlein," einem freien Plätzchen von etwa 6 Schritten Länge und 2 Schritten Breite. Ringsum fallen die Klippen senkrecht ab. — Hier war es, wo jener Gefangene den Sprung auf Leben und Tod wagte. Am entgegengesetzten Ende des Hofes, links neben dem Thore erhebt sich der mächtige Wartthurm, auch auf einem Felsblock gelegen, zu welchem man auf einer Leiter hinansteigt. In den Fels gehauene Stufen führen dann auf die Zinne, von welcher man den kühnen, wunderbaren Bau dieser merkwürdigen Burg erst ganz überschauen und beurtheilen kann. Auch übersieht man hier die grösste Strecke des Stromes. Unter allen österreichschen Burgvesten, diesen höchst interessanten Denkmalen der Vorzeit, welche so sehr den landschaftlichen Reiz der Gegenden erhöhen, dass die schnelle Zerstörung, der der grösste Theil derselben unaufhaltsam zueilt, nur mit Bedauern gesehen werden kann, unter allen diesen Vesten dürfte Aggstein am leichtesten zu restauriren sein, und welche verdiente es mehr! Allerdings ist auch hier die Zerstörung schon weit gediehen, aber die fast unzerstörbare Festigkeit des Baues lässt die Form des Ganzen noch vollkommen erkennen. Die Wallgänge der Mauern sind grossentheils noch so gut erhalten, dass man sie beinahe jetzt noch umgehen könnte. Der Eindruck, den diese eben so malerisch schöne, als historisch bedeutsame Ruine auf den denkenden und fühlenden Beschauer macht, ist von der ergreifendsten Art. Die kolossale Burg stellt sich am pittoreskesten dar von einer Felsenparthie, etwa 50 Schritte links von dem ersten Thore. Man hat dort eine kleine Anlage gebildet, und das Verweilen auf jenem romantischen Plätzchen, indem man vor dem innern Auge die Tage der Vorwelt vorüberwandeln lässt, denen der kühne Bau, der uns

hier begrüsst, entstammt ist, und deren schärfstes Gepräge er trägt, wird reichen Genuss gewähren. —

Hoch im Gebirge, östlich hinter Aggstein schimmert der Wallfahrtsort, und das kleine Servitenkloster Langeck aus dem dunklen Walde hervor. Der Fahrweg dahin führt von Klein-Aggsbach (südlich von Aggstein) hinan. Der bei weitem angenehmere Fusspfad führt von der alten Burg hin. Man folgt ausser dem Thore links noch eine Strecke dem Fahrwege durch eine Strecke Wald bis zu zwei schönen Wiesen. Von der zweiten lenkt dann der Fusspfad ab, hinab in das Thal, und jenseits durch den Wald wieder hinan zur steilen Höhe, auf der das Kloster steht. — Langeck ward durch den kaiserlichen Hauptmann Niklas Siber von Hartenbach zur Zeit Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1644 begründet. Das Marienbild in der einfachen Kirche ward bald als wunderthätig gepriesen, und von zahlreichen Pilgerschaaren besucht. Schon 1741 erschien hierüber in Krems eine eigene Beschreibung „Oesterreichscher Hilf- und Heilberg,“ und noch in unsern Tagen ist der Ort das Ziel häufiger Wallfahrt. Vor der Kirche stehen wie gewöhnlich an solchen Orten mehrere Buden, in denen Rosenkränze, Heiligenbilder u. s. w. den frommen Besuchern zum Kaufe geboten werden. Auch ein kleines Wirthshaus zu nothdürftiger Unterkunft der Pilger steht dort. Die Aussicht auf dieser Höhe über das Donauthal ist sehr lohnend. — Als ferner interessanter Punkt in der Umgebung Aggsteins sind noch zu nennen: Schwallenbach, mit der sogenannten „Teufelsmauer,“ einem mächtigen Felsenwall, der sich von der Höhe des Berges bis an den Strom herab zieht, und ein überraschend kräftiges Echo giebt. St. Johann, mit einer interessanten alten Kirche. Schönbühel mit seinem malerischen Schlosse und dem 1666 von Graf Konrad Balthasar von Starhemberg gestifteten Servitenkloster mit einer sehenswerthen unterirdischen Felsenkapelle. Alle Merkwürdigkeiten dieser Gegend aber treten zurück vor der imposanten Ruine Aggsteins, welche, wie sie hoch auf ihrem Fels die ganze Gegend beherrscht, so auch durch ihre malerische Schönheit und ihre reichen historischen und romantischen Erinnerungen der ganzen Gegend erhöhten Reiz und Glanz verleiht. —

XXV.

Engelhardszell.

Markt.

Oesterreich ob der Enns. Hausruckviertel.

Engelhardszell, Gränzmarkt und Gränzzollamt, mag die Pforte von Oesterreich genannt werden, und man muss zugeben, dass diese Pforte, was Naturschönheit betrifft, eine entsprechende Ahnung des reichen Schmuckes gewährt, welchen die Ufer des Stroms in seinem Laufe durch des Erzherzogthums malerische Gauen dem Auge des Reisenden zeigen. — Gleich ausserhalb Passau ist das südliche (rechte) Donauufer schon österreichsches Gebiet. Am linken (nördlichen) Ufer liegt noch baierisches Land, bis hinab nach Engelhardszell, wo, etwas oberhalb des Marktes der Diendlbach unter der Ruine der alten Warte von Ried hinrauschend, die Gränzmark bildet. — Noch etwas oberhalb liegt mitten im Strome ein mächtiger Felsblock, der Jochenstein, wahrscheinlich in frühen Jahrhunderten der nördlichen Granitgebirgsreihe entrollt. Das österreich'sche und Passau'sche Wappen ist in demselben eingehauen, andeutend die verschiedenen Besitzer der beiden Ufer. — Lang gedehnt, in recht pittoresker Lage zeigt sich Engelhardszell am südlichen Donauufer. Der Markt selbst hat 53 Häuser, der dazu gehörige Bezirk aber im Ganzen 123 Häuser mit 1038 Einwohnern. Hier stiftete im Jahre 1293 Bischof Bernhard von Passau, und die damals so mächtigen Grafen von Schaumburg ein Cisterzienserkloster, welches den Namen Zelle der Engel, ***Angelorum Cella***, erhielt. Doch muss schon früher hier eine Kirche ge-



standen haben, da wir bereits 1230 eines daselbst beerdigten Ritters, Erchinger von Wösen erwähnt finden. Man trifft in der alten Klosterkirche, welche übrigens vielfach durch Feuerschäden gelitten hat, viele Grabsteine (zum Theile sehr interessante) alter Herrengeschlechter aus dem 14.—15. und 16. Jahrhundert. Im Jahre 1571 raffte die Pest den Abt Bonifacius sammt allen Conventualen und Hausgenossen des Stiftes dahin. Nicht ein einziger Bewohner des Hauses entging diesem grauenvollen Geschicke. Das Stift blieb verödet fast durch ein volles Jahrhundert. Unbewohnt, zerfiel es fast zur Ruine, die weltliche Herrschaft verwaltete das Stiftsgut, erst 1631 ward es wieder von Ordensgeistlichen bezogen und restaurirt. 1699 zerstörte eine wüthende Feuersbrunst das Kloster. Es ward bald wieder hergestellt. Im spanischen Erbfolgekrieg 1703 ward Engelhardszell der Schauplatz kriegerischer Scenen. Es wurden hier schwimmende Blockhäuser errichtet und eine Donauflotille stationirt, eine Schiffbrücke erhielt die Communication mit Böhmen. Schon früher, während des Bauernkrieges 1626, als die Aufrührer sich Engelhardszell bemeistert hatten, versuchten sie die Donau mittelst Seilen und starker Ketten zu sperren, damit von Baiern kein Succurs für Herberstein herabgelangen möge. Die bairischen Schiffe sprengten aber Ketten und Seile, und forcirten die Passage. — Unter Kaiser Joseph II. ward 1787 auch dieses Cisterzienserstift aufgehoben. — Als im Wienerfrieden 1809 das Innviertel und ein Theil des Hausruckviertels von Oesterreich abgetreten ward, dotirte Napoleon den bairischen Feldmarschall Fürsten von Wrede mit dem Markte Engelhardszell und einem Theile der alten Klostergüter. Dieser Besitz bestand auch nach dem Rückfalle jener Ländertheile an Oesterreich 1814, und des Fürsten Wrede ältester Sohn ist noch gegenwärtig Gutsherr in Engelhardszell und in Mondsee. — Ausser seiner malerischen Lage bietet der Markt nur wenig Interessantes oder Sehenswerthes. Die früher hier bestandene Filiale der Wiener Porzellanfabrik, welche aus der bei Hafnerzell gewonnenen Porzellanerde hier Geschirre verfertigte, und eine ziemliche Thätigkeit entwickelte, so wie die von Wiener Bürgern hier betriebene Schwarzgeschirrfabrik mit Hafnerzeller Graphit wurden aufgegeben. Einer hier eigenthümlichen alten Sitte glauben wir noch erwähnen zu dürfen. Abt Pankraz erbaute hier im Jahre 1550 eine Kirche, welche er seinem

Namenspatron weihte. An dem Tage des Heiligen reitet man sehr zahlreich die Pferde der Umgegend an diese Kirche. Man giebt ihnen hier geweihten Hafer, und glaubt sie nun im Schutze des Heiligen für das ganze Jahr vor aller Fährlichkeit gesichert. —

Das fürstliche Schloss ist ein nicht eben sehr ansehnliches Gebäude. Das hiesige Brauhaus wird lebhaft betrieben. Im Innern des Marktes verliert sich das schöne Aussehen, welches er nach Aussen zeigt. Die Gassen sind unsauber und unregelmässig. Belebt ist indessen der Markt auf ziemliche Weise, schon dadurch, dass hier das Hauptgränzzollamt und die Einbruchsstation für die Stromfahrt auf der Donau ist. Eine quer über die Wasserbahn gelegte Sperrmaschine hält die Schiffe an; hier werden Pässe und Effecten visitirt. — Der Gasthof beim Lamm ist gut eingerichtet und bietet zahlreichen Fremden gute Unterkunft. Der Balkon gegen den Strom gekehrt, bietet eine prächtige Uebersicht desselben, und hinüber auf das nördliche Gelände mit seinen Bergen, zu dem auf dem Waldberge trauernden alten Thurm von Ried, der Schlucht, aus welcher der Diendlbach herabströmt u. s. w. So wenig Merkwürdiges Engelhardszell selbst bietet, so interessante Punkte zu Ausflügen zeigt dessen Umgebung. — Schon der Spaziergang den Markt hinab nach dem alten Kloster zur Pankrazkirche und zu den Gehöften längst des Stromes, öffnet dem Auge eine Seite der reizendsten Bilder. Fruchtbar ist der Boden und gesegnet, fleissig hat ihn die Hand des Bewohners bebaut, freundliche Gruppen von Obstbäumen umstehen die Hütten, schöne Berggipfel erheben sich im Süden und Norden im malerischen Wechsel, und dazwischen rollt der breite, majestätische Strom, der alte Ister sein silbernes Band, reich die unerschöpfliche Urne ergiessend, über das reizende Land, das schönste, welches er berührt, auf seinem unermesslichen Laufe bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres. Den höchsten Glanz gewinnt diese schöne Parthie im Schimmer der sinkenden Sonne eines heitern Herbstabends, wo das herrliche wechselnde Colorit auf Strom, Wald, Aue und Gebirge eine unaussprechliche Wirkung erzeugt. — Sehr lohnend ist auch ein Ausflug zu den bereits erwähnten Ruinen von Alt-Ried; die Aussicht daselbst ist äusserst reich und reizend. An der Ostseite des Berges bildet der Diendlbach eine kleine, aber höchst pittoreske Caskade. — Auf einem benachbarten Berge steht eine

der schönsten alten Buchen des Landes, unter dem Namen des Losingbaumes in der ganzen Gegend bekannt. — Doch ist zu bemerken, dass diese beiden Punkte (am nördlichen Ufer) im bairischen Gebiete liegen, und dass also der Fremde bei einer Wanderung dahin mit seinem Passe versehen sein muss. — Kaum eine Stunde von Engelhardszell entfernt, liegt, versteckt, höchst romantisch die alte Burg Fichtenstein. Hoch am Berge, umschattet von dunklen Waldhöhen, prangt die dreithürmige Ruine, schon im 12. Jahrhundert gekannt, in den Tagen des Faustrechts eine gefürchtete Raubveste. Ihre Trümmer sind höchst malerisch, und werden in vielen Punkten den Fremdling lange fesseln. — Pittoresk, wie nur irgend ein Landstrich am Gestade der Donau, im überraschenden Wechsel der Formen den gepriesensten Parthien des Rheinstromes an die Seite zu setzen, romantisch und prächtig ist die Gebirgsgegend, abwärts von Engelhardszell gegen Neuhaus. Nur bei Grein wiederholt sich eine ähnliche Formation. Das ziemlich enge Wald- und Gebirgsthal von hier bis Neuhaus, und gegen Aschach hinab, bietet dem Portefeuille des Künstlers eine Suite von Parthien, welche allen landschaftlichen Reiz verbindet. Ernste Ruinen alter Burgen, wilde Wald- und Felsenparthien, — malerische Mühlen und Gehöfte folgen hier in einem das Auge wunderbar anziehenden Wechsel. Das Gebirge, an welchem der Strom hier seine Wogen hinwälzt, ist Granit, der östlichste Zweig des Böhmerwaldes, herantretend dicht an den Strom, und denselben in einzelnen Aesten an vielen Punkten übersetzend, auch am südlichen (rechten) Ufer wieder auftauchend. — Hier bilden diese Aeste die nördlichen Wurzeln des Hausrucks, von welchem ein Viertel des Erzherzogthums den Namen trägt. Manche Parthie der Schlucht, welche hier der Strom durchrauscht, ist von ausserordentlicher Wildheit, und trägt den düstersten Charakter der Abgeschlossenheit. Wie in den Hochalpen liegt hier manches Gehöfte an den dunkeln Waldgebirgen, und an dem nördlichen Ufer der schroffen Felsenwände, welches der freundliche Strahl der Sonne vom November bis zum Februar nicht berühren kann. — Zu den interessantesten Punkten dieser Wegstrecke, deren Durchwanderung jedem Fremden, jedem Freunde grossartiger herrlicher Naturscenen zu empfehlen ist, zähle ich Ranariedel, eine der prächtigsten alten Felsenburgen des Landes. An den kolossalen Klippen, welche

die Veste tragen, schäumt der wilde Ranabach, brausend und gährend, und vereint daselbst seine Fluth mit der Donau. Die Burg, schon im 14. Jahrhundert bekannt, ist ein eben so mächtiger als kühner und trotzender Bau. Es ist noch zu erkennen, wie fest die Burg gewesen sein mag. Bastionen, starke Wälle, Gräben, Zugbrücken, Wach- und Streitthürme zeigen noch ihre prächtigen Reste. Die Ruinen von Marsbach, Waldkirchen und Hayenbach, im Mittelalter zum Theile Raubfesten, schmücken ebenfalls die Ufer dieser malerischen Schlucht, welcher kein Reiz der Romantik fehlt. — Schloss Neuhaus und die Ruine Partenstein fesselt auch das Auge. Dort an der grossen Mühl liegt auch der schöne Rechen der fürstlich Schwarzenbergschen Holzschwemme aus den böhmischen Gränzwäldern, ein eben so interessantes als gemeinnütziges Werk. — Kurz, wo der Blick sich hinwendet auf dieser kurzen, aber an sehenswerthen Gegenständen überreichen Strecke Weges begegnet er einem Objekt, geeignet seine Aufmerksamkeit und seinen Antheil zu erregen, und niemand, dessen Sinn rege und empfänglich geblieben ist für die Schönheit der Natur, wird diesen Weg zurücklegen ohne Eindrücke in sich aufgenommen zu haben, an denen seine Erinnerung noch lange und freundlich schwelgen wird, auch wenn sie seinem Auge lange entrückt sind, und nur mehr einer heitern Vergangenheit angehören. —

XXVI.

Das Stift Mölk.

Niederösterreich. Viertel ob dem Wienerwald.

Das prächtige Mölk, hoch auf einem Granitfels thronend, dreissig Klafter über den Strom sich erhebend, ein Palast, wie Oesterreich keinen imposanteren aufzuzeigen hat, die Façade gegen den Strom (nach Westen) gewendet, die beiden Flügel ausspringend gegen Süden und Nord, zwei Stockwerke hoch, mitten innen die reiche prächtige Stiftskirche, gewährt einen Anblick des grossartigsten Eindrucks voll! — Ehe wir das Innere des Gebäudes betreten, wollen wir einen Blick auf die historische Bedeutsamkeit dieses Ortes werfen. Fast ausser allem Zweifel war hier schon in jener nebelvollen Vorzeit, ehe die römischen Adler in Norikum und Pannonien schimmerten, ein Hauptsitz der alten celtischen Stämme. Das römische Castell Nomare stand gewiss auf diesem den Strom beherrschenden Punkte. Der strategische Blick der Römer konnte die glückliche Lage nicht verkennen. Als von den Stürmen der Völkerwanderung erschüttert, der Terminus des Weltreiches immer mehr und mehr zurückgerückt ward, nach dem Herzpunkte, von welchem er ausgegangen war, zu der ewigen Roma selbst, da stürzte auch Nomare in Schutt und Asche, gleich Citium, Arelape, Vindobona u. a. m. Doch auch die Barbaren erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes. Wir berichteten bereits oben über den Kriegszug Karls des Grossen gegen die Avaren. Unter seinen schwachen und unfähigen Nachfolgern war an keine lange Dauer des von dem Helden er-

kämpften friedlichen Zustandes zu denken. Als nach Arnulphs Tod, Ludwig das Kind zur Regierung kam, fielen die Ungarn 899 wieder in die Ostmark ein, eroberten sie, schlugen Ludwigs Heer, und nöthigten den teutschen König zu schmählichem Tribut. Sie drangen vor bis an die Enns, zerstörten Kremsmünster, und St. Florian, nebst vielen andern Orten, und setzten sich in Oesterreich fest. Mölk war ihre Hauptburg. So blieb es bis Kaiser Otto II. 983 die Ostmark an Leupold den Erlauchten, aus dem Hause Babenberg, übergab, mit der Bedingung, die Feinde zu vertreiben. Mit einem ansehnlichen und tapfern Heere zog der ritterliche Held fort, den Barbaren entgegen. Er rückte sogleich vor die Hauptburg Mölk. Die Ungarn hielten es für unüberwindlich. Herzog Geysa selbst, der Vater des ersten Königs Stephan, vertheidigte die Veste. Aber jeder Widerstand war fruchtlos. Mölk ward erstürmt und gebrochen. Auf dem Schutte gründete der fromme Markgraf ein Chorherrnstift, und eine Kirche zu Ehren St. Peters und Pauls. Neben den heiligen Gebäuden errichtete er sich seine Residenz. Hier in Mölk war auch die Familiengruft der Babenberger, und Leopold der Erlauchte, Heinrich der Starke, Adalbert der Sieghafte, Ernst der Tapfere, und Leopold der Schöne fanden hier Wiege und Grab. Leopold der Heilige, der sechste Herrscher der Ostmark aus diesem Heldengeschlechte, begründete nach seiner Vermählung mit der schönen Wittwe Friedrichs von Hohenstaufen, welche noch in Mölk gefeiert wurde, sein neues Fürstenschloss auf dem Kahlenberge (1104). Schon im Jahre 1014 war der Leichnam des irischen Prinzen Colomann, welcher auf der Pilgerfahrt in Stockerau für einen Spion gehalten, und aufgehenkt ward, nach Mölk gebracht und dort zur Verehrung aufgestellt. Denn die Leiche war durch anderthalb Jahre (wie die Legende erzählt) unversehrt geblieben, worin man einen Beweis der Heiligkeit fand. Leopold der Schöne führte im Jahre 1089 die Benediktiner ein, statt der früher hier gewesenen Chorherrn. Unter wechselnden Schicksalen erhob sich dieses Stift immer zu grösserer Bedeutsamkeit und Macht. Seine Besitzungen sind ausgebreitet, seine Körnerzehende so reichlich, dass das Stift davon im Volksmunde den Beinamen „zum vollen Metzen“ (so wie Klosterneuburg seines Weines wegen „zum rinnenden Zapfen“ und Göttweih, seines Reichthums wegen „zum

klingenden Pfennig“) genannt wird; der Prälat des Stuhles ist der Primas unter den Aebten Niederösterreichs. Bischof Ulrich von Passau erhielt für das Stift die Befugniss Festungswerke zu erbauen, Besatzung zu halten u. s. w., und seit dieser Zeit (1329) ward das alte Mölk wieder unter den Festungen des Landes genannt, und bewährte sich als solche selbst gegen die sieggewohnten Schaaren des Ungarkönigs Matthias Corvinus, von denen sie 1474 und 1481 bedroht war, gegen die rebellische Bauerschaft im Jahre 1525, gegen die oberösterreich'schen protestantischen Stände, welche fünf Wochen vergebens davor lagen. In der neuern Kriegskunst sind natürlich die Befestigungen des Stiftes nicht mehr ausreichend. — Mölk hat viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Wir nennen nur das Brüderpaar Bernhard und Hieronymus Pez (Bernhard starb 1735, Hieronymus 1762) als Schriftsteller mit höchst achtungswerthem historischem Fleiss. Auch unter den jetzt lebenden Mitgliedern des Stifts ist Hr. Professor Kaiblinger als ein trefflicher Geschichtsforscher zu rühmen, und seine Bestrebungen gehen verdienstlich Hand in Hand mit den Leistungen Fischers in Klosterneuburg, Frast's in Zwettl, Kurz in St. Florian, Hartenschneider's in Kremsmünster (jetzt in Baiern), und anderer Gelehrten, welche dieses Fach bearbeiten.

Wir schreiten nun aufwärts in das Stift selbst. Die Auffahrt führt unter den Mauern der Gartenterrasse zu dem grossen Portale. Aus dem Markte führen mehrere Fusspfade und Treppen eben dahin. Am Portale stehen zwei mächtige runde Bastionen. Auf der Einen steht die Inschrift: V. E. A. M. 1650. (*Valentinus Emballner Abbas Mellicensis*). Mit diesen Bastionen hatte man die Befestigung des Stifts im Jahre 1645, als die Schweden heranzogen, vermehrt. Sie wurden aber erst 1650 in dem gegenwärtigen Stande vollendet. Das Portal selbst trägt die Jahrzahl 1718. Abt Dietmayr hatte im Jahre 1701 die grossartige Idee gefasst, das Stift durch einen gänzlichen Neubau zu verschönern. Er fand in dem St. Pöltner Bau- und Maurermeister Jacob Prandauer das geeignetste Talent seine Entwürfe zu realisiren. Prandauer führte den Bau, durch den er seinen Namen auf die glänzendste Weise verewigte, von 1701 bis 1736, wo er starb. Die gänzliche Vollendung, besonders im Innern, geschah durch seinen Schüler Franz Mungross 1738. Die Jahrzahl au dem erwähnten

Portale bezeichnet das Jahr der Vollendung dieses Theils der Prälatur. Vor dem Thore erheben sich die colossalen Bildsäulen St. Leopolds, und St. Colomanns. Wir wollen nun die einzelnen Merkwürdigkeiten betrachten.

Die Kirche. Sie macht Fronte gegen den Strom. Zu ihrer Rechten und Linken springen die beiden Flügel der Bibliothek, und des Sommer-Refektoriums vor. Die Kirche selbst ist prächtig, ohne überladen zu sein. Majestät und Würde ist der Charakter dieses herrlichen Tempels, von welchem Papst Pius VI. äusserte, sie verdient eine Kapelle des Vatikans zu sein. Sie ist ganz mit rothem Marmor bekleidet, und mit reichen Goldverzierungen geschmückt. Das Plafondgemälde ist von Rothmayer von Rosenbrunn, Scanzoni und Fanti (1718). Der Hochaltar ist von rothbraunem Salzburger Marmor. Am Hochaltare stehen die kolossalen vergoldeten Bildsäulen der Apostel Peter und Paul. Ueber dem Altar erblickt man die päpstliche Tiare. Das Ganze ist von einer goldenen Krone überstrahlt, mit der Unterschrift: *Non coronabitur nisi legitime certaverit.* Der Tabernakel ist von florentiner Marmor, die Silberthüren desselben nach Zeichnungen von Kieninger, durch den k. k. Hofsilberarbeiter Würth in Wien verfertigt. Die Kirche zählt acht Altäre, von denen sechs mit Altarblättern, zwei mit Statuten geschmückt sind. Das Blatt des Leopoldaltars ist noch aus der alten Stiftskirche, von Georg Bachmann 1650 gemalt. Von Rothmayer von Rosenbrunn sind: die heiligen drei Könige, und der heilige Michael (beide 1723 gemalt), und die Taufe Christi (1727). Von Paul Troger: der heilige Nicolaus, und der heilige Sebastian. Am Colomannsaltar ist das Grabmal des Stifters Mölks und seiner Nachfolger. Abt Berthold liess es errichten, und die noch vorhandenen Gebeine am 12. Oktober 1735 daselbst beisetzen. Ueber dem Tabernakel dieses Altars ist St. Colomann knieend abgebildet. Das Crucifix an dem einen Altare, von *Lapis incarnatus*, ein Geschenk Kaiser Karl VI., ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Die Orgel von Sannholz hat 42 Register, drei Claviaturen, und an vierthalbtausend Pfeifen. Wenn bei dem Hochamte die grosse Kirchenthür geöffnet ist, so sieht der Abt durch dieselbe, und den hohen Bogen der Gallerie hinab auf die Donau, und sein Segen weiht vier Elemente! Die Schiffer wissen an einer Aue



ein Plätzchen, von wo auch sie hinaufschauen können, zu dem erleuchteten Hochaltare.

Die Sakristeien. Sie sind rückwärts vom Hochaltar, links die Winter-, rechts die Sommersakristei. In der Wintersakristei ist ein schönes Gemälde von Bachmann: die feierliche Uebertragung des Leichnams des heiligen Colomann nach Mölk. Die Sommersakristei ist prächtig verziert. Das Gewölbe der Sommersakristei ist von Reduzfi 1763 gemalt. Auch ist hier ein herrlicher *Ecce Homo* nach *Annibale Caracci.* In der Kapitalcapelle werden die reichen Ornate, die Schätze und Kostbarkeiten des Stifts verwahrt. Sie sind des Reichthums desselben würdig.

Die Prälatur. In derselben befinden sich, ausser der geschmackvollen und werthreichen Einrichtung, besonders zahlreiche schöne Gemälde, zum Theil der höchsten Beachtung würdig. In der Kapelle der Prälatur ziehen drei herrliche altdeutsche Bilder vom Jahre 1526 höchst wahrscheinlich von Albrecht Dürer (Custos Russ an der k. k. Gemäldegallerie, ist der Meinung: sie seien von Altorfer) das Auge an. Die Darstellungen sind: *Salvator Mundi*, Maria, und Johannes. Diese Blätter waren auch auf der Rückseite bemalt, aber sichtlich von anderer Meisterhand; dem Style nach zu urtheilen, dürften es Werke von Schäufelem von Nördlingen sein. Die Rückbilder St. Peter, St. Catharina, und St. Colomann, liess der vorige Prälat Reiberger abschneiden, und besonders einrahmen. Ausser diesen sechs Gemälden sind noch zwölf andere Pieçen in dieser Kapelle, von denen zehn auf beiden Seiten bemalt sind, und welche ebenfalls Abt Reiberger hier aufstellen liess. Es sind grösstentheils Darstellungen aus der Passionsgeschichte, und aus der Kindheit Jesu. Besonders ausgezeichnet ist eine Flucht nach Egypten, ferner die heiligen drei Könige, mit dem Wappen Max Sittikus, Erzbischof von Salzburg, und der Jahreszahl 1612. Der Kopf Kaspars soll ein Portrait jenes Erzbischofs sein. Unter dem gegenwärtigen Prälaten wurden diesen Gemälden noch fünf kleinere: die Geburt Christi, auf der Rückseite Maria und Joseph, im altteutschen, und die vier Evangelisten, Bruchstücke im byzantinischen Style beigefügt, so, dass die Zahl der in der Kapelle befindlichen Gemälde (die Doppelbilder zu zwei gerechnet) vier und dreissig beträgt. Das Plafondgemälde dieser Kapelle ist von Bergl, im Jahre 1782 gemalt.

In dem Saale der Prälatur bemerkt man ein herrliches Madonnenbild von Lukas von Leiden, Christus mit den Jüngern auf stürmischer See, von Vlieger, zwei Thierstücke, ein Stier und eine Eule von Hamilton, vier Landschaften von Schinagel, und zwei Bataillenstücke von Querfurt. In dem Wohnzimmer des Prälaten befindet sich eine herrliche Madonna mit dem Kinde, angeblich von Lukas Kranach, für alle Fälle aber ein treffliches Bild; eine Geburt Christi von unbekanntem Meister, aber ein ausgezeichnetes Gemälde der venetianischen Schule, und ein meisterhaft gearbeitetes Crucifix von Elfenbein. Im Speisezimmer der Prälatur ist die Veduta von Monte Cassino von Miller (einst Mitglied des Reichsstiftes Ochsenhausen) 1825 gemalt, bemerkenswerth. Vor dem Eingange in die Prälatur hängen die Bildnisse Kaiser Franz I. und Marien Theresiens von Meytens. Die Suite der übrigen Herrscher Oesterreichs von den Babenbergern an, bis auf Karl VI. ist ein Werk von Paul Trogers Schüler Grabner. Im Prüfungssaale befindet sich die Erscheinung Christi nach der Auferstehung von Van Dyk, Kaiser Karl VI. und Abt Berthold von Melk als *Rector Magnificus* der Hochschule in Wien, beide von Kupetzky, Se. jetzt regierende Majestät Kaiser Ferdinand I. im Ornate des goldenen Vliesses von Kupelwieser, sämmtlich bedeutende Kunstwerke. Im Colomannsaale, der auch seiner schönen Architektur wegen sehenswerth ist, malte Scanzoni die Decke in Fresko. Hier sind auch die grossen Darstellungen des neuen Stifts, nach allen vier Weltgegenden, im Vogelperspektiv aufgenommen im Jahre 1736, von dem Architekten Franz Rosenstingl. — In den übrigen Gemächern der Prälatur ist noch die heilige Katharina von Bellini, der Entsatz von Wien (1683) von Johann von Hugtenburg, die heiligen Frauen am Grabe Christi von Jordanns, derselbe Gegenstand von Rottenhammer, die Portraits Kaiser Franz I. von Oesterreich, und der Kaiserin Caroline Auguste von Salis, und jene Ihrer gegenwärtig regierenden Majestäten von Kupelwieser bemerkenswerth. Auf einem Zimmeraltare befindet sich eine sehr schöne Madonna mit dem Kinde von dem Kremser Schmidt. Der Plafond des grossen Speisesaales ist von Troger gemalt. — Von anderweitigen merkwürdigen Gegenständen nenne ich das sogenannte Melkerkreuz. Diess ist nämlich der von Adalbert von Babenberg dem Siegreichen hieher geschenkte

Partikel des heiligen Kreuzes, von Rudolf IV. mit neuer Fassung geziert, der Becher des heiligen Bischof Ulrich von Augsburg, aus einem Kürbis verfertigt, von innen mit Silber überzogen. Ein Kelch aus Donau-Waschgold, 1660 von Michael Dietrich, Goldschmidt in Wien verfertigt, ein interessantes Pastorale aus dem 13. Jahrhundert, u. s. w. In der Gruft steht ein Steinsarg, der die Gebeine des um 1015 verstorbenen, frommen irischen Pilgers Gothalm enthält. Kaiblinger hält diesen Sarg für einen römischen, der erst in späterer Zeit seine jetzige Bestimmung erhielt.

Die Bibliothek. Den Grund zur Bibliothek legte Abt Johann im Jahre 1503. Der Saal ist prächtig. Er enthält zwischen 18—20,000 Bände, zum Theile sehr werthvolle Editionen. In dem Vorsaale sind über 1500 Handschriften und Incunabeln aufbewahrt. Besonders merkwürdige Piegen sind: das Psalterium aus dem 13. Jahrhundert. Ein schönes Gebetbuch aus dem 15. Jahrhundert. Das Gebetbuch Beatricens, König Ferdinands von Neapel Tochter, 1476 mit Mathias Corvin vermählt, dieses Gebetbuch ist aus dem 15. Jahrhundert. Ein schöner Coran auf Pergament, bei dem Entsatze Wiens 1683 erbeutet, u. s. w. — Ausserdem befindet sich im Stift noch ein nicht unbedeutendes numismatisches Kabinet, eine geognostische und zoologische Sammlung, u. d. gl. mehr.

Der Garten. Dieser verdankt seine Herstellung dem letztverstorbenen Herrn Prälaten. Die Anlage ist äusserst sinnig und geschmackvoll, und die schöne Situation des Gartens ist auf das umsichtigste benutzt. An der Donauseite führt eine sehr schöne Linden- und Rosscastanienallee in die höhern Parthien des Gartens. Die Fernsichten auf Strom und Land von mehreren Punkten dieses Gartens aus sind bezaubernd. — Im Pavillon des Gartens, erbaut im Jahre 1747, mit Fresken von Bergl im Jahre 1764 gemalt, ist auch eine sehenswerthe Sammlung ausgestopfter Vögel aufgestellt. Mölk zählt gegenwärtig bei achtzig Geistliche, welche theils die Pfarren des Stiftes bekleiden, theils bei dem theologischen Hausstudium, und dem Convicte beschäftigt sind. Dieses Convict ist für 40 Zöglinge gestiftet. Im Alumnate werden acht Knaben für den Chordienst musikalisch ausgebildet. Die Kirchenmusik ist überhaupt in Mölk stets mit vieler Liebe cultivirt worden.

Es erübrigt nun noch einige Worte über den Markt Mölk zu sprechen. Er liegt am Fusse des Felsberges, der das Stift trägt, und gehört zu den bedeutenderen in Oesterreich. Er zählt 146 Häuser, mit 1182 Einwohnern. Da die grosse Poststrasse nach Teutschland durch den Ort führt, so ist er sehr belebt. Die Pfarrkirche zu Maria Himmelfahrt ist ein interessantes Gebäude. Das Presbyterium zeigt hohes Alter; das Schiff auf Pfeilern ruhend ward 1481 erbaut. Es befinden sich hier drei sehenswerthe Hochbilder, deren zwei, Christus am Oelberge darstellend, 1502 und 1503 datiren; das dritte, schon sehr beschädigt, dem Jahre 1607 entstammt. Es sind Grabdenkmale hiesiger Bürger. Die Altarblätter der Kirche sind von dem Kremser Schmidt, aus den Jahren 1771 — 1773, wo auch die Altäre neu erbaut wurden. Das Posthaus ist ebenfalls ein schönes Gebäude.

An interessanten Ausflügen fehlt es nicht in der Umgebung von Mölk. Die Schallaburg mit ihrem Burghofe und den Basreliefs und Bildwerken von rothem, gebrannten Thon, das herrliche Pielachthal mit seinen zahlreichen prächtigen Burgruinen und romantischen Wald- und Felsenparthien, durch welche das rauschende, alpengeborne Gewässer sich Bahn gebrochen hat, und das Dorf Mauer mit seiner alterthümlichen, merkwürdigen Kirche sollte jeder Fremde besuchen. Auch Schönbühel und Aggstein sind zwei höchst merkwürdige Punkte der Umgebung des Stiftes. Schönbühel ist ein kleiner Markt an der Donau, eine kleine halbe Stunde unterhalb Mölk. Der Strom bildet hier eine mächtige Strömung. In dem kleinen Markte herrscht ziemlich viel Gewerbsfleiss. Es ist hier eine bedeutende Drechslerwerkstätte, welche jährlich mehr als 15000 Stiele zu Borstwischen versendet, ein Töpfer, drei Kalkbrenner, fünf Müller, mehrere Schmiede, u. s. w. Ein auf dem Gebiete dieser Herrschaft (dem Grafen Franz von Beroldingen gehörig), bei dem Dorfe Neuhofen an der Bielach bestandenes Graphitbergwerk, und eine damit verbundene Schwarzgeschirr- und Schmelztiegelfabrik haben aufgehört. In Schönbühel lebte ein sogenannter Naturdichter, der bekannte Andreas Posch (geb. 1770 zu Stokat), welcher hier das Strumpfwirker-Gewerbe betrieb, und dessen Gedichte einst in Oesterreich von sich sprechen machten. Sie sind auch nicht ganz werthlos. Das prächtige Felsenschloss Schönbühel ist zwar in neuerer Zeit

etwas restaurirt worden, aber doch schon sehr zerfallen. Es gewährt indessen immer noch einen schönen Anblick. Eine Viertelstunde unter dem Markte liegt an einem Fels in der Donau das Kloster Schönbühel, ein 1666 gestiftetes Servitenkloster mit einer Kapelle, welche ganz nach jener in Bethlehem, wo Christus geboren ward, und einem heiligen Grabe, nach jenem in Jerusalem, erbaut wurde. Die Klosterkirche ist klein aber schön, und von einem Balkon auf dem Felsen geniesst man die herrlichste Aussicht über Strom und Land. Alterthumsforscher sind der Meinung, dass hier das *Cannabiaca* oder *Pirum tortum* der Römer gestanden habe. Wirklich sind auch hier in der Gegend viele Münzen, Steine, u. s. w. aus der Römerzeit ausgegraben worden. Im Mittelalter war auch Schönbühel, so wie viele andere ähnliche Burgen, ein Sitz von Wegelagerern. Die Lage der Veste begünstigte diese Räubereien. Bis in das dreizehnte Jahrhundert war sie im Besitze eines eigenen nach ihr genannten Geschlechtes. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir es aber bereits in dem Besitze der Starhemberge. In den Zeiten der Reformationsbewegungen war in Schönbühel der Sitz eines protestantischen Predigers. Bald aber waren die Starhemberge wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, und Balthasar von Starhemberg war es, der 1666 das Servitenkloster erbaute. Der Besuch der alten Burg wird manchen anziehenden Genuss gewähren. Der Bau auf dem mächtigen Fels gehört zu den kühnsten des Mittelalters. — Die Ruinen der Kapelle sind noch sehr erkenntlich, auch mehrere der Verliesse, Souterrains, u. s. w. Die Durchwandlung dieser malerischen Ruinen, von welchen in der Umgegend viele Sagen und Mährchen im Munde der Landleute lebendig geblieben sind, ist in vieler Beziehung interessant. Auch ist der Punkt hinter dem Kloster an dem steilen Abhange des Waldes insofern zu bemerken als er eine der überraschendsten Aussichten hinab in die Wachau, und hin gegen Aggstein gewährt.

XXVII.

Semlin.

Communitäts-Ort in der slavonisch-syrmischen Militärgrenze.
Königreich Ungarn.

Von

Joseph von Dorner.

Mit immer steigender Erwartung nähern wir uns der äussersten Gränzlinie, wo die Silberbahn des Donaustromes zwei Königreiche trennt, die, was Sitten und Lebensweise betrifft, so schroff sich gegenüberstehen, als läge eines Weltmeers unermessliche Fläche zwischen beiden. Am linken Ufer, wo Oesterreichs Banner wehen, kommt uns ein bekanntes Volk entgegen, mit verwandten Sitten und Gebräuchen; ein Volk, das sich ganz dem Dienste der Menschheit geweiht hat, indem es die weiten Gränzländer bewacht, um die längst vergessenen Schrecken der Pest von uns abzuwehren. In den freundlichen Gefilden wandeln wir mitten unter den Segnungen bürgerlicher Eintracht, wo der Frieden Hand in Hand mit den weisesten Gesetzen durch die Fluren zieht. Wie ganz verschieden finden wir dagegen den Menschen am anderen Ufer, wo hinter den düstern Mauern einer alten Veste der Türke neidisch über die Save schielt, ergrimmt über den reichen Segen, den er seit seinem Rückzuge aus unsern Gegenden, dort in Fülle erblühen sieht, während des Halbmonds eiserne Zuchtruthe auf seinen weiten Fluren liegt. Wir sehen hier wohl ein verwandtes, kräftiges Volk, die Serben, die erst vor wenig Jahren heldenmüthig ihre Befreiung vom türkischen Joche erkämpft; aber

die traurigen Spuren langgewohnter Knechtschaft haften noch ganz frisch auf dem Lande wie auf dessen Bewohnern und es dürfte wohl noch lange währen, eh' die Macht der europäischen Civilisation im Stand sein wird, den bösen Geist der Barbarei zu bannen.

An den Pforten dieses, von der Natur reich bedachten, von den Menschen dagegen verwahrlosten Landes, liegt das anspruchslose, in so mancher Beziehung interessante Semlin, hart am Scheidewege, wo hier des Bürgers Freiheit, dort der Knechtschaft schmachvolle Ketten nachbarlich neben einander sich zeigen. Die Trachten und Sitten des gemeinen Volkes mahnen schon hier an den grellen Geschmack des Orients. Der Türke betrachtet darum das Land über der Donau und der Save noch immer als sein verlornes Eigenthum, worauf er gerechte Ansprüche zu haben sich einbildet, weil er Jahrhunderte lang wie eine Hyäne darin gewüthet, und die heilende Zeit so manche tief gerissene Wunde noch immer nicht zu vernarben vermochte!

Seit des Halbmonds bluttriefende Waffen niedergeschmettert liegen, seit der Name der Türken aufgehört hat, ein Schrecken der Christenheit zu sein, ist Semlin zum bedeutenden Orte herangewachsen. Die früheren Schicksale desselben sind eine ununterbrochene Folge der betrübendsten Ereignisse, denn Jahrhunderte lang war ein ewiges Kämpfen und Ringen um den Besitz der gegenüberliegenden Festung Belgrad, welche Veste der Schlüssel zu dem Lande war, das der Türke ewig mit neidischen Augen betrachtete.

Schon unter der Römerherrschaft vermuthet man hier bedeutende Ansiedelungen. Die Geographen des Alterthums, wie Ptolemäus und Plinius, reden von einem *Taurunum* und *Singidunum*, Orte, die in der Nähe der Einmündung der Save in die Donau lagen. Ueber die eigentliche Lage dieser beiden Städte hat sich später ein Streit entwickelt, so dass es ungewiss wurde, ob *Taurunum* am rechten oder am linken Ufer der Donau gelegen. Indessen rechnen die meisten Schriftsteller des Alterthums, selbst die oben berührten, *Taurunum* noch zu Pannonien, und es muss daher dieser Ort in der Nähe von Semlin gestanden haben.

Mit dem Einbruche der Türken erlangt die Gegend erst jene Bedeutenheit, die sie bis auf den Belgrader Frieden erhalten. In dieser Zeit sehen wir auf beiden Seiten eine grosse Thätigkeit

entwickeln. Die Christen waren unablässig besorgt, die Festungswerke von Belgrad in gutem Stande zu erhalten, was die Wichtigkeit des Platzes gebot. Die Türken führten dagegen fortwährend eine grosse Masse Völker herbei, und so manche blutige Auftritte sind mit Flammenzügen in der Geschichte Ungarns aufgezeichnet. Die denkwürdigste Schlacht lieferten der unvergessliche Held Johann Hunyady und der begeisterte Mönch Johann Lopistran unter den Mauern der Veste, als sie im Jahre 1456 in einem Ausfalle eine weit überlegene Zahl Türken angriffen und nach einem mehrstündigen Gefechte vollständig vernichteten. Der Sultan selbst befehligte die Armee, die an der Donau heraufgezogen war, um Belgrad zu nehmen. Mohammed II. entkam der Gefahr mit Mühe, er war auf seiner Flucht einigemale nahe daran das Leben einzubüssen.

Dieser entscheidende Sieg, der durch ganz Europa freudig wiederhallte, demüthigte den gefürchteten Feind auf lange Zeit, er wagte es nicht, dem gefeierten Helden entgegen zu treten. Wenige Zeit darauf sollte Semlin den Mann sterben sehen, der auch im Unglücke gross geblieben. Die Strapatzen des so eben erwähnten Feldzuges warfen ihn auf's Krankenbett, wo er gefesselt lag, bis der Tod die Bande löste. Er wollte nicht, so erzählt ein frommer Geschichtschreiber, dass der Herr den Knecht besuche; als er dem Tode sich nahe fühlte, raffte er alle seine Kräfte zusammen, stand auf und liess sich in die Kirche tragen, wo er das heilige Sacrament aus den Händen des Priesters empfing. So verschied der gottesfürchtige Mann im Tempel des Herrn, für dessen Lehre er so oft in heissen Schlachten geblutet.

Seit Loudon die Türken aus Belgrad vertrieben, ist es Friede geworden in diesen Gegenden. Der Landmann verliess das blutige Handwerk des Kriegs und nahm die längst vergessene Pflugschar wieder zur Hand und in den verlassenen Städten regten sich wieder tausend geschäftige Hände.

Die ersten Versuche, die projectirte Gränzverfassung, von der schon bei Peterwardein ausführlicher die Rede war, in's Leben einzuführen, wurden mit gutem Erfolge betrieben. Um auch dem Handel und den Gewerben einige Hände zuzuwenden, hat man ausser den Gränzdörfern und Compagnieorten Städte errichtet, in denen Handel und Gewerbe betrieben werden sollten.



Solche Städte wurden Communitäten genannt, ihre Bewohner für nicht militairpflichtig erklärt und sie unterscheiden sich von den andern Gränzörtern auch noch dadurch, dass sie nicht unter dem Grenzregiments-Commando stehen. Ihre Angelegenheiten besorgt ein eigener Magistrat, der dem General-Commando und dem Hofkriegsrathe zu Wien untergeordnet ist. Solche Communitäten giebt es in jedem Gränzgebiete mehrere.

In der slavonisch-syrmischen Gränze ist nächst Karlowiz und Peterwardein Semlin die Haupt-Communität, bedeutend und wichtig geworden durch den starken Transitohandel aus dem Orient. Kaufleute und Speculanten aus den entferntesten Gegenden haben ihre Agenten hier, die die mannigfachsten Geschäfte besorgen. Die Hauptartikel, die aus den serbischen und türkischen Provinzen herüberkommen, bilden Baumwolle, die in ungeheurer Menge verführt wird, und türkisch Leder, eine in Ungarn besonders gesuchte Waare. Ausserdem wird jährlich eine grosse Zahl Horn- und Borstenvieh aus Serbien herübergetrieben, das den langen Weg bis nach Oesterreich zu Fusse macht. Dafür gehen aus unseren Gegenden sehr vielartige Gegenstände hinüber. Fabrikate aller Art, Getreide u. s. w. werden in grosser Menge über Semlin nach der Türkei geführt, besonders seit der europäische Luxus hie und da schon Eingang gefunden.

Die Einwohner, ungefähr 9000 an der Zahl, bestehen aus Raitzen, die meist ausgewanderte Serben sind und der griechischen Kirche angehören. Nebst diesen bewohnen viele Civil- und Militairbeamte, eine Menge Kaufleute und Handwerker den Ort, unter denen die deutsche Sprache die gangbare ist. Unter den Handelsleuten findet man viele Armenier, Türken, Walachen, Griechen, u. s. w.

Für den Verkehr mit den türkischen Provinzen bestehen ein Rastell und eine ausgedehnte Contumazanstalt, die vorzüglichste der gesammten österreichischen Gränzländer. Die Rastelle sind am Donauufer angebracht, wo zugleich die Haupt-Ueberfahrt von Serbien mittelst Kähnen statt findet. In jeder Woche geschieht an einem bestimmten Markttage diese Ueberfahrt von dem jenseitigen Ufer ungehindert. Und da eine solche Ueberfuhr in der Landessprache: Skella heisst, so wurden solche Markttage, an denen die Türken und Serben über die Donau kommen, um zu verkehren, Skellatage genannt.

An einem solchen Skellatage herrscht bei den Rastellen ein anziehendes Treiben der bunt durch einander wogenden Menschen. Die Türken und Serben in ihren originellen Trachten hocken nach orientalischer Sitte der Reihe nach, und bieten ihre türkischen Pfeifen mit den kostbaren Pfeifenröhren, ihren änsserst wohlschmeckenden Taback, den nur der Türke allein schön und zierlich zu schneiden und zu rauchen versteht, ihre vortrefflichen Melonen, und anderes Obst zum Kaufe an. Der Markt wird in einer langen, von allen Seiten offenen Hütte abgehalten, die mit einem Dache versehen ist. Die Käufer und Verkäufer, so wie die betreffenden Reinigungsdiener und Dreissigst Aufseher sind durch Barrieren von einander getrennt, so dass dadurch jede unmittelbare Berührung der Fremden vermieden wird. Die Reinigungsdiener haben den gegenseitigen Verkehr auf die Weise zu veranstalten, dass sie alle gekaufte Waaren von den Türken übernehmen und den diesseitigen Partheien schon gereinigt zu übergeben haben. Nicht giftfangende Stoffe, wie Pfeifen, Taback, Holzwaaren, Obst u. dgl. werden durch blosses Begiessen mit Wasser von dem etwa anklebenden Schweisse und Schmutz gereinigt und sogleich dem Käufer übergeben. Solche Gegenstände aber, die für giftfangend erklärt sind, wie alle Tuch- und Wollstoffe, werden in die Contumazanstalt gewiesen, wo sie einer weitläuftigeren Reinigung unterworfen werden. Das von den Türken und Serben bezahlte Geld wird von den Käufern in eine mit Essig gefüllte Schale geworfen, von wo es der Reinigungsdiener herausnimmt, abtrocknet und sodann dem Eigenthümer einhändigt.

Die weite Contumazanstalt bildet eine kleine Stadt für sich, die durch eine 12 Fuss hohe Mauer ringsum von den übrigen Häusern abgesperrt ist. Ein Contumazdirector wacht über die pünktliche Befolgung der Quarantainegesetze, für die er verantwortlich gemacht ist. Der kleinste Fehler wird sehr nachdrücklich mit Festungsarrest bestraft. Unter seiner Leitung stehen ein Contumazarzt, ein Dolmetsch, mehrere Waarenaufseher, Amtsschreiber, ein Briefräucherungs-Controleur, und mehrere Reinigungsdiener und Dreissigst Ueberreiter, so dass das gesammte Personale sich auf ungefähr 90 Individuen beläuft.

Die Contumazirenden werden in Zimmern untergebracht, die man hier Colliben nennt, deren Möblirung aber äusserst bescheiden

und einfach ist. Der Arzt besucht dort die Fremden täglich und hat sich um ihre Gesundheitsumstände genau zu erkundigen. Ein Reinigungsdiener muss dagegen das ganze Gepäcke des Fremden lüften und durch tägliche Berührung mit demselben sich überzeugen, ob es nicht verpestet ist. Nach zehn Tagen wird der Contumazirende freigesprochen, in kritischen Zeiten, wenn Pestfälle in der Türkei und Serbien vorkommen, wird die Quarantainezeit verhältnissmässig bis auf 40 Tage erhöht. Ein eigener Traiteur versorgt, gegen billige Bezahlung, die Contumazirenden mit Speisen und Getränke. Arme dagegen werden von der Anstalt selbst erhalten.

So lebhaft in Semlin auch Handel und Gewerbe sind, so hat die Stadt doch ein sehr anspruchsloses Aeussere. Die Gassen sind eng und schmutzig und nur sehr wenige Häuser zeichnen sich durch ihre solide Bauart etwas vortheilhafter aus. Hart am Donauufer gelegen lehnt das entgegengesetzte Ende der Stadt sich an die Lehmhügel, die als die letzten Abdachungen der, schon bei Peterwardein erwähnten, Frusska-Gora zu betrachten sind. An der nordöstlichen Seite ziehen die Häuser, oder vielmehr nur Hütten, den Hügel hinan, der unter dem Namen Zigeunerberg bekannt ist. Am Gipfel desselben stehen noch die Trümmer des Hunyady'schen Schlosses. Von dort überblickt man die weite Bahn der Save und der Donau; ein reizendes Bild, das noch erhöht wird durch die malerisch gelegene Veste von Belgrad und durch das schöne Gebirge von Serbien.

Aeusserst lohnend für jeden Fremden wird eine Fahrt nach Belgrad sein. Man versieht sich zu dem Zwecke mit einem Passe, den der zu Semlin residirende Major, welcher zugleich Cordons-Commandant ist, ertheilt. In Belgrad angelangt wird dem Pascha ein Besuch gemacht, der jeden Fremden artig empfängt. Man wird aber bei ihm vergebens die so reizend geschilderte orientalische Pracht suchen; er bewohnt in der äusserst schmutzigen, verwahrlosten Stadt ein armseliges Gebäude, das seine Leute eine Residenz nennen. Eben so bescheiden ist das Innere des Palastes. Aber in den einfach ausgestatteten Gemächern wohnt die herzlichste Gastfreundschaft. Der Pascha empfängt die Fremden auf einem Divan hockend, mit einer langen Pfeife im Munde; es werden sogleich Strohstühle herbeigeschafft, und die Fremden

zum niedersitzen eingeladen. Ein submisses Sclavenvolk bringt Pfeifen, in Zucker gekochte Früchte, Dulcat genannt, und schwarzen Kaffe. Während nun geraucht und genascht wird, fragen seine türkischen Gnaden um allerlei Neuigkeiten. Will er recht artig sein, so lässt er die Gäste in seinen Marstall führen. Man besieht sodann die Festung und endlich die untere Stadt, worauf man recht vergnügt wieder nach Semlin zurückfährt.

Belgrad ist eine der stärksten und vorzüglichsten Festungen an der Donau. Ursprünglich von den Ungarn erbaut, ist sie in den spätern Kriegszeiten vielfach verändert und verstärkt worden; steht aber nun verwaist da, denn der Türke thut nichts für die Erhaltung derselben, er ist zufrieden mit dem, wie es ist, wobei er in der Erinnerung der glänzenden Thaten seiner Vorfahren, die zu tausenden unter den Mauern der Veste für den heiligen Glauben seines Propheten gefallen sind, selig fortlebt, da die Gegenwart ihn wenig berührt.

XXVIII.

Marbach und Maria-Taferl.

Markt und Wallfahrtskirche.

Niederösterreich. Viertel ob dem Mannhartsberge.

Wenn der Schiffer auf dem Donaustrome die böse Beuge umfahren hat, (man sehe über diese Stromgegend die Schilderung von Persenbeug und Säusenstein in unserm Panorama), so grüsst eine weithin schimmernde prächtige zweithürmige Kirche, hoch auf einem Berge am linken (nördlichen) Ufer der Donau seinen Blick. Zu ihren Füssen liegt malerisch ein kleiner Markt ausgebreitet. Dies ist Marbach und Maria-Taferl; der Markt Marbach ist klein und unbedeutend. Seine schöne Lage ist sein einziger Reiz. Er zählt nur 42 Häuser mit 207 Einwohnern. Ein ritterliches Geschlecht der Marbacher erscheint urkundlich im 14. Jahrhundert. Schon am Ende dieses Jahrhunderts aber waren diese ausgestorben, und Marbach stand im Besitze des Raubritters Christoph Eyzinger, der mit seinen Reisigen ringsum das Land plünderte und brandschatzte. Im Jahre 1401 dehnte dieser kühne Wegelagerer seine Raubzüge sogar nicht nur über das ganze linke Donauufer aus, sondern er überschritt auch den Strom und drang bis tief in das Viertel ob dem Wienerwalde. Endlich ereilte ihn die Rache. Das Geräune, jenes geheimnissvolle Gericht, welches im Jahre 1402 zuerst seine damals sehr heilsame Justiz zu üben begann, zog auf der Heerfahrt gegen die Schlösser und Burgen der Stegreifritter auch vor Marbach; Ulrich Daxberger, Marschall in Oesterreich, Friedrich von Wallsee, Heinrich von Zelking, Otto von Meissau, und der

tapfere Wienerbürger Albert Ottensteiner waren die Anführer der zwar nur 400 Mann starken, aber erlesenen Truppe, welche die Heeresmacht des Geräunes bildete. Verstärkung, wo sie nöthig war, zog man aus den Vesten des ehrenhaften Adels. Das Landvolk schloss sich in solchen Fällen auch freudig an, um ihrer Peiniger los zu werden, und so wurde denn unter den übrigen Raubburgen auch Marbach gebrochen. Der Eyzinger ward gefangen nach Wien geführt, seine Knechte hing man sogleich an die nächsten Bäume. Er selbst wurde zum Schadenersatze verurtheilt, welcher natürlich sein ganzes Vermögen kostete. Seitdem ist diese Veste so ganz verschwunden, dass nicht einmal eine Muthmassung übrig bleibt, wo sie einst gestanden haben möge. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, dass sie auf dem Berge thronte, wo jetzt die Wallfahrtskirche sich erhebt. Dieser Standpunkt, von dem man weit und breit das Land übersieht, wo jedes nahende Schiff von ferne sichtbar ist, musste vorzüglich geeignet erscheinen für die Bestimmung der Raubburg. In Marbach ist die gewöhnliche Nachtstation der sogenannten Linzer-Ordinari, das heisst jener Schiffe, welche wöchentlich regelmässig von Linz nach Wien fahren. Auch die bairischen Schiffe, die Ulmer und Regensburger pflegen daselbst Halt zu machen. Ausserdem herrscht hier auch grosser Verkehr durch die Wallfahrt nach Maria-Taferl. Man trifft daher in diesem kleinen Markte auch Neun Wirthshäuser. In Folge der starken Wallfahrtsfrequenz entstanden auch häufige Kramladen mit Heiligenbildern, Gebetbüchern, Rosenkränzen und dgl., wodurch in dem Orte fast das ganze Jahr hindurch das Bild eines Jahrmarktes zu sehen ist. Die Wallfahrter aus den tiefern Donaugegenden pflegen von hier aus zu Schiffe nach Hause zu kehren. In Marbach finden sich drei Schiffmeister, welche auch lebhaften Handel mit Bauholz, Schindeln, Latten, Bretern, Knoppern, Getreide, Salz und Brennholz führen. Seit dem Jahre 1829 wird auch hier, dicht hinter dem Markte, am Steinbache, gegen Erla hin, (nördlich) ein Graphitbergwerk betrieben. Ein Gewerke aus Waydhofen schürfte daselbst auf Steinkohlen, und so ward 1820 das Graphitwerk entdeckt. Es blieb indessen unbenützt bis 1829, in welchem Jahre sich eine Gewerkengesellschaft bildete, welche indessen das Werk bald an den Grafen von Franken-Sierstorff abtrat. Dieser griff es thätig an, und der gepochte Graphit

wird zu guten und schönen Geschirren verwendet, welche in Wien starken Absatz finden. Die Fabrik hat gegenwärtig ein Pochwerk, ein Schlemmwerk und drei Ofen. Sie beschäftigt 19 Arbeiter. Auch Weinbau wird von den Marbachern betrieben. Rings um Marbach zeigen sich Rebenhügel, die ersten, welche man seit Aschach her am Donaustrome gewahrt. Der gewonnene Wein ist indessen sehr geringer Art. Das Granitgebirge am linken Donauufer setzt von Persenbeug hieher fort; indessen zeigen sich bereits mehrere mächtige Lager von andern Gebirgsarten, so z. B. zwischen Loiha und Marbach ein schönes Lager von röthlich gelbem Hornstein u. s. w. — Crantz in seinem bekannten Werke über die österreich'schen Gesundbrunnen erwähnt auch einer eisenhaltigen Quelle zwischen Maria-Taferl und Pöchlarn. Schultes, Sartori und ich haben indessen vergebens nach derselben geforscht. Man wusste uns keine Nachweisung darüber zu geben. In geringer Entfernung von Marbach liegt die Schlossruine Weissenberg. Von ihr trägt die Herrschaft, zu welcher Marbach gehört, den Namen, und sie war früher dem Grafen Starhemberg zuständig. Jetzt ist sie mit der Herrschaft Persenbeug vereinigt. Stromabwärts von Marbach, ebenfalls am linken (nördlichen) Ufer der Donau liegen die Orte Krummen-Nussbaum und Klein-Pöchlarn. Krummen-Nussbaum ruht gerade am Fusse des Auberges, auf welchem Maria-Taferl glänzt. Gerade gegenüber auch dicht am Strome, am rechten Ufer liegt ein gleichnamiger Ort. Krummen-Nussbaum zählt 50 Häuser mit 309 Einwohnern. Der Ort ist uralt und wird schon in Urkunden des eilften Jahrhunderts erwähnt. Klein-Pöchlarn ist ein Markt mit 82 Häusern und 496 Bewohnern. Gerade gegenüber am rechten Stromufer liegt das Städtchen Gross-Pöchlarn, Hauptort einer dem Freiherrn von Borsch zuständigen Herrschaft mit einem Schlosse. Klein-Pöchlarn ist ein unbedeutender Ort, aber in seiner Nähe ist eine sehr wichtige Thongräberei. In dem Graben hinter diesem Orte öffnen sich die mächtigen Gruben, deren Thon meist gelb, mit Roth und Blau gemischt ist, und Metallspuren zeigt. Er ist wohlfeil und doch von besonderer Güte. Viel davon wird auf der Donau bis nach Ungarn geführt; namentlich die Pressburger Töpfer verarbeiten ihn häufig zu Geschirr. Die Wiener Porzellan-Manufactur bezieht alljährlich über 10,000 Kubikfuss von diesem Thone, der,

zu gleichen Theilen mit dem Thone von Fucha und Dross, (bei Krems gewonnen) gemengt, zu den Brennkapseln verwendet wird. In Eisenerz in Steiermark machte man den Versuch, aus diesem Thone feuerfeste Ziegel zu bereiten, und das Resultat zeigt sich sehr befriedigend. —

Gross-Pöchlarn, als Städtchen unbedeutend, 45 Häuser mit 351 Einwohnern, sammt den kleinen Vorstädten 87 Häuser und 660 Bewohner zählend, umschwebet der hohe Reiz grosser historischer Erinnerungen. Schon unter den Römern war es als *Arelape* ein genannter Ort. Hier stand eine Donauflotille, und es führte den Beinamen *praeclara*. Im Nibelungenliede wird Pöchlarn oft genannt. Einer der namhaftesten Helden dieser teutschen Iliade, Rüdiger von Pöchlarn, hatte hier seinen Sitz. Zwischen Krummen-Nussbaum und Gross-Pöchlarn mündet die Erlauf in die Donau, entsprungen am Fusse der Alpen, dem schönen Erlaufsee entströmend. An ihrer Mündung befindet sich der grosse Rechen einer Holzschwemme. Er ist sehenswerth. —

Wir schicken uns nun an, den Leser den Berg hinan zur schönen Wallfahrtskirche Maria-Taferl zu führen, einem Punkte, welchen kein Fremder zu ersteigen versäumen möge, denn er bietet eine der grossartigsten Uebersichten der südlichen Alpenkette. In dieser Beziehung ist kein ähnlicher Punkt in Oesterreich zu finden. Der Berg, auf welchem die Kirche liegt, heisst der Auberg. Er erhebt sich 1308 Fuss über die Meeresfläche; der Kern des Berges ist Granit. Doch erscheinen hier abwechselnd an demselben mächtige Lager von einem, bald sehr grobblättrigen, und an Glimmer armen, bald sehr feinblättrigen Gneisse, der hie und da in Glimmerschiefer übergeht, und in welchem auch kleine Granaten eingesprengt sind. Schörl ist häufiger in dem lagernden Gneisse. Der Quarz, der hier vorkommt, ist weissgrau, der Feldspath spielt aus dem Weissen in das Gelbliche. Auch Hornstein kommt vor. — Man ersteigt den Berg von Marbach aus leicht in einer Stunde. Auch von Klein-Pöchlarn und von Oetstätten führen Fahrwege auf den Gipfel. Das Aufsteigen ist lohnend durch die immer grossartiger sich entwickelnde Uebersicht der Gegend. — Wie ich bereits früher erwähnte, stand im Mittelalter höchst wahrscheinlich die Raubveste des Eyzinger auf dieser hohen Zinne. Nachdem sie gebrochen war, wurde der Berg nur selten betreten. Indessen



war von den Holzhauern und dem Landvolke der Gegend seit Jahrhunderten eine uralte, vielleicht tausendjährige Eiche bekannt, welche die Spitze des Berges zierte. Fromme Hände fügten ein Crucifix an den Stamm dieser Eiche, und schon im sechszehnten Jahrhundert pilgerten alljährlich die Einwohner von Klein-Pöchlarn in Procession am Ostermontage zu diesem Kreuzbilde, an welchem das Evangelium gesungen ward. Gebete um Segen der Felder und Abwendung von Hagelschlag beschlossen die Feier, nach welcher gewöhnlich oben auf dem Berge auf einem steinernen, daselbst errichteten Tische das Mahl eingenommen wurde. Im siebzehnten Jahrhundert war die Lebenskraft der alten Eiche erschöpft. Ihre Aeste dorrten, und ein Hirte wollte den Stamm fällen. Da, so erzählt die Legende, fand seine Axt wunderbaren Widerstand, sie fuhr zurück, und verwundete ihren Führen. Erstaunt sah dieser den Baum genauer an, und entdeckte das uralte, fast verblichene Kreuzbild. Er bereute seinen in Unwissenheit begangenen Fehler der Verletzung des Bildes, und zur Stelle sah er seine Wunde geheilt. — Solches geschah 1632. Zehn Jahre später kam ein Bewohner Klein-Pöchlarns, Namens Alexander Schinnagel, mit „schwerer Melancholie“ behaftet, wie die Legende erzählt, auf Besuch zu dem Schulmeister des Ortes. Er sah daselbst eine Madonna mit dem Kinde von Holz geschnitzt, welche ihm der Schulmeister zu Kauf bot. Er erstand das Bild, trug es nach Hause, und in der Nacht hatte er eine Vision. Ihm däuchte, eine Stimme rief ihm zu, er solle das Bild zu der alten Eiche auf dem Auberge tragen und es daselbst aufstellen, so würde er genesen. Der Morgen graute kaum, so erstieg er den Berg, jenen Ruf befolgend. Kaum hatte er das Bild aufgestellt, so fühlte er sich gesund und heiter. Bald wollte man nun Lichterscheinungen, Engel u. s. w. an dem Bilde bemerkt haben, Kranke fanden dort Heilung, Leidende Trost und Erhörung ihrer Bitten, kurz der Ruf von wunderthätiger Wirkung des Bildes ging bald durch das ganze Land. —

So ward denn 1661 die jetzige herrliche Kirche über dem alten Eichstamme erbaut, und noch vor dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts war Maria-Taferl einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Monarchie. —

Es ist fast kein bedeutender Ort in Oesterreich, der nicht alljährlich seine Pilgerschaar nach dieser heiligen Stätte entsendet.

Die Wallfahrter nach Maria Zell in Steiermark gehen gewöhnlich von dort über Neuhaus, Lunz und Gaming auf den Sonntagberg, dann nach Maria-Taferl, und schiffen dann die Donau hinab nach Wien zurück. Alljährlich nahen der Kirche auf solche Weise zwischen 80,000 bis 130,000 Pilger. Die Kirche steht auf einem ziemlich freien Platze. Alte schattige Kastanienbäume umstehen sie. Ringsum erstand auch ein kleines Dorf von 27 Häusern, zum Theile recht stattlich, von 143 Einwohnern belebt. Auch hier zeigen sich zahlreiche Buden mit Heiligenbildern, Rosenkränzen, Wachskerzen u. s. w., und der Verkehr ist stets sehr lebhaft. Fast zu jeder Stunde des Tages hört man die Gebete und Gesänge kommender oder scheidender Wallfahrer. Vorherrschend zeigen sich darunter die Lieder in slavischer Zunge. Die Kirche ist gross und schön. Auf dem Altare zeigt sich in einer Blende das Marienbild zur Verehrung ausgestellt. Es ist von Holz geschnitzt. Das Kind sitzt der Mutter auf dem Schoosse. Mit Zärtlichkeit ruht ihr Auge auf demselben. Fussboden und Altar ist von Marmor, so wie die Kirche überhaupt reich geschmückt ist. Um den Altar her herrscht stets grosses Gedränge. Man sieht hier die frommen Pilger in allen Stellungen der Zerknirschung und Andacht ihre Gebete zu der Gnadenmutter empor senden. Fast alle Trachten der Volksstämme der Monarchie zeigen sich in dem Kreise der Betenden. Ringsum in der Kirche erblickt man Votivtafeln für erlangte Gnaden.

Und nun folge mir der Leser hinaus auf die Zinne des Berges, die Herrlichkeit des Landes zu schauen, welches sich hier dem Auge erschliesst. In dem Glanze der Morgen- oder Abendbeleuchtung geschaut, ist das Bild hier von einem Zauber, welcher in jedem fühlenden Herzen, in welchem die Empfänglichkeit für den Reiz der Natur nicht erloschen ist, einen tiefen, unvergesslichen Eindruck erzeugen muss. Ich habe auf Europens höchsten Alpengipfeln gestanden, ich habe in den ergreifendsten Fernsichten geschwelgt, welche diese erhabenen Zinnen unserer Erde gewähren, mein Ausspruch in diesen Angelegenheiten dürfte also einige Geltung haben, und ich gestehe, dass ich die Aussicht von diesem Punkte aus als eine der überraschendsten erkannt habe, welche sich je mir öffnete. So oft ich auch dahin wiederkehrte, stets erschien sie mir im schimmerndern Glanze und fesselte mein Auge

durch ihren unnennbaren Zauber. Tief zu den Füssen des Schauers zieht hier der majestätische Strom durch das Land. Weit hinauf nach Westen, weit hinab nach Osten, überblickt man seinen Lauf, und die mit jeglichem malerischen Reize geschmückten Ufer mit den Burgen, Klöstern und Schlössern, mit den dunkelnden Waldbergen und den ragenden Klippen. Zwischen Wäldern, Hügeln und Auen tritt der Strom bald hervor mit seinem Silberschimmer, bald bergen sie ihn dem Blicke, und die Wirkung dieses Bildes ist von der reizendsten Art. — Je tiefer gegen Süden, je mehr steigt Hügel an Hügel empor, über diese schauen die höheren ernsten Waldberge herein, und alles überragt endlich der prächtige Zug der Kalkalpenkette, deren Häupter man hier in einem unermesslichen Panorama von beinahe hundert Stunden Länge, von dem Schneeberg und seinen Voralpen, bis an die Gränzmarken Salzburgs, zu des Dachsteins riesigem Felsenhaupte erblickt. Es ist ein grosser Vorwurf für die vaterländische Kunst, dass dieses imposante Panorama noch keine Abbildung fand. — Auf keinem zweiten Punkte in Oesterreich tritt das Profil der Alpenkette, welche Oesterreich und Steiermark scheidet, so klar, so deutlich in allen Umrissen vor als hier. Man erkennt auf den ersten Blick jeden Gipfel, den man früher erstieg. Eine von hier aus entworfene Profilkarte der Alpenkette dürfte diesen in der Oreographie noch immer nicht bearbeiteten Theil der physischen Geographie unsers Vaterlandes seiner Vervollkommnung um Vieles näher bringen. Gerade dem Auge gegenüber erhebt hier der Oetscher, 5969 Fuss hoch, sein kahles Felsenhaupt. Im Frühling, wenn noch die Schneelagen die hohen Zinnen der Alpenkette decken, indessen in den Vorbergen schon der Odem des Lenzes das frische Grün der Wälder wach rief, gewährt dieser Berg ein besonders frappantes Bild in diesem mächtigen Kontraste. Ferner erkennt man deutlich den Schneeberg (6566 Fuss), die Raxalpe, Schneealpe, Veitschalpe, den Hochanger, den Dürrenstein und seine Alpennachbarn am Lunzersee, dann die Riesen Oberösterreichs, den kolossalen Hochpriel, das todte Gebirg am Almsee, den Traunstein, den Kranabithsattel, den Schafberg, den Dachstein u. s. w., sämmtlich zwischen 6—9000 Fuss hoch in die Lüfte emporragend. Immer inniger und inniger fesselt dieses mächtige Bild das Auge des Beschauers; es vermag

sich dasselbe kaum loszureissen von diesen grossartigen Formen, und wenn nun vollends ein heiterer Sommerabend sein magisches Licht über diese himmlische Scene ausstreut, wenn sich Nähe und Ferne in Gold und Purpur taucht, wenn die Berge in Rosengluth schimmern, und der Strom sich mit den Blitzen der letzten Strahlen des scheidenden Gestirns schmücket, dann wird die Macht des Eindruckes überwältigend, wunderbare Gefühle durchströmen die aufgeschlossene Brust, und man weilt, und weilt an dieser wunderreichen Stätte, bis das Dunkel sich niedersenket auf die Flur, die silbernen Sterne aufwärts ziehen, und die Feier der Nacht die gehabten Genüsse auf die würdigste Weise schliesst. — Wäre diese Aussicht im Süden nicht von so überwiegender Art, dass nach derselben ein anderweitiger Eindruck dieser Art gar nicht zu erzeugen ist, so dürfte man auch auf die Uebersicht der Gegend an der Nordseite des Berges aufmerksam machen; sie würde an jeder andern Stelle geeignet erscheinen, der Berücksichtigung empfohlen zu werden, hier aber wird sie von ihrer südlichen Nachbarin auf die entschiedenste Weise in den Schatten gestellt. Es öffnet sich daselbst ein Meer von niedrigen Berggipfeln, in pittoresker Gruppirung von Wald und Fels. Diese Schluchten, deren Durchwandlung dem Geognosten, dem Botaniker und dem Entomologen manche interessante Ausbeute geben, bergen manche zum Theil recht artige Punkte. Es dürfte den Genuss erhöhen, wenn man die Ersteigung des Berges allezeit von der Ost- oder der Nordseite unternähme. Da berührt man mit dem Blicke, der durch den Glanz jenes mächtigen, ergreifenden Panorama's noch nicht geblendet ist, alle diese Punkte, und sie erscheinen alle noch geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Ersteigt man aber den Berg von der Westseite, so nimmt, wenn man die Höhe gewonnen hat, jenes überraschende Bild sogleich und ganz alle Theilnahme in Anspruch, dass alle jene Punkte keiner Beachtung mehr würdig erscheinen.

Vor der Kirche steht ein grosser granitner Steintisch. Auf ihm wurden in jener frühern Zeit vor Entstehung der Wallfahrtskirche jene Mahle eingenommen, womit die Ostermontagsprocessionen zum Kreuzbild an der Eiche gewöhnlich beschlossen wurden. Zwar findet sich an dem Tische die Jahreszahl 1759 eingegraben, allein diese entstand später, aus irgend einer fremd

gebliebenen Veranlassung. Von dieser Tafel stammt auch der Name Maria am Tafelberge her (*ad Tabellas Marianas*), das Verkleinerungswort Maria-Taferl (klein Tafel) entstand im Munde des Volkes. Der österreichische Dialekt liebt die Anwendung der Diminutiven.

Maria-Taferl gehört zur Herrschaft Pöchlarn, über welche ich bereits oben gesprochen habe. Der Gottesdienst in der Kirche wird von Weltgeistlichen versehen. An den grossen Wallfahrtstagen, den Marienfesten u. s. w., wo sich zuweilen mehr als 10,000 Pilger einfinden, erheischt der Beichtdienst u. s. w. eine grosse Anzahl derselben. Die Frequenz des Ortes hat in der letzten Zeit eher zu- als abgenommen, und Maria-Taferl ist dem Oesterreicher noch immer, was Alt-Oettingen dem Baiern, und Maria-Einsiedel dem Schwaben ist. Der hohe Reiz der Naturschönheit, der den Wallfahrtsort umgiebt, wird indessen an keinem Fremden spurlos bleiben, und der Besuch dieser Wallfahrtskirche jedem reiche, unvergessliche Genüsse bereiten. —

XXIX.

St. Michael.

Dorf und Kirchenruine.

Niederösterreich. Viertel ob dem Mannhartsberge.

Das romantische Thal der „Wachau" darf unbestritten zu den malerischsten Parthien des österreichischen Donaustromes gezählt werden. Es fehlt kein landschaftlicher Reiz, dasselbe zu schmücken. Von Emmersdorf bis gegen Stein hinab zieht dieses prächtige Thal, in welchem der mächtige Strom, die wilden Felsenparthien an dessen Ufern, die herrlichen Burgruinen, unter denen Oesterreichs prächtigste Veste, das selbst im Verfalle noch so imposante Aggstein den Vorderplatz einnimmt, die Obst- und Weingärten, die freundlichen Dörfer und malerischen Kirchen sich zu einer Suite der anziehendsten Gemälde vereinen. Es mag sich den gepriesensten Parthien des Rheinstromes kühn entgegenstellen, ohne fürchten zu müssen, bei dieser Parallele zu verlieren. Unser gegenwärtiges Bild führt eine der Episoden aus diesem reizenden Thale vor den Blick. Es ist dies die alte, nun gesperrte Kirche zu St. Michael; wir wollen noch einige Blicke auf die Wachau im Allgemeinen werfen, ehe wir die Leser an dieses in vielfacher Hinsicht höchst interessante Gebäude führen. Seit den Tagen Karls des Grossen ist die Wachau historisch genannt. Schon im zehnten Jahrhundert schenkte Kaiser Ludwig die Weingärten in der Wachau an das Erzstift Passau. Im 14. Jahrhundert finden wir eigene Ritter dieses Namens, welche Lehen besassen, die sonst das Haus Starhemberg vergab. Noch immer wird hier der Weinbau stark

betrieben. Die Wachauerweine sind indessen grösstentheils sehr sauer, und werden meist zu Essigbereitung verwendet. Es giebt aber doch Weinberge im Thal, deren Gewächse sich durch starkes Bouquet, Reinheit, Geist und eine hell orangengelbe Farbe auszeichnen. Sie müssen aber 50—70 Jahre alt werden, um unsern bessern Gebirgsweinen zu gleichen. Die Wachauerweine werden auch häufig zur Mischung fetter ungarischer Weine verwendet, und zu dieser Bestimmung stark nach Oberösterreich und nach Wien verführt. — St. Michael war in den frühern Zeiten ein befestigter Markt; die Pfarre, von welcher Weesendorf als Filiale abhing, gehörte dem Stifte St. Florian, welchem sie im Jahre 1153 Bischof Konrad von Passau schenkte. Diese Pfarre hiess vorzugsweise „die Pfarre in der Wachau." Aus diesem Grunde erhob sich auch im dreizehnten Jahrhundert ein langer Prozess zwischen dem Stifte St. Florian und dem Kloster Altaich in Baiern, weil das erstere Anspruch auf die Kirche zu Spitz machte, als in seinem Sprengel belegen. Das Kloster Altaich behauptet indessen seine ältern Ansprüche auf jene Kirche. In späterer Zeit sank der Ort St. Michael von seiner frühern Bedeutsamkeit immer mehr herab, und ist jetzt ein zwar sehr pittoresk gelegenes, aber ärmliches Dörfchen der Herrschaft Dürrenstein. Jetzt zählt der Ort nur 15 Häuser mit 77 Bewohnern, unter denen sich zwei Weinessigsieder befinden. St. Michael liegt am Fusse des Michaelberges, zwischen den Märkten Spitz und Weesendorf. Zwischen Spitz und St. Michael geht der Granit, der hier die Gebirge bildete, häufiger in Gneiss über, und dieser wird so feinblätterig und reich an Glimmer, und seine Blätter laufen so parallel, dass er sich fast wie Holz spalten lässt. Man findet auch die Strasse zwischen Spitz und St. Michael mit diesen Gneissblöcken so bewehrt, wie man sonst die Strassen mit hölzernen Pfählen geschützt findet. Um St. Michael selbst wird der Granit wieder reiner und gelbkörniger. Die Lage von St. Michael eignet sich sehr zur Befestigung und der Scharfblick der ältern Bewohner wusste dies aufzufassen. Als befestigter Punkt konnte dieser Ort die Strasse längs des Stromes, die ohnedies nicht sehr gut, und der überhängenden, oft abstürzenden Gneissblöcke wegen etwas gefährlich ist, vollkommen beherrschen und sperren. Bei starken Regengüssen geschahen zwischen Spitz und St. Michael

mitunter sehr bedeutende Abstürze von Felsenmassen, und ganze Weinberge erlagen hier schon dem Gewichte der abrollenden Felsen. Die uralte sehr malerische Kirche liegt auf einer Erhöhung. Starke Wälle umgeben sie und verkünden die Wichtigkeit ihrer einstmaligen Befestigung. Die Häuser des Ortes zeugen eben sowohl von hohem Alter und einstigem Wohlstande, als ihr gegenwärtiger Zustand die Dürftigkeit der heutigen Bewohner verkündet. Von dem Anlandungsplatze der Schiffe führt ein schmales finstres Gässchen, zwischen uraltem Gemäuer auf den Hügel, der die Kirche trägt. Ueber einen Graben, vielleicht das Bett eines Giessbaches, gelangt man auf einer alten Zugbrücke von zwei Thürmen vertheidigt an die Kirche. Der eine dieser alten Thürme hat noch einige bewohnbare Gemächer, welche benutzt werden. Die Kirche selbst ist ein mächtiger, kräftiger Bau, in dem Style seiner Formen auf das 13. Jahrhundert deutend. Am Giebel des Daches sind sieben Hasen von Thon geformt zu schauen. Sie sind das alte Wahrzeichen St. Michaels, und die Sage geht, es sei einst hier so grosser Schnee gefallen, dass die ganze Kirche damit dergestalt bedeckt gewesen sei, dass die Hasen über das Dach wegliefen, und zum Andenken habe man dann jene Gebilde aufgestellt. Schultes spricht in seinen „Donaufahrten", als er diese Kirche erwähnt, die sehr wahrscheinliche Vermuthung aus, dass unter diesem ungewöhnlichen Schneefall vermuthlich eine von dem Berge abgestürzte Lavine gemeint sei, und bemerkt bei dieser Gelegenheit auch, dass die Kirche selbst einen Fuss tief eingesunken sei, und auch noch immer in Gefahr stehe, einst unter den Trümmern des nahen Berges begraben zu werden, was allerdings nach dem, was wir so eben oben über die häufigen Felsabstürze dieser Gegend berichteten, nicht ohne Grund ist. — Die Kirche St. Michael ist eines der schönsten Baudenkmale des altteutschen Styles in Oesterreich. Sie ist aber in jeder Beziehung durch Verschönerungssucht und Zeitereignisse sehr verunstaltet. Wer sie erbaute und dem Erzengel weihte, ist nicht mehr urkundlich auszumitteln. Es stand schon im eilften Jahrhundert hier ein Gotteshaus. Dieser alte Bau scheint aber, vielleicht durch Elementarbeschädigung, vielleicht durch kriegerische Ereignisse im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert durch den gegenwärtigen ersetzt worden zu sein. Wenigstens deuten die Bauformen, wie



ich oben schon erwähnte, auf diese Jahrhunderte hin. — Der älteste Grabstein, den ich hier fand, ist aus dem 15. Jahrhundert (von 1443). Bei einer der letzten Restaurationen der Kirche ist man mit ganz besonderm Vandalism zu Werke gegangen. Durch Uebertünchen benahm man zuvörderst dem ehrwürdigen Bau die alterthümliche Farbe, und vermeinte schon dadurch viel gewonnen zu haben. Die herrliche Steinmetzarbeit des Chors mit den Aposteln wurde auf das sorgfältigste verkleistert. Die zahlreichen Bildsäulen der Heiligen, welche augenscheinlich auf den schönen Säulenbündeln an den Wänden ruhten, wurden weggenommen, und als unnützes Geräth zerschlagen; die alten schönen Grabsteinplatten wurden ausgehoben, zersägt und damit die schadhaften Stufen des Presbyteriums ergänzt. Man ersieht, wie systematisch man beflissen war, das alterthümliche Aussehen dieser interessanten Kirche in ihrem Innern zu vernichten. An noch sehenswerthen Ueberresten bemerkt man das herrliche Thor des Thurmes, die alte Steinmetzarbeit: Christus am Oelberge an der Aussenwand der Kirche, eine merkwürdige Grab-Votivtafel mit Farben bemalt und die Inschrift tragend: Hie liegt begraben der erbar Christoforus Zypf der Alte mit all seiner Freundschaft, am Eingange der Kirchthüre die Grabschrift des Ambros Lechzer, Pflegers zu Weesendorf, und Richter in der Wachau von 1518 u. s. w. Die Fenster mit ihren merkwürdigen unsymmetrischen Verzierungen verdienen auch noch einen flüchtigen Blick. Die Kirche ist jetzt gesperrt und gänzlich spoliirt. Paramente u. s. w. kamen alle in die Pfarrkirche nach Weesendorf. Nur eine zerbrochene Glocke ist der altehrwürdigen Kirche noch geblieben; bald wird sie Ruine sein. Ihre Lage wird sie stets zu einem höchst interessanten Punkte der Donaufahrt machen. An der Donauseite steht hier auch noch eine, jetzt als Vorrathskammer benutzte Kapelle. Der Sage nach wäre sie die älteste Kirche der Wachau. Die Bauformen, besonders des Thürmchens sprechen auch für diese Meinung. Urkundlich ist indessen nichts darüber bekannt geworden.

In der Umgebung von St. Michael finden sich mehrere zum Theil sehr interessante Punkte, auf welche wir hier wenigstens in kurzen Andeutungen aufmerksam machen wollen. Vor allen andern ist die Ruine von Aggstein zu nennen, welcher indessen in diesem Werke ein eigenes Blatt gewidmet ist, welchem die

ausführliche Schilderung dieser interessantesten aller alten Vesten Oesterreichs angefügt sein wird. Ferner ist auf dem rechten (südlichen) Donauufer Mitter-Arnsdorf gelegen, das interessanteste unter den vier Dörfern Ober-, Mitter-, Hof- und Bach-Arnsdorf. Auch diese Dörfer sind uralt. Einige wollen sogar das Cetium der Römer hieher setzen. Soviel ist gewiss, dass Münzen der Imperatoren bis gegen die constantinische Zeit hin, hier durch die Pflugschar zu Tage gefördert wurden. Schon im 9. Jahrhundert erscheint urkundlich: „Arnesdorf in Wachouva" als ein Eigen Salzburgs. Die Lage des Ortes ist äusserst freundlich. Die Kirche, das Schulhaus, der Leichenhof liegen wie von einem Garten umgeben. Man findet hier zahlreiche Grabsteine der alten Wachauerbürger. Ihre Wappenschilde und andere Insignien zeugen von dem alten Wohlstand des Thales. — Die Märkte Spitz, Weesendorf und Weissenkirchen mögen ebenfalls als anziehende Punkte in der Umgebung St. Michaels genannt werden. Spitz ist der Hauptort einer Dietrichsteinschen Herrschaft in der Wachau. Der Markt mit 179 Häusern und 1053 Einwohnern liegt am Ausgange des sogenannten Spitzergrabens. Südlich davon erhebt sich der felsige Hausberg, dessen einer Vorsprung die Ruine der Veste Hinterhaus trägt. Die Burg ist schon sehr im Verfalle, bietet aber immer noch ein sehr malerisches Bild, eine der zahlreichen herrlichen Vignetten einer *Voyage pittoresque* durch die Wachau. Ihr Bau, aus Bruchsteinen von Gneiss und Syenit, athmet die ganze Kühnheit des ritterlichen Mittelalters. Die Ringmauer ist noch theilweise erhalten. Der hohe Wartthurm erhebt noch unzerstört seine Zinne. Die Aussicht von hier über Thal und Strom ist höchst reizvoll. Weesendorf ist ein Markt der Herrschaft Dürrenstein, zwischen lauter Weinbergen gelegen; der Wein wird aber meist zur Essigsiederei verwendet. Der Markt zählt 72 Häuser mit 375 Einwohnern. Die Stifter Mök, Garsten, St. Florian, Schlägel und Michelbeuern waren hier schon in den ältesten Zeiten begütert. Die k. k. Jagdremisen hatten unter der Aufsicht eines sogenannten Reisjägers hier ihren Stand. Im 13. Jahrhundert sassen hier Ritter von Weesendorf; Heinrich von Weesendorf vergabte sein Besitzthum 1264 an das Stift in St. Pölten. Weissenkirchen ist ebenfalls ein Markt der Herrschaft Dürrenstein. Hier ist der

Sitz des Magistrates vom Thale Wachau, und der Markt ist daher als der Hauptort dieses interessanten Thales zu betrachten. Er zählt 163 Häuser mit 855 Einwohnern. Hier herrscht lebhafter Verkehr, besonders seit die neue gute Seitenstrasse über den Seibenberg, an dessen Fusse der Markt liegt, angelegt wurde. Diese Strasse führt nach Kottes, Ottenschlag und Rapottenstein, und wird besonders für den Holzhandel benutzt. Im Sommer sieht man täglich aus den Wäldern jener Gegenden die Holzwagen ankommen, welche das Holz bis an die Donau führen, wo es dann von den Schiffmeistern in Weissenkirchen stromabwärts nach Wien und Ungarn verschifft wird. Auch Obst- und Weinbau wird lebhaft betrieben. Die altteutsche Kirche in Weissenkirchen ist sehenswerth. Sie liegt auf einer Anhöhe und ist befestigt. Eine gedeckte Treppe führt zur Kirche hinan. Die mächtigen Kuenringer besassen einst Weissenkirchen. Im dreissigjährigen Kriege ward hier zwischen Schweden und Oesterreichern gekämpft, und 1805 wurde zwischen hier und Dürrenstein das Treffen zwischen Mortier und den Austro-Russen geschlagen, in welchem die letztern den französischen Marschall besiegten, aber den Sieg durch den Tod des Generals Heinrich von Schmidt erkauften (11. Novemb. 1805). Die hohe Felsenwand unterhalb Weissenkirchen, in den groteskesten Formen emportauchend, bildet eine höchst merkwürdige Schlucht, durch welche, bei jenem Gefechte, ein Schulmeister dieser Gegend die Russen den Franzosen in den Rücken führte, wodurch ihre Niederlage entschieden ward. Mit Mühe rettete sich Mortier selbst in einem Kahne über den Strom.

XXX.

I l l o k.

Marktflecken in Slavonien, Komitate Syrmien. Königreich Ungarn.

Von

Joseph von Dorner.

Einen der interessantesten Punkte an den schönen Gestaden Slavoniens bildet das äusserst romantisch gelegene Illok mit einem Bergschlosse, an das sich tausend Erinnerungen aus der tiefbewegten ungarischen Vorzeit knüpfen. Der Marktflecken, mit etwas über 3000 Einwohner, die aus Katholiken, dem grösseren Theile nach aber aus Raitzen, sogenannten Slovenen oder Slavoniern bestehen, die mit den Serben sehr nahe verwandt sind, ist der Hauptort in dem noch zum Provinciale gehörigen Theile Syrmiens, und besitzt ein nettes herrschaftliches Schloss, ein Kloster und Kirche der Franziscaner, eine katholische Pfarre, eine griechisch- nicht unirte Kirche und ein an der Strasse nach Peterwardein liegendes Posthaus. Die Einwohner leben meist vom Weinbau und von der Fischerei, nebenbei treiben sie etwas Fuhrwerk.

So unbedeutend übrigens der Marktflecken heutzutage auch ist, so ansehnlich war derselbe in den früheren Zeiten. Die Einwohner werden unter der Regierung König Matthias als sehr reich und wohlhabend geschildert; aber wie überall in den unteren Donaugegenden, so hat auch hier der Türke, und zum Theil die inneren Zwistigkeiten unter den Königen aus verschiedenen Häusern, für viele Jahrhunderte den Wohlstand des Landes vernichtet.

In den ältesten Urkunden finden wir den Ort unter dem Namen Cuccium angeführt, eine Benennung, deren römischer Ursprung unbezweifelt ist und es wird daraus mit Grund geschlossen, dass schon die Römer den Punkt möchten befestigt haben. Wir haben schon aus den früheren Schilderungen Slavoniens erfahren, dass die Römer ziemlich sicheren Fuss in der Provinz gefasst hatten. Syrmium, das heutige Mittrowitz, war ein sehr berühmter römischer Waffenplatz, und von da breitete sich ihre weltbezwingende Herrschaft längs der Donau bis nach Ober-Pannonien aus. Und diese Herrschaft konnte keine flüchtige sein, denn aller Orten findet man noch fortwährend zahlreiche Reste aus den blühendsten Zeiten ihrer Imperatoren. So werden um Illok jährlich eine grosse Menge Münzen, Votivtafeln, Aschenkrüge und anderes Hausgeräthe aus der Erde gegraben; ja man will im nahen Gebirge die Reste eines Tempels gefunden haben, worauf die Inschrift gesehen worden: *Dianae Sacrum.*

Dieser Zeit des Friedens folgte bald ein wahnsinniges Treiben und Morden, als die barbarischen Völkerschwärme aus Asien herüberdrangen und den römischen Coloss, der viele Jahrhunderte lang der ganzen damals bekannten Welt Gesetze dictirt hatte, erdrückten. Es verwirren sich die Schicksale des Menschengeschlechts und es sind nur unzusammenhängende, sich widersprechende Thatsachen aus diesen grauen Zeiten herübergekommen.

Mit Bestimmtheit wird der sanftmüthige Bela III. genannt, unter dessen Regierung der Marktflecken entstanden sein soll. Das Schloss, in späteren Zeiten Ujlakum genannt, woraus das heutige slavonische Illok entstanden ist, war wohl ein Vermächtniss früherer Zeiten. Aber die Berühmtheit desselben beginnt mit der Familie Ujlak, deren Macht und Ansehen unter 3 Königen in stetem Wachsen begriffen war, und unter König Matthias und seinen Nachfolgern den höchsten Glanzpunkt erreicht hatte. Mit dem Untergange des berühmten Geschlechts, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, verliert sich auch die Geschichte ihres alten Stammschlosses Ujlak, das im Jahre 1526 in die Hände der Türken fiel, und von der Zeit an über 160 Jahre lang unter dem Joche ihrer Herrschaft seufzte.

Schon unter König Matthias war das Ansehen des Hauses Ujlak gefährlich geworden, denn vor seiner Wahl am Rákoser

Felde zum Könige von Ungarn, haben Gara und Niklas von Ujlak, der erstere auf seine Verwandtschaft mit den früheren Königen, der andere auf seinen Reichthum und sein Ansehen sich stützend — nach der Krone gestrebt; aber der erwählte Matthias wusste den stolzen Vasallen Niklas zu besänftigen und seinen Ehrgeiz zu befriedigen, indem er ihm den Titel eines Königs von Bosnien beilegte und seinen Sohn Lorenz zum Herzoge von Ujlak erhob. Nach Matthias Tode wurden die Ansprüche des Herzogs wieder anmassender, er widersetzte sich offen den Befehlen des nachfolgenden Königs und der Bruch war unvermeidlich. Wladislaw II. zog gegen den halsstörrigen Vasallen zu Felde und eroberte seine Burgen. Bartholomäus Drághfy wurde nach Illok gesendet, um das wohlbefestigte Schloss, wo der Herzog Lorenz mit seiner Mutter, der verwittweten Königin von Bosnien, weilte, zu stürmen. Aber Lorenz liess es, von den Umständen hart bedrängt, nicht aufs Aeusserste kommen; er ergab sich auf Gnade, und die einziehenden Belagerer fanden in dem Schlosse eine grosse Menge baares Geld, über 300 kostbare Kleider mit Zobel und Marder gefüttert, ausserdem eine grosse Anzahl goldene und silberne Gefässe und 3000 Fässer des besten syrmischen Weines. Der Herzog wurde aller Aemter und Güter beraubt, seine Mutter mit all' ihren Habseligkeiten nach Ofen abgeführt, wo von dem König 3 Dörfer zu ihrem Unterhalte angewiesen wurden. Der Prozess des Herzogs wurde sehr in die Länge gezogen, bis König Wladislaw durch den Adel des Reichs gezwungen wurde, denselben in seine alten Rechte und Besitzungen wieder einzusetzen.

Mit diesem Herzog Lorenz starb das hochberühmte Geschlecht der Ujlaker aus. Durch eine königliche Verfügung fielen ihre Güter und Schlösser der Familie Zápolya zu. Den Leichnam des letzten Ujlak deckt ein aus rothem Marmor verfertigter Grabstein in der Kirche der Franziscaner zu Illok, worauf folgende Inschrift zu lesen ist: ***Hic est sepultus illustris dominus Laurentius dux de Ujlak filius olim serenissimi domini Nicolai regis Bosniae una cum consorte sua Catharina qui obiit MCCCCC—.*** Die folgenden Zahlen von 1500 dürften verwischt worden sein, da man weiss, dass der Herzog im Jahre 1500 noch lebte, denn er wurde noch im Jahre 1520 bei Zvornik von den Türken besiegt. In derselben Kirche steht diesem Monumente

ein ganz ähnliches gegenüber, und man vermuthet nicht ganz ohne Grund, dass es das Grabmal seines Vaters Niklas von Ujlak ist, da es dieselben Emblemen, einen Reiter und Löwen und dazu eine Krone im Schilde hat.

Bald darauf wurden die Türken Herrn des Landes. Soliman II. eroberte die Burg im Jahre 1526, und erst 1687 gelang es dem Generale Dünewald die Feste sammt dem benachbarten Eszek den Türken wieder abzunehmen. Kaiser Leopold I. verlieh endlich das Schloss mit dem Marktflecken der Familie Odeschalchi, die seit dieser Zeit das Gut unter ihre Besitzungen zählt und das Wappen sowie den Titel der alten Herzöge von Ujlak mit der Abänderung führt, dass sie sich Herzöge von Syrmien nennen.

Zu den denkwürdigsten Gebäuden des alten Felsschlosses gehört die Franziscaner-Kirche sammt dem Kloster, das zum Theil aus den Resten der Burg besteht. So manche theure Erinnerung bewahrt das stille Heiligthum des Klosters und die frommen Brüder erzählen es mit Stolz, dass der berühmte Paul Tomory, ein ausgezeichneter Held aus dem Türkenkriege, überdrüssig der Welt, die ihn in seinen Erwartungen und gerechten Ansprüchen getäuscht hatte, in dem Kloster zu Ujlak im Jahr 1520 das Ordenskleid angezogen. Aber der wohlerworbene Ruf seines Namens gönnte ihm nicht, die erwünschte Ruhe in der Zurückgezogenheit zu geniessen. Die wachsende Gefahr des Reiches rief ihn auf den Kampfplatz zurück, wo auf blutbeflecktem Boden das Schicksal Ungarns ausgefochten werden sollte. Mit Gewalt ernannte man ihn zum Erzbischof von Kolocza, der Pabst musste ihn zwingen die Würde anzunehmen und König Ludwig II. erwählte ihn zugleich zum Generalfeldherrn der unteren Gegenden. Bald darauf bewährte der alte Held seinen wohlbekannten Ruhm. Er führte kampfgerüstet seine Schaaren in die heisse Schlacht von Moháts, wo er der erste als ein Opfer seiner Tapferkeit fiel und mit ihm der Kern des ungarischen Adels.

Noch einen Mann von ausgezeichnetem Rufe nennt die Geschichte, der seine Tage in demselben Kloster beschlossen hat. Es ist der heilige Johann von Capistran. Es wird noch die Zelle bezeichnet, wo der fromme Mann und Held krank und sterbend daniederlag. Ueber dem Eingange dieser Zelle ist eine Inschrift angebracht, welche die Jahreszahl 1729 führt. Sie lautet: *»Vb*

VeXILLo sanCtae CrVCIs gLorIoso Ioanne CapIstrano In sVrMII et pannonIae regIonIbVs strenVe atqVe fortIter eXagItato perICVLa non terrebVnt. Unter dieser Inschrift befindet sich eine gedrängte Erläuterung über sein Leben und seine letzten Tage. Er starb in der Zelle den 23. October 1456 und wurde in der Kirche beigesetzt. Als dann im Jahre 1526 die Türken die Feste eroberten, verkauften diese den Leichnam, der von dem Volke allgemein verehrt wurde, an die griechischen Mönche. Diese brachten die Reliquie unter andächtigem Pompe zuerst nach Baja, von dort nach Nagy Szölös im Ugocser Comitate, wo dieselben Franz Perényi, ein Genosse der Königin Isabella, in einen tiefen Brunnen werfen liess. Die Mönche wurden verjagt und ihre Kirche, die viele Kostbarkeiten enthielt, geplündert. Seit diesem Ereigniss hat man nichts mehr von dem Leichname gehört. Spätere Nachgrabungen in dem bezeichneten Brunnen führten auch nicht zum Zwecke. Somit ist die Angabe in den meisten Reisehandbüchern, dass der Leichnam des Heiligen in der Franziscanerkirche zu Illok sich befinde, irrig.

Die Lage Illoks ist eine der reizendsten in den unteren Donaugegenden. Unsere beiliegende Abbildung ist vom Landungsplatze der Dampfboote aufgenommen, wo man die Slavonier so eben mit Ein- und Ausladen beschäftigt sieht. Von der Höhe des Schlosses geniesst man einen bezaubernden Anblick des umliegenden Weingebirges, zu dessen Füssen der majestätische Donaustrom, mit Schiffen und Barken belebt, seine gewaltigen Fluthen wälzt, die das Auge weit über Peterwardein hinaus verfolgt. Westlich schliesst das schöne Weingebirge sich an die zahlreichen waldbedeckten Höhen an, die bis an die freundlichen Gestade der Save hinaufreichen, wo Bosniens verwilderte Fluren in der blauen Tiefe des Horizonts allmählig schwinden.



XXXI.

Göttweih.

Benedictinerabtei.

Niederösterreich. Viertel ob dem Wienerwalde.

Vor acht Jahrhunderten, als noch der dunkle Wienerwald seine damals grossentheils noch unbetretenen Wildnisse über das Gelände am südlichen Ufer des Donaustromes ausbreitete, als Wien, welchem erst um hundert Jahre später der grosse Babenbergerherzog, Heinrich Jasomirgott, eigentlicher Gründer und Schöpfer ward, noch kaum genannt war, wandelten drei Jünglinge aus edlen Geschlechtern Sachsens, Baierns und Schwabens durch den Wald dahin, und hielten Rast im Waldesschatten, an einer schönen klaren Quelle, am Fusse des Berges, der jetzt die prächtige Abtei trägt. Diese drei Jünglinge, Altmann, Adalbert und Gebhard geheissen, zogen gegen Paris, auf der dortigen Hochschule sich den Studien zu widmen. Alle drei hatten beschlossen in den geistlichen Stand zu treten, und im freundlichen Gespräche über die Hoffnungen ihrer Laufbahn thaten sie gegenseitig das Gelübde, Klöster zu bauen, wenn sie das Glück haben sollten, sich zur bischöflichen Würde empor zu schwingen. Alle drei erreichten dieses Ziel ihrer Wünsche. Adalbert bestieg der erste den Bischofsstuhl zu Würzburg. Entsprossen aus dem edlen Stamme der Grafen von Wels und Formbach, gründete er, auf dem Gebiete seiner Väter, an der rasch dahinströmenden grünen Traun an der Pforte der Alpen, denen sie entrauscht, das Stift Lambach. Gebhard, aus dem Geschlecht der Grafen von

Helfenstein ward Erzbischof von Salzburg, und gründete Admont in dem romantischen Ennsthale. Altmann der Sachse, gedachte, als er Bischof von Passau geworden war, des stillen Plätzchens an jener Quelle und stiftete, in Erinnerung seines Gelübdes, auf diesem Berge Göttweih. Admont ward gleich bei der Stiftung den Benedictinern übergeben, und St. Peter in Salzburg entsandte dahin die erste Colonie. Lambach ward zuerst an zwölf Weltpriester, Göttweih an Chorherrn des heiligen Augustin gegeben, doch schon 1056 berief Adalbert die Benedictiner auch nach Lambach und 1094 Bischof Ulrich von Passau dieselben nach Göttweih. Altmann, einer der energischsten Charaktere seiner Zeit, beurkundete diese Eigenschaft auch in der Sorge für sein neues Stift, auf eben so milde, als grossartige Weise. Er begabte es mit reichen Gütern; doch den Berg selbst, worauf es stand, konnte er ihnen nicht schenken. Erst um 1125 brachten diesen die Mönche von den Besitzern, den Herrn von Traun, an sich. 1072 hatte Altmann sein Stift begründet, schon 1077 sah es ihn selbst, flüchtig von seinem Bischofssitze, in den Wirren des Investiturstreites in Oesterreich. Abermals traf ihn, den Unbeugsamen, dies Geschick im Jahre 1085, und der einst so mächtige, rings um gefürchte Kirchenfürst starb 1091 als Verbannter in Zeiselmauer, unglücklich, im Elende, aber nie die Grösse und Kraft seiner Gesinnung verleugnend. Es ist bemerkenswerth, dass der Ausgang dieser drei Männer sich eben so gleich war, als ihr Geschick im Leben. Adalbert, ebenfalls in den Investiturstreit verwickelt, musste gleich Altmann, seinen Bischofssitz fliehen, und starb 1090 als Verbannter in Lambach. So auch Gebhard, einer der Vorfechter in jenem unglückseligen Streite. Lange als Verbannter in Deutschland irrend, kehrte er erst 1086 nach Salzburg zurück, und starb auf der Veste Hohen-Werfen. Wie Lambach und Admont, so empfing auch Göttweih die irdischen Ueberreste seines Stifters. Altmanns Leichnam ward von Zeiselmauer nach Göttweih gebracht, und der, erst vor einem Jahre (1090) von ihm geweihte Erzbischof Thiemo von Salzburg bestattete ihn daselbst zur Gruft. Altmann hatte, wie wir bereits erwähnten, im Jahre 1072 seine Stiftung begründet. Zuerst baute er die Kirche, und widmete sie der heiligen Erntrud, der frommen Nichte des heiligen Rupert, welche demselben nach Salzburg ge-

folgt war, und im Jahre 585 als erste Aebtissin der Benedictinerinnen auf dem Nonnberge von ihm eingesetzt wurde. Das Kloster ward von 1075 bis 1083 erbaut, in welchem Jahre Altmann dessen Einweihung feierte, und bei dieser Gelegenheit, aus Veranlassung eines Geschenkes, welches ihm der böhmische Herzog (später, 1086 erster König von Böhmen) Wratislav II., mit einem griechischen Madonnenbilde gemacht hatte, die Kirche der Mutter Gottes widmete. Bei den bekannten Gesinnungen Altmanns, welche er nie verleugnete, ward seine Stiftung auch der Zufluchtsort vieler, durch die damaligen Kirchenspaltungen flüchtig gewordenen Fremdlinge. Bald nach seinem Tode war durch diese Fremdlinge Zucht und Ordnung im Stifte gestört, und Bischof Ulrich von Passau sah sich genöthigt, dasselbe zu reformiren. Die Chorherrn unterwarfen sich der Regel des heiligen Benedict, Papst Urban II. bestätigte die Reform, und Hartmann, der Prior des St. Blasienstiftes im Schwarzwalde, erschien, mit einigen seiner Ordens- und Klosterbrüder, als Abt in Göttweih, 1094. Die hohen, unwidersprechlichen Verdienste der Benedictiner um Cultur und Belebung der ihnen zustehenden Gebiete, bewährten sich auch in diesem, ihnen eingeräumten Besitz. Ihre Thätigkeit lichtete den dunklen Forst, beurbarte das Land, und bald erblühte es ringsum in hohem Wohlstande. Später entstand auch hier ein Kloster der Benedictinerinnen, in welchem unter andern hohen Personen auch die Schwester des heiligen Leopold, Markgrafen von Oesterreich, nachdem ihr Gemahl Herzog Borziwoy ihr durch den Tod entrissen worden, den Nonnenschleier trug. Dieses Frauenkloster bestand bis 1557, in welchem Jahre es, da nur noch sieben Nonnen es bewohnten, durch Kaiser Ferdinand I. aufgelöset wurde. Göttweih hat in stetem Fortschreiten seines Glanzes den Klöstern Formbach, Garsten und Seitenstätten Aebte gegeben. In seinen eigenen Vorstehern zählte es ausgezeichnete Männer, unter denen der grosse Gottfried Bessel, der würdige Günstling Carls VI., ein in jeder Beziehung verehrungswürdiger Mann, mit unvergänglichem Schimmer strahlt. Als Staatsmann, Gelehrter und Abt zeigte dieser würdige Mann gleich grosse Eigenschaften. Er stand dem Stifte von 1713 bis 1736 vor. Schwere Anfälle trafen es unter ihm. Eine Feuerbrunst zerstörte das Kloster. Seuchen wütheten, die Ströme traten aus. Neu verherr-

licht erhob die Hand des weisen Abtes sein Stift zu neuem Glanze. 1719 begann er den Bau des jetzigen prächtigen Stiftgebäudes, dessen grösster Theil, so weit es vollendet ist, sein Werk genannt werden darf. Die Bibliothek, die numismatische Sammlung, alle wissenschaftlichen Anstalten des Stiftes hat er neu geschaffen, und trotz aller Unfälle Kassen und Keller gefüllt hinterlassen. Als Gelehrter hat er durch die Herausgabe der Stiftsannalen, des berühmten *Chronicon Gottoiacnse*, (Tegernsee 1732) seinen Namen verewigt. Er war Doctor der Theologie und der Rechte, und Rector Magnificus der Wiener Hochschule. An besonders merkwürdigen Vorfällen ist im Verlaufe der Geschichte Göttweih's nichts zu berichten. Es theilte die Geschicke des Landes in Leid und Freude. Die böhmischen Unruhen, Corvin's Feldzüge, die türkischen Einfälle, so wie die Ereignisse des Erbfolgekrieges 1741, und die beiden französischen Invasionen von 1805 und 1809 gingen alle, mehr oder minder bedeutenden Schaden zufügend, auch an Göttweih vorüber. Durch die erstgenannten Ergebnisse war der Wohlstand des reichen Stiftes so erschüttert worden, dass im Jahre 1561 sogar die fernere Existenz desselben zweifelhaft ward. Die weise Herrschaft des Abtes Michael Herrlich rettete es. Er darf als zweiter Stifter betrachtet werden. Der Türkeneinfall von 1683 traf das Stift befestigt, und die Tartarenhorden prallten ab, an den festen Mauern und tiefen Gräben, welche Abt Mattheus II. 1592 angelegt hatte. Im Erbfolgekriege besetzten Bayern und Franzosen unter Segur die Abtei. Abt Adilo wurde als Geissel von ihnen weggeführt, und das Stift hart mitgenommen. Die beiden französischen Invasionen kosteten ebenfalls bedeutende Summen; unter weiser Verwaltung ging das Stift indessen aus allen diesen Stürmen ungebeugt hervor. Noch immer gehört es mit Mölk und Klosterneuburg zu den reichsten Klöstern Niederösterreichs. Im Volksmunde erhielt jedes der drei genannten Stifter einen Beinamen. Klosterneuburg hiess seiner reichen Weingärten wegen „zum rinnenden Zapfen", Mölk in Beziehung seiner grossen Körnerzehente „zum vollen Metzen" und Göttweih wegen seiner Einkünfte von ausgebreiteten Besitzungen, „zum klingenden Pfennig."

Nach diesem Ueberblicke der Geschichte des Stiftes werfen wir einen Blick auf die Lage, und einzelnen Theile desselben.

Etwas von der Donau entfernt, ohngefähr eine Stunde im Süden derselben von dem Städtchen Mautern entlegen, erhebt es sich 1350 Fuss über dem Meere, also 759 Fuss über dem Donauspiegel bei Krems und Stein, welcher 600 Fuss über dem Meere liegt. Der Berg, welcher das Stiftsgebäude trägt, sieht weit nach allen Richtungen ins Land, und zieht den Blick an. Die Strasse von Krems nach St. Pölten führt dicht an dem Berge vorüber. Der alte Sprachgebrauch hat die Benennung Göttweih eingeführt, eigentlich aber sollte man wohl Gottwik schreiben, denn der Ursprung dieses Namens ist ohne Zweifel das altteutsche Wort Wyk, gleichbedeutend mit *Vicus*, wornach also Gottwyk, so viel als *Dei vicus* Gottesort, andeuten sollte. Wir finden in Teutschland mehrere solche Orte, z. B. Bardewyk, Harderwyk, u. s. w. Indessen ist nun einmal die Schreibart Göttweih angenommen, und auch wir folgen derselben. Der Abt von Göttweih nimmt unter den infulirten Prälaten Niederösterreichs die dritte Stelle ein. (Primas ist der Abt von Mölk, der zweite im Range der Prälat von Klosterneuburg) und ist zugleich Abt von *Szalavàr* in Ungarn. Am Fusse des Klosterberges, am nördlichen Abhange liegt der Markt Furt mit 52 Häusern, und 446 Einwohnern. In seiner Nähe befindet sich eine bemerkenswerthe Thongrube. Gleich ausserhalb des Marktes erhebt sich die Strasse auf den Berg. Gegen Norden, (nach Furt und Mautern gegen die Donau hin) zeigt das Stiftsgebäude seine vollendete Seite. Ungefähr auf halber Bergeshöhe lenkt ein Seitenfahrweg von der grossen Strasse, welche weiter südlich nach St. Pölten führt, nach dem Stifte ab. Stationen mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte unsers Heilandes bezeichnen die Annäherung eines kirchlichen Gebäudes. So erreicht man ein alterthümliches Gehöfte, von Klosterleuten bewohnt. Hier stand einst jenes eben erwähnte Nonnenkloster der Benedictinerinnen; an diesem vorüber betritt man den grossen Hof der Abtei. In diesem Hofe ist die grosse Cisterne, welche mittelst einer Hebemaschine das Wasser aus dem St. Blasienthale empfängt. Die Anlage, nach welcher der grosse Abt Bessel die von der Feuersbrunst im Jahre 1718 zerstörte Abtei wieder erstehen zu lassen gedachte, ist grandios. Leider gestatteten auch hier die, durch die Zeitereignisse anderweitig so sehr in Anspruch genommenen Mittel des Stiftes nicht die Vollendung desselben. Es sollte

sich nach dieser Anlage das Gebäude als ein regelmässiges Parallelogramm darstellen, gleichförmig in vier mächtigen Façaden nach den Himmelsgegenden, im Innern durch einen Quertrakt in zwei Hälften geschieden, im Mittelpunkt dieses Quertraktes das Portal der Kirche. Am 2. Juli 1719 ward der Grundstein des prächtigen Gebäudes durch den kaiserlichen General Grafen Gundaker von Althann im Namen Kaiser Karls VI. gelegt. Vollendet wurde nur die nördliche und östliche, und die Hälfte der südlichen Fronte, von dem Quertrakte die Kirche mit der nördlichen Hälfte des Traktes. Im Jahre 1783 ward der Bau ganz eingestellt. Das Gebäude ist zwei Stockwerke hoch. An den Ecken sind Rundthürme. An der Ostseite stützen ihn kolossale Strebemauern. Hier befinden sich auch die Wirthschaftsgebäude, Stallungen, u. s. w. Die Art des Baues, durch die Localität bedingt, gibt dem Ganzen ein fast festungsmässiges Ansehen. Wir nahen uns der Kirche. Stufen führen zu dem Säulenportale derselben. Die Kirche ist hell und hoch, mit Stukkatur fast überladen. Imposant stellt sich besonders das Musikchor dar. Das Hauptaltarblatt, Mariä Himmelfahrt, ist von Wolf, ein gelungenes Kunstwerk, 1694 gemalt. Von dem sogenannten Kremser Schmidt, einem der geachtetsten vaterländischen Künstler, welcher fast alle grossen Kirchen Niederösterreichs mit einem oder dem andern Werke seines Talents schmückte, zeigen sich auch hier schöne Altarblätter. Eines der ausgezeichnetsten ist die Vision des ersten Abtes in einer der Seitenkapellen. Auch der heilige Benedict desselben Meisters ist ein äusserst wackres Bild. Ueberhaupt zeigen diese vier Seitenkapellen sehr interessante Gemälde und Denkmale, z. B. St. Michael, von Gramberger 1680 gemalt, die Trinitas von Spielberger 1673 und der Fischzug von demselben Meister 1675 gemalt. Ferner St. Magdalena von Wagenschön 1774 gemalt, 1827 restaurirt von Hunglinger. Christus am Kreuz von Bock, vom Jahre 1775 ist auch eine der besten Darstellungen dieses Meisters. In diesen Kapellen befinden sich auch die Monumente der Aebte Gottfried Bessel, und Magnus Klein. Auch in der Eingangshalle zeigen sich mehrere Grabdenkmale der Aebte Göttweih's, zum Theile von schöner Arbeit. Die Chorstüle im Presbyterium sind von ausgezeichnet trefflicher Art. Dort öffnet sich auch der Eingang in die unterirdische Kirche; die Sage geht, diess wäre eigentlich die alte, achthun-

dertjährige, von Altmann gegründete Erntrudiskirche; die Bauformen lassen indessen dieses hohe Alter fast bezweifeln, und deuten eher auf das 14. oder 15. Jahrhundert hin, wo sie dann gleichzeitig mit dem Presbyterium der obern Kirche selbst entstanden wäre. Diese ehrwürdige Halle bewahrt einen silbernen Tabernakel und ein altes Holzbild, Maria mit dem Leichnam des Herrn. Die drei Glöckchen hinter dem Altare bei der Sakristei sind von hohem Alter. Nebenan ist ein Gruftgewölbe. In der Sakristei der grossen Kirche zeigt man die Tumba des Stifters Altmann, reich mit Perlen verziert. Ferner ist hier sehenswerth das goldene Ciborium mit Diamanten und Rubinen; Abt Bessels Bildniss *en Medaillon* ist in dem Innern angebracht. Man zeigt hier kostbare Monstranzen, sowohl durch den Reichthum an Edelsteinen, als durch die künstliche Arbeit bemerkenswerth, so wie mehrere andere Paramente und Gefässe. Reiche Ornate sind zahlreich vorhanden, besonders interessant ist einer aus schwarzem Sammt. Abt Bessel liess ihn aus dem spanischen Hofkleide verfertigen, in welchem er in Wolfenbüttel, als Brautwerber des Kaisers um die Prinzessin Elisabeth erschien, und sie zum Uebertritt zur katholischen Kirche bewog.

Der Eingang in das Stiftsgebäude selbst ist im grossen Hofe neben der Kirche. Im Corridor des Erdgeschosses trifft der Blick des Fremden eine Suite grosser Bilder von Hötzendorf, Darstellungen aus der Geschichte des bewegten Lebens des grossen Stifters von Göttweih, Altmanns, und Ansichten des Stiftes, und seiner Umgegend. Die Haupttreppe, ein eben so edler, als kühner Bau, durch ein Gedicht von Caroline Pichler gefeiert, schmückt eine der schönsten Fresken Paul Trogers. Das Portrait Kaiser Carls VI. ist hier verewigt, der Künstler gab dem Apollo die Züge des Monarchen. In dem obern Gange betritt man zuerst die sogenannten „Kaiserzimmer,“ gänzlich *à la Roccoco* eingerichtet, und geziert. Sie athmen die ernste feierliche Pracht jenes Zeitalters, dem sie angehören. Im grossen Saale befinden sich wieder Ansichten der Umgegend des Stiftes von Hötzendorf. Das Plafondgemälde ist von Piss.

Die wissenschaftlichen Sammlungen befinden sich im östlichen Theile des Convents. Sie bestehen aus der Bibliothek, der Kupferstichsammlung, dem Cabinet der Kunstwerke und Alterthümer,

dem mineralogischen Cabinet, der Naturaliensammlung, dem physikalischen Cabinet, u. s. w. Auch an alten deutschen Bildern ist hier, wie in Mölk, Herzogenburg, Lilienfeld, Klosterneuburg u. s. w. manche höchst interessante Pieçe aus alten Schlössern, Kirchen und Bauernhöfen, wohin sie früher, da man den schätzenswerthen Denkmalen der Kunst des Mittelalters, welche in Oesterreich so gut wie am Rheine in einer eigenthümlichen Schule Treffliches bewahrte, nur wenig achtete, verschleppt wurden, wieder gewonnen, und erhalten worden. —

Die Bibliothek ist zahlreich und gediegen, eine der vorzüglichsten unter den Stiftsbibliotheken Oesterreichs. Schon 1539 war sie so ansehnlich, dass der Abt Bartholomäus († 1541) ein eignes Gebäude für dieselbe errichtete. — Mit der grössten Anstrengung ward der Bücherschatz bei der grossen Brunst im Jahre 1718 gerettet; Abt Bessel, und Abt Klein bereicherten sie mit kostbaren Werken im historischen Fache; sie zählt jetzt an 40,000 Bände. Ihre Einrichtung ist höchst zweckmässig, und ihre Leitung und Aufsicht steht unter einem eben so fähigen, als kenntnissreichen Capitularen als Bibliothekar. Natürlich ist das theologische Fach besonders reich bedacht. Die Philologie erfreut sich einer ungewöhnlichen Zahl Aldiner, bei 200, worunter auch eine Sammlung erotischer Dichter aus Gaming, welche selbst Ebert unbekannt geblieben ist. An Incunabeln, vom Beginne der Buchdruckerkunst bis 1500 finden sich hier weit über 1000 Pieçen, darunter höchst interessante Xylographen, eine schöne Sensenschmidtbibel von 1475, Schäffers erste deutsche Bibel, das erste in Wien gedruckte Buch von 1482, schöne Pergamentdrucke des Theuerdank, ein Plinius von dem ersten Buchdrucker in Venedig von 1469, u. s. w. An Manuscripten besitzt die Bibliothek über 700 signirte Bände, mehrere aus der Carolingerzeit, 13 aus dem eilften, 118 aus dem zwölften Jahrhundert. Zu den sogenannten Raritäten gehören die Briefe des Aeneas Sylvius, die Briefe von Leibnitz an Heräus, die schönen Wappenbücher u. s. w. Unter den *Codic. pict.* glänzt besonders das schon von Primisser besprochene Andachtsbuch mit Darstellungen aus Joh. v. Eyk's Schule. — Die Kupferstichsammlung zählt über 1000 Blätter zum Theil von hoher Seltenheit, und Kunstwerth. Das Cabinet der Kunstwerke und Alterthümer birgt sehenswerthe Schätze; aus



Mautern, dem *Mutinum* der Römer, wurden zahlreiche Gefässe, Bronzen, Geräthschaften u. s. w. hierher geliefert. Ueberhaupt ist zu bedauern, dass die Nachforschungen in Mautern bisher nicht mit jener Energie betrieben wurden, welche, nach dem, was dort bereits zu Tage gefördert wurde, so natürlich wäre. Im Jahre 1824 fand ein Bauer beim Ackern Katakomben daselbst. Man öffnete die Gräber, und fand die Gerippe, Münzen von Gratian, und Constantius u. s. w. Aus dem, was man in dem Kunstcabinet in Göttweih von den Ausgrabungen in Mautern gesammelt hat, ergiebt sich, welche Ausbeute zu hoffen wäre. Einige der Vasen und Bronzen sind von seltner Schönheit. — Aus dem Mittelalter findet man hier mehrere aus der alten Stiftskirche hier geborgene Glasmalereien, aus dem 15. Jahrhundert, ein altes Taufbecken aus Kurffern, vom Jahre 1547, einen Glaspokal von 1578, Adam und Eva aus Alabaster, ein altes Basrelief, die Kreuzigung Christi, mehrere Elfenbeinschnitzwerke, u. s. w. Bei dem Entsatze Wiens 1683 erbeutete man auch das hier aufbewahrte Siegel des Pascha Osman, kurz es finden sich in diesem Cabinette vielfach interessante Piecen. Das mineralogische Cabinet ist nicht unbedeutend.—

Rings um das Stiftsgebäude schlingt sich eine Allee, durch welche auch die grosse Fronleichnamsprocession ihren Zug nimmt. Niemand versäume den Spaziergang durch diese Allee zu machen. Mit jedem Schritte, mit jeder Wendung des Weges öffnet sich eine neue herrliche Aussicht in die Umgebung des Stiftes. Der Wechsel der Fernsichten auf dieser weithinschauenden Bergzinne ist von bezaubernder Schönheit. Im Norden öffnet sich die Aussicht gegen den majestätischen Donaustrom, und weit hinüber, über sein Silberband, in das Gelände des Viertels ob dem Mannhardsberge. Malerisch gruppirt liegt das uralte Mautern, die Ufer verbindende lange Brücke, und das alterthümliche Krems und Stein am jenseitigen Ufer vor dem Blicke. Die Felsenschluchten, welche die Krems durchrauscht, und die Granitmassen bei Dürrenstein und Weissenkirchen, schliessen hier das eben so grosse, als freundliche Bild. Stromabwärts fesselt den Blick das Wetterkreuz mit der hochgelegenen Kirche, und dem freundlichen Schlosse Hollenburg. — Südlich erhebt sich Hügel über Hügel, immer von höher emporsteigenden Waldbergen überragt, und im tiefsten Hintergrunde steigt imposant der Schneeberg empor, und seine riesigen

Gefährten, in der länderscheidenden Alpenkette. Gerade vor sich hat der Blick hier das stille friedliche Waldthal St. Blesien. Man schaut in demselben ein alterthümliches kleines Kirchlein, von einer Mauer umfriedet; es ist dies die stille Ruhestätte der Ordensbrüder, der Friedhof der Benediktiner. Gegen Westen hin ist hügeliges Land, von der Donau besäumt, an deren jenseitigem Gestade der mächtige Jauerling sich 3630 Fuss hoch emporschwingt, und die Aussicht schliesst. — Am Fusse des Berges, der das Stift trägt, sprudelt noch, so frisch und hell wie vor acht Jahrhunderten, die klare Quelle, an welcher einst die drei Jünglinge rasteten. Die interessante Sage, welche sich an sie knüpft, macht sie des Besuches würdig. — So hätten wir denn die Leser in alle Theile dieses interessanten Stiftes geführt, ehrwürdig durch hohes Alter, durch religiöse Bestimmung, und die ehrenvolle Wirksamkeit, welche dasselbe in einer so langen Reihe von Jahrhunderten bewährte, und welche ihm auch Existenz und Wohlstand sicherte, in Perioden, denen so viele ähnliche Anstalten erliegen mussten. — Der Besuch des Stiftes wird dem Fremdling in jeder Beziehung anregende Genüsse bieten. Es ist eine eigene Welt, welche sich auf dieser Höhe gestaltet. Die isolirte Lage bedingte, dass das Stift die nothwendigsten Handwerker im Gebäude selbst halten musste. Eine eigene Aufzugsmaschine fördert die nöthigen Geräthe und Materialien auf den Berg, und so gewährt das eigenthümliche abgeschlossene Leben der Colonie einen frappanten Eindruck. Die nächste Umgegend des Berges, die Thäler und Waldschluchten zu seinen Füssen, öffnen dem Freunde der schönen Natur sowohl, als dem wissenschaftlichen Forscher in dem Reiche der Natur, mehrere höchst interessante Punkte, und der Maler sowohl als der Geognost, der Botaniker und Entomologe wird von den Excursionen daselbst reiche, erfreuliche Ausbeute für Portefeuille und Sammlung mitbringen.

XXXII.

Die neue Strasse durch die Klissura,

Engpass im walachisch-banatischen Grenzgebiet.

Königreich Ungarn.

Von

Joseph von Dorner.

Eines der wichtigsten Probleme, das nicht allein dem Verkehr des österreich'schen Kaiserstaates eine neue Gestaltung, sondern für die gesammten Donauländer von unberechenbaren Folgen sein dürfte, ist unstreitig die Eröffnung einer Wasserstrasse aus dem Herzen Deutschlands nach den fernen Gestaden des schwarzen Meeres, wo drei Welttheile zum gewinnreichen Handel sich einen. Unserer fruchtbringenden Zeit war es vorbehalten, diese Aufgabe, die den tiefblickenden Geist Kaiser Josephs schon vor einem halben Jahrhunderte beschäftigte, ihrer Lösung entgegenzuführen.

Fast unübersteigliche Hindernisse standen solcher Ausführung — den Donaustrom bis in das schwarze Meer schiffbar zu machen — im Wege. Die vielen Sandbänke in den Niederungen, wo der Strom in zahlreichen Armen durch die Ebene schleicht, aber vor allen die Brandungen und Untiefen an den Felsbänken des Izla's und Tachtalia machten die Schiffahrt bis jetzt gefährlich, ja bei nur etwas niederem Wasserstande ganz unmöglich.

Seit die Boote der österreichischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Donau befahren, hat man die Regulirung des Stromes mit Lebhaftigkeit erfasst. Man erkannte die grosse Wichtigkeit des Gegenstandes. Sachverständige bereisten den Strom seiner ganzen Länge nach, entwarfen Pläne und der verewigte Kaiser Franz wies aus seinen Kroneinkünften bedeutende Summen zu den projectirten Wasserbauten an, die von der obersten Wasserbaudirection zu Ofen genehmigt und eingeleitet wurden.

In den oberen Donaugegenden, von Theben abwärts, auf welcher Strecke der Strom den meisten Sand und Gebirgsschutt ablagert, wurde durch Spornbau eine Regulirung der Strombahn versucht. Aber die grösste Schwierigkeit bot das Unternehmen auf der untern Donaustrecke, im Grenzgebiete zwischen den Brandungen und Felsbänken ein Fahrwasser bei jedem Wasserstande zu erzwecken.

Ein grossartiges Unternehmen, einzig in seiner Art, trat dadurch in diesen Gegenden ins Leben. Das hohe Interesse dieses Gegenstandes führt uns wieder in die imposante Felsenenge Klissura zurück, wo Trajans Legionen im Siegesschritt zur Unterjochung Daciens heranrückten.

Schon im Jahre 1832 war der Plan entworfen worden, die gefährlichsten Stellen an den obenberührten Felsbänken so weit zu sprengen, dass eine Durchfahrt selbst bei niederem Wasser möglich gemacht werde. Auch der grosse Donaufall am sogenannten eisernen Thor (*Demircapi* der Türken), eine Meile unterhalb Orsowa — das letzte, aber grösste Hinderniss — sollte durch Aussprengung eines Canals auf serbischer Seite fahrbar gemacht werden, zu welchem Zwecke vielfache Conferenzen mit dem Divan zu Constantinopel gepflogen wurden. Und endlich hatte man den Bau eines Treppelweges durch die Klissura, von Basiasch bis Skella-Cladova beschlossen, um fortan alle Arten Schiffe auch stromaufwärts bequem und sicher durch die Wirbel und Brandungen schleppen zu können.

Und noch im nämlichen Jahre legte man auch schon Hand an das Werk. Ein gefeierter Patriot, Graf Stephan Széchényi, leitete das Unternehmen in der Eigenschaft eines königl. Commissärs, und der geniale Wásárhelyi stand den Arbeiten als dirigirender Ingenieur unmittelbar vor.

Sofort wurde der niedere Wasserstand des Jahres 1832 rasch benutzt, und mit Zuziehung der Bergleute aus den benachbarten banater Gruben sprengte man einen fahrbaren Canal durch die Felsbänke des Izla's. Im nächsten Jahre wurden an den unzugänglichsten Stellen, zwischen der Felsenecke Kasan und Ogradina, wo die Ufer durch thurmhohe Felswände gebildet werden, die Vorarbeiten zum Baue des Treppelweges begonnen. Die Hofstelle billigte nachträglich den Vorschlag des dirigirenden Ingenieurs, Wásárhelyi, statt des Treppelweges eine solide Strasse anzulegen, wohl ahnend, dass Deutschlands und vielleicht Europas Handel mit dem Orient einst diesen Weg nehmen dürfte. — Das riesige Unternehmen trat ins Werk. Ein freudiges Leben erwachte plötzlich in der unzugänglichen Wildniss, wo in den mit spärlichem Gestrippe bewachsenen Felswänden nur Adler gehorstet und noch keines Menschen Fuss geweilt. Es regten sich tausend geschäftige Hände, durch das Unternehmen herbeigelockt, das fröhliche Jauchzen der Arbeitsleute durchdrang wiederhallend vom serbischen Ufer die schauerliche Einöde, und das Getöse der Sprengungen donnerte vielfach durch den düstern Engpass. Die aufgeschreckten Serbier liefen aus den gegenüberliegenden Wäldern und Schluchten haufenweise herbei, das räthselhafte Schauspiel in der Nähe anzustaunen.

Die wilde Beschaffenheit der Gegend bot ungeheure Schwierigkeiten dar. Mit ausserordentlichem Geld- und Zeitaufwande musste jede Fussbreite durch mühsames und gefährliches Sprengen den steilen Uferwänden abgewonnen werden. Die zahlreichen Schluchten und Spaltöffnungen im zerklüfteten Kalkgesteine machten kostspielige Brücken und Unterbaue nöthig. Gegen den mächtigen Andrang der Wogen musste die Strasse gesichert werden.

Gleichwohl war die weite Strecke zwischen der bereits erwähnten Ecke Kasan und dem Dorfe Ogradina im J. 1837 schon vollendet und dient zum Maassstabe dieses ausserordentlichen Unternehmens. Unser beiliegendes Blatt liefert eine wunderschöne Ansicht dieser Strasse, wie sie sich fortwindet am steilen Ufer des reissenden Stromes, dem Dorfe Ogradina zu. Sie hat im Durchschnitt 9, an vielen Stellen selbst 12, auch 14 Schuh Breite, und ist für jedweden Transport geeignet. Eine solide Parapet-Mauer, mit Marmorplatten belegt, die aus den benachbarten Brü-

chen von Svinicza herbeigeschafft wurden, schützt die schöne Strasse gegen den Andrang der Wogen. Was demnach ihre Schönheit und Solidität betrifft, darf sie kühn an die Seite der vorzüglichsten europäischen Strassen gestellt werden.

Ein Theil des grossartigen Unternehmens ist somit ins Leben getreten und der Zweck zum Theil erreicht. Die Dampfboote fahren seit Jahren schon ununterbrochen bis nach Drenkowa, wo ein Segelschiff die Passagiere und Güter an Bord nimmt und die Fahrt bis Orsowa durch die Brandungen und Wirbel ohne Anstand zurücklegt. Bei der Bergfahrt leistet die Strasse den Schiffen vortreffliche Dienste, die aber erst dann ihren beabsichtigten Zweck vollständig erreichen wird, wenn die ganze projectirte Strecke, von Basiasch bis Skella-Cladova zu Stande kommen sollte. Dann eröffnen sich aber auch die freudigsten Hoffnungen für unsern Handel. Constantinopel steht mit Wien in ununterbrochener Verbindung, die durch keinen Wasserstand mehr gefährdet werden kann, und welch' eine unermesslich folgenreiche Zukunft taucht erst auf, wenn wir uns die ungeheuren Projecte unsers Jahrhunderts realisirt denken! Die Deutschen arbeiten mit deutschem Fleisse und Ausdauer an der Verbindung ihrer Hauptströme mit unserer Donau, um ihr die Nordsee zu öffnen; die Engländer suchen auf dem Euphrat eine Strasse nach dem gewürzreichen Indien und die tausendfachen Zweige der Eisenbahnlinien heben alle Räume zwischen den länderverbindenden Meeren des Orients, und die Schätze des neuerwachenden Morgenlandes werden auf der Donau nach dem europäischen Festlande wandern. Unsern Nachkommen wird es vergönnt sein, die Früchte dessen zu geniessen, was wir nur beginnen und träumen konnten.

Während wir in der erhabenen Wildniss der Klissura eine grossartige Idee langsam sich gestalten sehen, dürfte es nicht uninteressant sein, einen flüchtigen Blick auf ein ähnliches Unternehmen zu werfen, durch das ein längst dahingegangenes Geschlecht, der neuen Strasse gegenüber, vor mehr als einem Jahrtausend seinen Ruhm gegründet hat. Es ist der sogenannte römische, oder trajanische Treppelweg, der mit einigen Unterbrechungen von Ujpalanka bis zum Ausgange der Klissura an den steilen Uferwänden sich fortwindet.

An vielen Stellen ist dieser Weg vom Gebirgsschutt bereits verschüttet, aber besonders deutlich verfolgt ihn das Auge an solchen Orten, wo die Ufer durch senkrechte Wände gebildet werden. Da erscheint er als ein 5 bis 6 Schuh breiter Weg, der ungefähr eben so hoch über den mittleren Wasserstand erhaben, mühsam in das felsenfeste Gestein gehauen worden. Stromabwärts bemerkt man viereckige Oeffnungen unterhalb dem bezeichneten Wege in die senkrechte Uferwand gehauen, und an solchen Stellen wird der Weg etwas schmäler. Offenbar dienten diese Oeffnungen dazu, um durch eingefügte Balken den Treppelweg selbst zu erweitern und dadurch das mühsame Meisseln zu ersparen. Wir staunen, wenn wir bedenken, welcher Aufwand von Geduld nöthig war, den Treppelweg in solcher Länge auszuführen, da den Arbeitern kein anderes Mittel als der Meissel zu Gebote stand.

Ohne Zweifel hat dieser Treppelweg zum Schiffzuge gedient. Auf den vielen Heereszügen der Römer gegen die fast unüberwindlichen Dacier mochte in der Klissura, dem Haupt-Uebergangspunkte ihrer Legionen, eine grosse Thätigkeit geherrscht haben. Einige, kaum mehr leserliche Inschriften, die sich in den Felswänden oberhalb Svinicza befinden, belehren uns, dass zu diesen Arbeiten mösische Kriegsvölker unter Kaiser Tiberius verwendet wurden, und zwar die vierte scythische und fünfte macedonische Legion. Griselini hat diese zwei Inschriften folgendermaassen gelesen.

I.

T. AVGVSTO. CAESARI
PONTIF. MA . . . .
MILITES. MOESIAE
F. C. . . . M. . . . P
— — — — —

II.

TIB. CAESARI. AUG. DIVI
AVGVSTI. F. IMPERATORI
PON. MAX. TR. POT. XXX
LEG. IIII. SCYTI. ET. V. MACED.

Wahrscheinlich hat Trajan auf seinen Feldzügen gegen Decebalus den unterhalb Svinicza befindlichen schmalen Weg mit den Oeffnungen angelegt, und die trajanische Tafel, von der wir bereits gehört, dürfte wohl Andeutungen darüber enthalten haben; wir müssen also um so mehr bedauern, dass die Inschrift der erwähnten Tafel unleserlich geworden ist.



XXXIII.

S t e i n.

Stadt. Oesterreich. Viertel ob dem Mannhartsberge.

Wenn man Dürrenstein (siehe unser Panorama, vierte Lieferung, Nr. X.) hinter sich gelassen hat, so führt die Donaufahrt dann bald an den Ausgang des romantischen Thales, in welchem die majestätischen Ruinen dieser herrlichen Burg liegen, es öffnet sich die Aussicht in eine weite Ebene, und der Strom wälzt sich in einer imposanten Breite von mehr denn 600 Schritten hinab. Hier sehen wir denn auch am nördlichen Donauufer das Städtchen Stein, durch eine lange Jochbrücke mit dem am südlichen Ufer gelegenen Städtchen Mautern, durch einen Spaziergang mit Baumgruppen bepflanzt, mit der Kreisstadt des Viertels ob dem Mannhartsberge, Krems, in Verbindung gesetzt. Das Bild, welches hier die Gegend zeigt, ist sehr freundlich und gewinnt durch den Spiegel des grossen Stromes einen hohen Reiz. Auch ist die Umgebung höchst malerisch. Gegen Westen die schöne ernste Schlucht von Dürrenstein, gegen Ost der Hinblick in die unabsehbare Ebene, welcher der Strom, von grünenden Auen besäumt, entgegen wogt, im Süden das schöne freundliche Gelände des Viertels ob dem Wienerwalde, pittoreske Hügel, über welche, auf dem höchsten thronend, das prächtige Stiftsgebäude von Göttweih weithin schimmert, und im Norden die Rebenhügel, an deren Fuss das Städtchen liegt. — Was die Geschichte von Stein betrifft, so wird sie in kurzen Zügen entworfen sein. Der Ursprung Steins verliert sich in die frühesten Tage des Mittelalters. Unter den Babenbergern schon war sie genannt und theilte seitdem fast alle Schicksale mit dem benachbarten Krems, dessen ebenfalls schon im zehnten Jahrhundert Erwähnung geschieht. — Als sich

die mächtigen Zwingherren dieser Gegend, die gewaltigen Kuenringer, welche von ihrer unbezwinglichen Felsenburg Dürrenstein die ganze Gegend beherrschten, gegen den jugendlichen Herzog Friedrich den Streitbaren zu erheben wagten, verheerten ihre Söldner das Land ringsum. Auch gegen Stein kamen sie gezogen und Heinrich der Kuenringer legte das Städtchen in Asche und liess es plündern. Als aber Friedrichs Muth und Tapferkeit die stolzen Vasallen zu Paaren getrieben hatte, als er durch kühne Kriegslist den wilden Hadmar von Kuenring fing und den Trotz der Raubritter gebrochen hatte, erstand auch Stein bald wieder aus dem Schutte und blühte neuerdings auf. Als 1347 die lügenhafte Voraussetzung, das die Juden die Brunnen vergiftet hätten, eine fanatische Verfolgung dieser Unglücklichen in Krems wach rief, wurden alle, welche nicht Gelegenheit fanden, sich auf die Burg des edlen Ritters von Meissau zu retten, welcher, mit einer in jenen Zeiten doppelt achtbaren Milde ihnen Schutz und Obdach gewährte, auf das Grausamste gemordet. Die Gräuel welche dort vorgingen, machten endlich sogar ein Einschreiten der Regierung nöthig. Auf Herzog Albrechts Befehl zog der Erbschenk von Meissau gegen Krems; es erfolgte strenges Gericht. Krems und Stein, deren Bewohner bei diesen Schreckensscenen ebenfalls thätigen Antheil nahmen, wurden um 400 Pfund gestraft, und als sich mehrere kühne Bürger diesem Spruche zu widersetzen wagen wollten, wurden sie nach Stein in Haft gelegt. In späterer Zeit besassen die damals durch ihren reichen Besitz in Oesterreich ausgezeichneten Schaumberger und die Walseer die Veste zu Stein und die Mauth daselbst. 1406 verkauften sie die Burg an die Starhemberger. Stein war zu jenen Zeiten überhaupt gut befestigt, und leistete selbst dem grössten Helden jener Tage, dem grossen Ungarkönig Corvin, tapfern Widerstand. Als dieser 1471 in der Fehde mit Friedrich IV. Oesterreich überschwemmte, und selbst Wien hart bedrängte, unterwarfen sich seine Schaaren auch ringsum das Land. Selbst das damals noch wichtige Tulln war seinen Waffen gefallen; nur Krems und Stein ergaben sich nicht, und ihre Antwort auf jede Aufforderung war nur, dass sie in Allem dem Beispiele Wiens folgen wollten. Auch bei der zweiten Belagerung Wiens durch Corvin (1484) leistete Stein dem Heere des Königs tapfern Widerstand. Es hatte früher sogar noch Schiffe

ausgerüstet, welche sich durch alle ungarischen Strandwachen und Uferschanzen den Weg nach Wien brachen und den Wienern Lebensmittel zuführten; selbst als Wien schon gefallen war, leistete Stein noch Widerstand, und erst 1486 öffnete es, erschöpft an allen Mitteln, sich länger zu vertheidigen, dem Heldenkönig seine Thore. Mit derselben Tapferkeit bewährte Stein die Treue und den Muth seiner Bewohner gegen die Schweden. Als nach der Schlacht von Jankau (6. März 1645) Torstensohn in Oesterreich einrückte, drang er im Sturmschritte gegen Wien vor. Bald wehten seine Fähnlein vor Stein; es ward zur Uebergabe aufgefordert, weigerte sie aber. Die ergrimmten Schweden erstiegen die Mauern im Sturm, am 16. März 1645, und ein furchtbares Wüthen und Plündern erfüllte die Strassen der unglücklichen Stadt. Der Widerstand, den die Bürger geleistet hatten, erbitterte die Schweden so sehr, dass sie fast alle wehrhafte Männer über die Klinge springen liessen. Nur fünf Bürger entrannen durch glückliche Zufälle dem allgemeinen Blutbade. Doch auch von diesen Schlägen erholte sich Stein allgemach wieder. Die beiden französischen Invasionen von 1805 und 1809 brachten wieder Tage der Trübsal über diese Fluren. Im Jahre 1805 besonders ward diese Gegend der Schauplatz wichtiger kriegerischer Ereignisse. Die mit Oesterreich verbündeten Russen waren erschienen. Das sogenannte erste Hilfsheer unter Golenitschew Kutusow war bereits bis an den Inn vorgerückt, als die Tage des Unglücks bei Elchingen, Ulm u. s. w. die österreich'sche Heeresmacht gebrochen hatten. Das russische Heer hatte sich mit der von München her im Rückzuge begriffenen österreich'schen Heeresabtheilung unter dem F.-M.-L. Kienmayer vereinigt. Alles zog nun, von den Feinden gedrängt, nach Oesterreich zurück. Bei Amstetten fand noch ein lebhaftes Gefecht zwischen der russischen Arriergarde und den Grenadieren Oudinots statt. Bei Mautern ging nun Kutusow auf das linke Donauufer über. Mortier hatte schon von Linz aus geeilt, diesen wichtigen Uebergangspunkt früher zu gewinnen, aber vergebens. Am 11. November 1805 wurde er von den Austro-Russen angegriffen. Ein Schulmeister der Gegend führte die Russen über unwegsame Bergschluchten dem Feind in den Rücken. Unfern von Dürrenstein entschied sich der Kampf. Mortier ward geschlagen und konnte sich, nebst dem General

Gazan (beide verwundet) kaum in einem Kahn über die Donau retten. Beinahe eine Halbbrigade ward in die Donau gesprengt, General Graindorge mit 1500 Mann gefangen. Leider ward dieser Sieg durch den Verlust des Generalquartiermeisters F.-M.-L. von Schmidt getrübt, den noch am Schlusse des Gefechtes eine irre Kugel tödtete. Das dankbare Vaterland setzte ihm ein schönes Denkmal zwischen Stein und Krems, in dem Schatten alter Linden, unfern des Donaustromes. Dort erhebt es sich in der Form eines antiken Sarkophages mit schönen Emblemen und Basreliefs von Joseph Pisani.

Stein hat gegenwärtig 210 Häuser mit 1574 Einwohnern. Die Stadt ist lang und schmal an Weinbergen und Felsen hingelehnt gebaut. Eigentlich bildet sie nur eine einzige schmale, schlecht gepflasterte Hauptstrasse mit einigen kurzen Nebengässchen. Eine alte Mauer mit Thürmen und drei Thoren umgiebt die Stadt, im Osten befindet sich das Kremserthor, im Westen das Brückenthor und im Norden das Bergthor. Im Süden, gegen den Strom, ist die Stadt meist offen. Stein steht mit Krems unter einem und demselben Magistrat. Gewerbe, Weinbau, Handel ernähren die Einwohner ziemlich gut. Der Weinbau breitet sich über alle benachbarten Bergabhänge aus und liefert ein Gewächs, welches zu den mittelmässigen österreich'schen Weinen gezählt wird. Die Gewerbe werden lebhaft und thätig betrieben. Die Donauschifffahrt ist für Stein sehr wichtig, und es benutzt in dieser Beziehung alle Vortheile seiner günstigen Lage. Stein ist gleichsam der Hafen von Krems. Es ist die Rhede für alle Schiffe und Flösse, welche aus Schwaben, Baiern und Tyrol den Inn und die Donau herabfahren, so wie für alle zu Berg rudernden Fahrzeuge, welche aus den untern Gegenden und aus Ungarn mit Wein, Getreide oder Waaren befrachtet kommen. Alle bleiben, wenn nicht über Nacht, doch mindestens einige Stunden hier liegen, und da unterhalb Stein die Donau ein kleines Meer, ein Archipelagus wird, auf welchem alle Winde der Windrose oft um die Wette blasen, so geschieht es wohl auch, dass die Schiffe Tagelang hier weilen müssen, bis die Stürme sich beruhigen. Auch die Dampfboote, welche zwischen Wien und Linz fahren, legen bei Stein an, um daselbst sich mit Kohlenvorräthen zu versehen, Reisende abzusetzen und einzunehmen u. s. w. Der Besitzer

des sehr schön gelegenen und gut geleiteten Gasthofes zum Elephanten, Herr Eder, ist zugleich Agent der Donaudampfschifffahrtgesellschaft. Auch ist Stein gleichsam der Stapelplatz für Mähren und Böhmen. Wein, Holz und Obst wird daselbst in grosser Menge eingeschifft und auf der Donau verführt. — An besondern Merkwürdigkeiten ist die kleine Stadt eben nicht sehr reich, doch bietet ihre Durchwandlung mehrere Gegenstände, welche der Aufmerksamkeit des Reisenden nicht unwürdig sind. An dem Kremserthore steht die alte Pfarrkirche; sie war einst Passauisch und ist ein schöner altteutscher Bau, mit kräftigen edlen Formen, welche indessen auf eine wahrhaft merkwürdige Weise in den italienischen Styl durch mehrere Renovationsbauten umgestaltet worden. Der alte ernste Geist jener Formen liess sich indessen doch nicht ganz verbannen, und so zeigen sich jetzt sehr auffallende Contraste. Ihr Inneres birgt ein schönes Altarblatt von dem sogenannten Kremser Schmidt, einem sehr tüchtigen Künstler, von dem man in den meisten Kirchen Niederösterreichs Denkmale findet, welche seinen seltenen Fleiss eben sowohl, als sein Talent beurkunden. Das Altarblatt in der Pfarrkirche in Stein, St. Johann von Nepomuk, ist eines seiner besten Werke. Ich werde Gelegenheit finden, in der Beschreibung von Krems, dem ebenfalls eine Darstellung unsers Panorama's gewidmet ist, auf diesen interessanten vaterländischen Künstler zurückzukommen und werde dort, als am geeignetsten Platze, über seine Herkunft und sein Wirken berichten. — Die Kirche birgt auch mehrere interessante Grabsteine aus dem 15. und 16. Jahrhundert, worunter ich besonders jenen der Familie Wiseut nenne. Viele Grabsteine, darunter leider wahrscheinlich auch mehrere aus älterer Zeit, hat man auf ziemlich vandalische Weise herausgerissen und zum Pflaster an der Kirche verwendet. Sie sind sämmtlich nicht mehr entzifferbar. Bei hohem Wasserstande (die Hochwässer des Stromes werden bei der Lage des Städtchens demselben oft verderblich, und mehrere solcher Hochfluthen leben in der Erinnerung der Bürger) wird die Pfarrkirche nicht selten überschwemmt und für den Gottesdienst unbrauchbar, in diesem Falle wird derselbe dann in die hochgelegene Marienkirche verlegt. Diese steht auf dem Frauen- oder Nonnberge und es führt ein Treppe von beinahe hundert Stufen zu derselben hinan. Der alte Chor dieser Kirche ist merk-

würdig. Der hohe, massive Thurm dient sowohl für Stein, als für Krems zur Feuerwache. Seine Ersteigung lohnt sich durch die überraschend herrliche Fernsicht über die ganze Gegend, welche sich auf seinem Altane öffnet. — Auch diese Kirche ist sehr alt, und schon im 15. Jahrhundert befand sich in derselben das Bürgerspital, welches 1558 vergrössert ward. Es ward indessen 1725 durch eine Feuersbrunst zerstört, und seitdem hat Stein sein Bürgerspital gemeinschaftlich mit Krems. Das alte Rathhaus in Stein ist seiner Fresken wegen sehenswerth. Die ehemalige Minoritenkirche aus dem 14. Jahrhundert verdient ebenfalls einen Besuch. Die schöne hohe Halle in dem Klostergebäude ist ein kühner Bau. — Die alten Freihöfe Steins sind bemerkenswerth. Es waren solche der Passauerhof, der Göttweiherhof, der Gleinkerhof, der Höpplische Hof und der Kremsmünsterhof. Der Göttweiherhof mit seiner Kapelle führt auch den Namen der „Herrschaft Stein," die als ein eignes Gut mit der alten Propstei Unternülb verbunden war. Sehr viele Häuser Steins tragen Wappenschilde und Emblemen, was der Stadt ein alterthümliches Ansehen gibt. Auf dem nicht sehr geräumigen Platze erhebt sich eine Pestsäule. Auf dem Felsenhügel, an dessen Fuss die Stadt gebaut ist, gewahrt man noch spärliche Ruinen der alten Burg Stein, welche Mathias Corvin noch befestigen liess. — Noch können wir die Schilderung dieses Städtchens nicht schliessen, ohne einen Blick auf die Donaubrücke zu werfen, die einzige, welche beide Ufer des Stroms zwischen Wien und Linz verbindet. Sie hat 21 Joche und ist 637 Schritte lang. Der Strom selbst ist bei mittlerem Wasserstande 210 Klafter breit. — Früher scheint die Donau noch breiter gewesen zu sein (Weisskern gibt die Länge der Brücke noch zu 800 Schritte an), und wirklich scheint die bei Mautern angeschwemmte Insel nicht sehr alt zu sein. Die Umgebung von Stein ist nicht arm an interessanten Punkten. Die Auen des Stromes, das benachbarte Dürrenstein, Mautern mit seinen Erinnerungen aus der Römerzeit, Stift Göttweih, Hollenburg und das Wetterkreuz bieten des Pittoresken viel und Mancherlei. Dem Stromfahrer selbst wird das freundliche Städtchen mit seiner heitern Lage an dem prächtigen Strom als ein Bild erscheinen, dem er in seinen Erinnerungen an die Donaufahrt gerne ein Plätzchen gönnen wird.

XXXIV.

Krems.

Kreisstadt. Oesterreich. Viertel ob dem Mannhartsberge.

Krems, die Kreisstadt des Viertels ob dem Mannhartsberge in Niederösterreich, liegt am nördlichen Ufer der Donau, ungefähr zehn Meilen von Wien entfernt, zwischen der Stadt Stein und der Einmündung des Kremsflusses in die Donau, am Abhange des Kremserberges, nahe am Ufer des Stromes. Ihre Entstehung ist nicht mit historischer Gewissheit auszumitteln, doch reicht sie ganz gewiss in die Zeit der Karolinger hinan, da wir im zehnten Jahrhunderte, namentlich unter den Ottonen, 995 der Stadt schon erwähnt finden, und wahrscheinlich nach Sitte und Bedürfniss jener kriegerischen Zeiten auch eine feste Burg dort stand, von welcher ein ritterliches Geschlecht den Namen führte, denn es erscheint auch urkundlich ein Otto von Chremisse, im Jahre 1188. Als die mächtigen Kuenringer, auf ihre Macht und ihre unbezwinglichen Felsenburgen vertrauend, sich selbst gegen ihren Gebieter, den tapfern, jugendkräftigen letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren erhoben, führte der wilde Hadmar von Kuenring, der furchtbarste der Raubritter jener Zeit, der Schrecken aller Donauschiffer, seine reissigen Schaaren von Krems. Sein Bruder Heinrich erstürmte und schleifte die Stadt. Herzog Friedrich brach indessen den Trotz der kühnen Vasallen. Hadmar ward von dem Herzog persönlich gefangen, Heinrich kam nach Wien, um Gnade zu erbitten. Sie ward ihnen ertheilt,

doch mussten sie den verursachten Schaden ersetzen. — Wie bedeutend Krems schon in jenen Tagen der Herrschaft der Babenberger war, beweiset der Umstand, dass auch daselbst eine eigene Münzstätte war, welche erst Leopold der Glorwürdige, im Beginne des 13. Jahrhunderts nach Wien übertrug. Krems erhob sich auch bald wieder nach der erwähnten Zerstörung durch den Kuenringer zum vorigen Wohlstand. Friedrichs des Streitbaren hinterlassene Schwester, die unglückliche vielgeprüfte Dulderin, die verstossene Gemahlin des stolzen Böhmenkönigs Ottokar, lebte ihrem Grame in stiller Abgeschiedenheit auf ihrem Witwensitze in Krems und starb auch dort am 29. October 1267. Noch zeigt man in der Burggasse das Haus, wo sie ihre Augen schloss, um jenseits den Frieden zu finden, den sie hienieden vergebens suchte. Als im 14. Jahrhunderte die Judenverfolgungen in Deutschland begannen, blieb auch Krems von dieser fanatischen Raserei nicht frei. Unter dem gewöhnlichen Vorwande, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, ward ein grauenvolles Gemetzel unter diesen Unglücklichen ins Werk gesetzt. Viele israelitische Familien steckten ihre Häuser in Brand und stürzten sich in die Flammen, um den noch grausamern Martern zu entgehen, unter welchen man ihnen den Tod gab. Die ganze Gegend, bis tief in die Wachau hinein, war in Aufregung. Herzog Albrecht sandte endlich den Schenken von Meissau gegen Krems und Stein, den Hauptsitzen dieser Gräuel, um die Ordnung herzustellen. Zum ewigen Gedächtniss dieser Gräuel ward eine Schrifttafel in der Vorhalle des Rathhauses eingefügt, welche der Nachwelt dieselben kündet. Als der König von Böhmen, Georg Podiebrad, 1458 in Oesterreich einfiel, belagerte er auch Krems. Es leistete aber tapfern Widerstand. Auf Kaiser Friedrichs Geheiss aber öffneten sich ihm freiwillig ihre Thore, um ihn nnd seinen königlichen Sohn Victorin zu bewirthen. Als Friedrich durch die siegreich vordringenden Heere Mathias Corvins 1477 von Wien vertrieben war, hielt Krems fest und treu an seinem Sohn. Fruchtlos belagerte der König Krems, es hielt siegreich Stand und verschmähte jeden Antrag zur Uebergabe, so wie es auch der Gewalt trotzte. Auch als Corvin 1484 Wien zum zweiten Male belagerte, entsendete er Schaaren zur Belagerung Krems, welches indessen auch diesmal tapfern Widerstand leistete, ja



sogar noch Hülfe und Lebensmittel in bewaffneten Schiffen, welche durch alle Stromwachen und Strombatterien durchbrachen, nach Wien sendete. Selbst als Wien schon gefallen war, setzte Krems noch seine kühne Vertheidigung fort und erst als alle Subsistenzmittel erschöpft waren, öffnete es 1486 den Ungarn seine Thore. Ein merkwürdiges Datum in der Geschichte von Krems ist das Jahr 1619. Die empörten Böhmen fielen in Oesterreich ein. Ihre Schaaren unter dem Obersten Carpizon näherten sich Krems; die wehrhaften Bürger zogen dem Feind entgegen und wurden abgeschnitten. Die Stadt schien verloren. Da ergriffen die Frauen die Waffen und vertheidigten die Stadt so heldenmüthig gegen die Böhmen, dass Carpizon abziehen musste. Die Männer kehrten nun heim und mussten natürlich manche Spöttereien von den Amazonen erdulden. Wahrscheinlich liegt in dieser Begebenheit der Ursprung jenes alten Volksscherzes über die Simandel-Bruderschaft in Krems, das heisst, über jene Gesellschaft von Männern, deren Frauen die Herrschaft führen, welche Gesellschaft in Krems ihren Hauptsitz haben soll. — Als nach der Schlacht von Jankau die Schweden unter Torstensohn in Oesterreich eindrangen, ward auch Krems am 19. März 1645 von ihnen erstürmt, nachdem bereits am 16. das nahe Stein gefallen war. Es ward indessen bald wieder von den Schweden geräumt, da es schon 1646 wieder von den Kaiserlichen erobert ward. Dass bei der türkischen Invasion 1683 der Grossvezier es unbegreiflicher Weise ausser Acht liess, sich Krems zu sichern, machte es möglich, dass sich hier am 7. September das Heer des Entsatzes vereinigte und dann zum siegreichen Kampfe zog. In den französischen Invasionen sah auch Krems mehreremale den Feind. Doch ward es, da seine Befestigung für neuere Kriegskunst nicht mehr gewachsen war, keiner Belagerung mehr ausgesetzt.

Krems zählt gegenwärtig, mit Einschluss der kleinen, an der Krems gelegenen vier Vorstädte Hohenstein, Gänseweide, Lederergasse und Gartenau, doch ohne Militär und Fremde, 4500 Einwohner, in 483 Häusern. (Noch im sechszehnten Jahrhunderte betrug die Häuserzahl um 200 mehr.) Die Stadt erhebt sich im Norden gegen den Kremserberg, daher ihre Eintheilung in die obere und untere Stadt. An der Nordseite gewahrt man

noch die Spuren des alten Grabens, welcher die Stadt von dem eigentlichen, mit Reben bepflanzten Kremserberge schied. Gegen Nordost endet die Stadt auf einem Felsrücken, an dessen Fuss die Krems hinströmt, welche im Süden in die Donau mündet. Die alten Ringmauern, zum Theil noch mit Thürmen besetzt, werden jetzt nur noch zu Gartenmauern verwendet. Krems hat 4 Thore mit Thürmen, nämlich im Osten an der Krems das Wienerthor, im Süden gegen den Strom das Höllthor, im Westen gegen Stein das Steinerthor und im Norden das Wächterthor. Zwischen Krems und Stein zieht sich ein mit Bäumen bewachsener Platz, die Promenade der Bewohner beider Städte; hier steht auch unter schattigen Linden das Grabdenkmal, des in dem Treffen bei Dürrenstein, zwischen den Franzosen unter Mortier und den Austro-Russen unter Kutusow gefallenen k. k. F.-M.-L. und Generalquartiermeisters Schmidt. Ohngefähr in der Mitte zwischen beiden Städten steht das ehemalige Capucinerkloster, jetzige Militärspital Und, daher das Volkssprichwort, Krems und Stein seien drei Orte, nämlich Krems, Und und Stein. In Krems ist der Sitz des Kreisamtes für das Viertel ob dem Mannhartsberge, dann befindet sich hier ein Piaristencollegium (1785 den von St. Pölten hieher berufenen Piaristen übergeben), ein schon 1636 von dem Grafen von Althann errichtetes Gymnasium, mit philosophischen Studien und einem Studentenconvict, eine Hauptschule, ein englisches Fräuleinstift, ein Militärknaben-Erziehungshaus, ein Bürgerspital, ein Theater (im Gebäude der aufgehobenen Dominicanerkirche), ein Casino, eine Schiessstätte u. s. w. — Gewerbe, Landbau, Garten- und Weinbau und Handel ernähren die Bewohner. Krems hat zwei bedeutende Jahrmärkte; der Kremser Senf ist ein dieser Stadt eigenthümliches Erzeugniss. Vor dem Wienerthore an der Krems besteht eine k. k. Salpeter- und Pulvererzeugungsanstalt. Wir schreiten nun zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Krems. Sie ist nicht arm an interessanten Baudenkmalen des Mittelalters und trägt noch bedeutende Reste altbürgerlicher Pracht und des einstigen Wohlstandes. Wir besehen zuerst die schöne Piaristenkirche, hoch im nördlichen Theile der Stadt gelegen. Sie ist zwar durch Modernisirung ziemlich entstellt, zählt aber immer noch zu den schöneren altdeutschen Domen des Landes. Das Portal ist sehenswerth. Die

Abseiten, in gleicher Höhe mit dem Schiffe der Kirche, werden durch schöne, schlanke Pfeiler von diesem geschieden. Der Chor zeigt sich sehr imposant und ihn schmücket schöne Steinmetzarbeit. Das Hochaltar ist eine der schönsten Arbeiten des Malers Schmidt, Mariä Himmelfahrt. Dieser Künstler, der Sohn eines Bildhauers zu Grafenwörth, geboren 1718, gestorben 1801, ist unter dem Namen des Kremser Schmidt's in der Kunstwelt bekannt. Sein Lehrer hiess Stormayer. Schmidt ist einer der bedeutendsten vaterländischen Maler. Sein schneller Pinsel war für jene baulustige Zeit wie geschaffen und sein Fleiss staunenswerth. In Oesterreich finden sich fast in allen bedeutendern Kirchen Werke von ihm. Sein Schüler Mayer setzte ihm auf dem Friedhofe in Stein ein einfaches Denkmal. In Krems und Stein zeugen auch viele Frescogemälde von seinem Talente. Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder in die Piaristenkirche zurück. Dort hängen in dem Presbyterium noch zwei alte Fahnen, denen einst die tapfern Kremserbürger folgten, und welche oft siegreich flatterten. In der Gruft befindet sich eine interessante Sculptur, die Grablegung Christi. — Die Pfarrkirche zu St. Veit, in der untern Stadt, hat ein schönes Altarblatt von Abel. Die Spitalkirche zu St. Philipp und Jakob auf der obern Landstrasse ist ein interessanter Bau des 15. Jahrhunderts. Das Rathhaus ist ein alterthümliches festes Gebäude. In seiner Vorhalle ist, wie ich oben erwähnte, jene Schrifttafel wegen der Judenverfolgung eingefügt. Es werden daselbst auch die sogenannten Stadt-Kleinodien, nämlich die goldene Bulle Friedrich's IV., ein schönes Schwert aus dem 16. Jahrhundert, zwei gestickte Sammetbeutel, Geschenke der Landesfürsten, neun silberne und ein in Achat geschnittenes Typar, deren ältestes schon 1318 bekannt war u. s. w. aufbewahrt. Im Rathhause befindet sich das sehr reichhaltige Archiv, mit zahlreichen, für die Geschichte der Stadt höchst merkwürdigen Urkunden. Eines der merkwürdigsten Gebäude von Krems ist der Baumgartenbergerhof, einer der alten Freihöfe der Stadt, deren sie 22 zählte. Der grosse Saal mit Getäfel und Eschenfleder ist sehenswerth, aber im höchsten Grade interessant für die alte Kunst ist der Vorsaal; die Decke desselben ist getäfelt und in 29 Felder getheilt, deren jedes den Namen und das Wappen eines Besitzers zeigt, von Densprüchen nach alterthüm-

licher Weise umgeben. Die meisten dieser Darstellungen sind von 1550—1560. Der sogenannte Templerhof ist ebenfalls bemerkenswerth. Die Kapelle ist untertheilt und bildet einen höchst auffallenden Bau. Der Saal zeigt herrliches Getäfel, mit Namen und Wappenbildern von 1595. In dem obern Stadttheile, unfern des Pulverthurmes, ist auch ein Denkmal der Vertheidigung gegen die Schweden zu schauen. An der Ringmauer ist nämlich die Bildsäule eines Gewappneten in Stein ausgehauen. Die Schweden hielten ihn für einen wirklichen Krieger und schossen ihm den Kopf ab. Dieses jetzt sogenannte Mandel ohne Kopf ist seitdem das Wahrzeigen von Krems geworden. In der Burggasse steht das Haus, in welchem die verstossene Gemahlin Ottokars, Margarethe, starb. Das zierliche Bilderdach am Hohenmarkte mit St. Christoph (von 1468) darf nicht unbemerkt bleiben. Die Thore mit ihren Thürmen, besonders das östliche und westliche, mit Wappentafeln und Sculpturen aus dem 15. Jahrhunderte, verdienen ebenfalls einen Blick. Auf der innern Seite des westlichen Thores bezeichnet eine Steintafel die enorme Wasserhöhe der Ueberschwemmung vom 12. Januar 1573. In einem benachbarten Weinberge des bereits erwähnten ehemaligen Kapucinerklosters Und fand man 1495 eine Quelle, deren Wasser als ein Specificum wider die damals wüthende Pest und gegen die eben zu jener Zeit sich verbreitende Syphilis galt. Ein Hauer hatte diesen Born entdeckt. Der Ruf dieses Brunnens verbreitete sich so schnell, dass später (von 1498—1519) manches Jahr mehr als 20,000 Menschen dort Hülfe suchten. Dieses Wasser ward, wie selbst Weisskorn in seiner Topographie noch berichtet, als der köstlichste Balsam für theures Geld verkauft. Der Hof nahm endlich, der Protestationen der Paters ungeachtet, Besitz von dieser Quelle. Es ward eine Bildsäule daselbst errichtet und das eingehende Geld auf kaiserliche Rechnung in Empfang genommen. Später verlor sich der Glaube an die Heilkraft des Brunnens wieder. Es fehlt in Krems nicht an angenehmen Spaziergängen und Ausflügen. Die bereits oben erwähnte Allee von Maulbeerbäumen und Pappeln, welche beide Städte, Krems und Stein, verbindet, mit ihren Seitenanlagen gegen den Strom hin, ist die besuchteste Wandelbahn. Hier wird an schönen Sommerabenden auch militärische Musik gemacht. Das schöne Kremsthal gegen Rechberg, wo eine 1826 erbaute

Kettenbrücke über die Krems führt, ist ebenfalls ein Ziel der Ausflüge. Schöne Punkte bieten ferner die Auen der Donau, die benachbarte Silber- und Alaungrube, das herrliche Göttweih und a. m., kurz, die alterthümliche Stadt und ihre heitere Umgebung nimmt in mehrfacher Beziehung die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch und darf in jeder Hinsicht zu den merkwürdigen Punkten des Landes Niederösterreich gezählt werden.

XXXV.

Säusenstein.

Klosterruine.

Niederösterreich. Viertel ob dem Wienerwalde.

Von Persenbeug, der prächtigen, auf granitner Klippe stolz thronenden Felsenburg hinabfluthend, bildet der Donaustrom eine grosse Serpentine. In einem mächtigen Halbbogen umschliesst sie die ebene Landschaft. Länger als anderthalb Stunden ist dieser Bogen. Erst oberhalb desselben nimmt der Strom wieder seine östliche Richtung, gegen Marbach und Pechlarn hinwogend. Diese ganze Gegend war früher gefürchtet von den Schiffern. Wir finden sie unter dem Namen der „bösen Beuge" schon in frühester Zeit erwähnt, und es ist wohl ausser Zweifel, dass diese uralte Benennung auch der Felsenburg den Namen gab, der dann später vielfach corrumpirt, als Bösenbeug, Bösenbey, Persenbeug u. s. w. erscheint, welcher letztere endlich das bleibende Recht erhielt. Wir haben in diesem Werke jenem interessanten Schlosse, reich an historischer Erinnerung, und dem Oesterreicher theuer als langjähriger Lieblings-Sommeraufenthalt des unvergesslichen Kaiser Franz I., zugleich ausgezeichnet durch seine imposante pittoreske Lage, bereits ein eignes Blatt gewidmet (Nr. 7, drittes Heft), und verweisen hier auf dasselbe. Wenn man nun den Halbbogen, welchen die Donau bildet, ziemlich umschifft hat, tritt auf einer Landspitze des rechten Ufers die malerische Ruine des alten Cisterzienserstiftes Säusenstein vor den Blick. — An den Felsenklippen des Gestades bricht der Strom seine Wogen schäumend

und mit Getose, daher auch die Benennung des Ortes. Auch dieser Punkt war in früherer Zeit eine von den Schiffern gefürchtete Gegend, bekannt unter dem Namen der *Charybdis pogica*. Bei der bösen Beuge, und bei dieser Klippengegend ist allerdings, besonders die Stromfahrt zu Berge (dem hier zu Lande genannten Gegentrieb), mit Schwierigkeiten mannichfacher Art verbunden; ein solcher Gegentrieb bedarf eines halben Tages, um diese Strecke zurückzulegen, welche ein rüstiger Fussgänger in einer Stunde zu messen vermag. Es wäre ohne Zweifel ein grosser Gewinn für die Schifffahrt, wenn die Halbinsel, welche die Serpentine des Stromes hier bildet, mit einem Kanale durchschnitten würde (etwa von Metzling nach Persenbeug), um so auf dem kürzesten Wege die Verbindung herzustellen. Dadurch wäre auch die Passage von Säusenstein vermieden, welche, durch den Umstand, dass der Strom, zumal bei niederm Stande, so nahe an den Klippen hinbrauset, und Gerölle und Sand, an den gegenüberstehenden antreibt, immer schwieriger wird, so dass, wenn das linke Ufer hier nicht gehörig gereinigt wird, die alte *Charybdis pogica* sich leicht wieder ausbilden kann. Die fortgesetzte kräftige Entwickelung der Dampfschifffahrt, welche auf dieser interessanten Wasserstrasse je länger, je mehr, ein früher ungeahntes Leben wach ruft, dürfte indessen ohnediess eine Regulirung der Stromufer herbeiführen, und somit auch diese wohlthätige Wirkung in dem Erfolge ihrer Ergebnisse tragen. —

Die Stiftung des Cisterzienserklosters Säusenstein fällt in das 14. Jahrhundert. — Eberhard Herr von Walsee, begründete es im Jahre 1334. Die Walseer, aus Schwaben gekommen, spielten im Mittelalter eine höchst bedeutende Rolle in Oesterreich. Günstlinge der Herzoge, ausgezeichnet durch Tapferkeit und reichen Besitz, erschienen sie verwickelt in allen Zuständen des Landes, als eine der einflussreichsten Familien, verschwägert mit den edelsten Häusern. Die Periode ihres höchsten Glanzes und Einflusses fällt in das 14. Jahrhundert. — In dieser Zeit machte sich auch Eberhard von Walsee, welcher die feste Burg Ober-Walsee am Klausenberg erbaute, durch die fromme Stiftung von Säusenstein bemerkbar. Er behielt für seine Stiftung den Namen bei, den der Fels schon in frühester Zeit trug; *Strepidosus lapis* hiess er, von dem Geräusche der anströmenden Wellen. Eberhard

gedachte anfangs dieses Kloster mit Eremiten des heilige Augustin zu bevölkern; da aber die strenge Regel dieses Ordens nicht gestattete, dass selbst er, als Gründer bei der Wahl der Klostergeistlichen frei schalten dürfe, so berief er die Cisterzienser, und übergab seine Stiftung als Filiale erst den Mönchen gleichen Ordens zu Zwettl, später jenen zu Wilhering als Filiale. Das Stift führte den Klosternamen St. Lorenz im Gottesthale (*Vallis Dei*). Schon im nächsten Jahre aber, 1335, erhielt das Stift einen eignen Abt, und war nun selbstständig. Am 21. Januar dieses Jahres stellten die Herzoge von Oesterreich, Albrecht der Lahme und Otto der Fröhliche, den Freiheitsbrief der Stiftung aus. Die Kirche wurde indessen erst 1341 vollendet, und durch den Vicar des Bischofs von Passau (zu dessen Sprengel damals noch dieser Theil von Oesterreich gehörte), Peter von Marchepolis, geweiht. 1345 fertigte Eberhard von Walsee den eigentlichen Stiftsbrief, und 1346 erhielt derselbe die Bestätigung des Papstes Clemens VI. Der erste Abt hiess Ulrich. Dem 13. Abt, Johann von Rossitz, ward 1455 die Ehre des Stabes und der Inful zu Theil, für sich und seine Nachfolger. Die Herren von Walsee errichteten daselbst ihr Erbbegräbniss, und der Stifter Eberhard stieg der erste im Jahre 1357 in die stille Ruhestätte hinab. Hundert sieben und vierzig Jahre später trug man den letzten des Geschlechtes, Herrn Reinprecht von Walsee, zur Gruft. Sein Motto: Thue Recht, und darunter die Worte: *Peristii amor* zeigt sich an seinem Grabmale. Hier zerbrach der Herold das Wappen des erloschenen Stammes, und der ernste Ruf: Walsee, und nimmer Walsee! hallte schauerlich durch das dunkle Gruftgewölbe. Jene sinnige Grabschrift setzte sich der edle Held selbst, und sie erhält durch ihn, der den alten Familienhass zwischen den Schaumburgern und Walseern durch seine Verbindung mit einer Gräfin von Schaumburg austilgte, und durch die Frucht dieser Ehe, einer mit einem Schaumburg vermählten Erbtochter die Walsee'schen reichen Güter eben an dieses Geschlecht übergeben machte, eine doppelt rührende Bedeutsamkeit. — Schultes, in seinen „Donaufahrten" erwähnt, dass im Jahre 1465 das Stift von den Raubherren in den benachbarten Schlössern, welche in den alten Chroniken *Fratres hostiles* genannt wurden, geplündert worden sei. Diese *fratres* waren aber nicht, wie Schultes irrig erwähnt, benachbarte Ritter, sondern



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

W. Bennet

jene herrenlosen Söldner, welche unter dem Namen der „Brüder“ in den Zeiten der Wirren, welche über das Land nach Herzog Albrechts jähem Tode eingebrochen waren, das Land durchstreiften und verheerten. Es waren meist Böhmen und Mähren, wilde Nachgeburten des Hussitenkampfes, in grossen Banden, unter eigenen Hauptleuten sich umhertreibend. Im Jahre 1699 erschien ein eigenes, ziemlich selten gewordenes Werk über dieses Stift, nämlich *Georg. Strobl Scrutinium historicum de veteri novoque statu Vallis Dei. fol.* Nachdem es auf solche Weise fast ein halbes Jahrtausend bestanden hatte, während welcher Zeit 43 Aebte dem Stifte vorstanden, wurde es durch Kaiser Joseph II. 1783 aufgehoben. Die Herrschaft ging in weltlichen Besitz über, und das alte Stiftsgebäude ward nun herrschaftliches Schloss. Zur Ruine ward Säusenstein erst 1809, und es dürfte daher die jüngste in Oesterreich sein. Bei der Invasion des Jahres 1809 waren nämlich die Bewohner alle geflohen, und der Feind traf nur das leere Gebäude. Darüber erzürnt, steckten die Franzosen es in Brand, und es wurde nicht wieder hergestellt. In pittoresker Beziehung stellt sich die Ruine jetzt sehr anziehend dar, und bietet einen höchst malerischen Punkt der Donaufahrt, den wir auch in unserm Werke nicht vermissen lassen durften. — Die alte Gruft mit den Gräbern der Walseer, und mehrerer berühmter Männer aus andern Geschlechtern, welche bis in das siebzehnte Jahrhundert herab hier ihre Ruhestätten fanden, verdient noch immer den Besuch der Fremden, und bleibt die einzige, aber auch beachtenswerthe Merkwürdigkeit von Säusenstein.

Sowie das Fahrzeug vorübergleitet an den malerischen Trümmern des alten Stiftes, an den brandungumschäumten Felsen, so zeigt sich dem Auge wieder eine höchst wechselvolle Scenerie; wieder bergiger werden die Ufer, einen wirksamen Contrast bietend, gegen das flache Gelände der Halbinsel der bösen Beuge. Indessen erheben sich die Höhen hier am rechten, wie am linken Ufer, nur mässig, und als freundliche Hügel. Das Donauthal erhält hier einen neuen Styl. Es sind nicht mehr die wilden pittoresken Klippen, welche den Strom beengen, von Engelhardszell bis Neuhaus, und von Ardaggen bis Bösenbeug, an dem Wirbel und Strudel. Hier verdunkelt sich bereits die Annäherung der Rebenländer, Anmuth und Wärme tritt an die Stelle

des Grossen, Erhabenen und Schauerlichen an der obern Donau. Gern verweilt das Auge an dem milden Reize dieser Fluren, nachdem es sich so lange in die ernsten Formen wilder Gebirge tauchte. So zeigt sich die Stromgegend, welche man nun dahinschifft, als ein Gemälde, frei, lieblich und heiter, und es fehlt auch hier nicht an ausgezeichneten Punkten, welche den Blick fesseln. Die Häusergruppen an den beiden Stromufern sind durch keinerlei historische Merkwürdigkeit ausgezeichnet, keine mächtigen Erinnerungen der Vergangenheit knüpfen sich an sie, aber sie tragen das Gepräge des Friedens und der Ruhe, und gewähren auf diese Weise eine heitere Rast zwischen den merkwürdigen Gegenden, von welchen der Reisende so eben kommt, und zwischen jenen interessanten Punkten, denen er entgegeneilt. Dort von der Höhe schimmert schon der Wallfahrtsort Maria Taferl, einer der pittoreskesten Punkte des Landes, herab. Ihm ist ein eigenes Blatt unseres Werkes gewidmet, welches über seine Merkwürdigkeiten berichten wird. — Bald berühren wir auch das höchst merkwürdige Pöchlarn, genannt im Nibelungenliede, das uralte Arelape, ferner die prächtigen Abteien Mölk, und Göttweih, glanzvolle Punkte vaterländischer Geschichte und Naturschönheit, denen ebenfalls eigene Schilderungen gewidmet sein werden. Somit gibt sich jener anziehende Wechsel, der die Fahrt auf unserm heimischen Strome in so hohem Grade anziehend macht, auch in diesem Theile des Weges allseitig kund, und derselbe erscheint nicht minder geeignet, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln, als irgend einer in dem Lauf des prächtigen Stromes, so weit er das Gebiet des Erzherzogthums berührt.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.



